



223

4 xi





Kleine
Weltgeschichte

zum
Unterricht
und
zur Unterhaltung
von

J. G. A. Galletti,
Professor zu Gotha.

Z KSIĘGOZBIORU
STEFANA HEMPLA



Elfter Theil.

Gotha,
bey C. W. Ettinger, 1803.



WOJEWÓDZKA
BIBLIOTEKA PUBLICZNA
26-600 RADOM

*ksiegi
prze
wojenny*

16142

Inhalt.

Uhtzehntes Kapitel.

Geschichte der calmarschen Union, und der
lutherschen Kirchenveränderung in Däne-
mark und Schweden S. 1

Neunzehntes Kapitel.

Gustav Wasa's Verdienste um Schweden.
Erich XIV wird zuletzt wahnsinnig. Jo-
hann versetzt die Schweden in die Gefahr,
die katholische Religion wieder annehmen

zu müssen. Noch größer wird diese Gefahr unter Siegmund, der endlich den schwedischen Thron seinem Watersbruder Karl IX überlassen muß

S. 49

Zwanzigstes Kapitel.

Polen macht sich seinen Nachbarn, und besonders den Russen, furchtbar. Der russische Staat ist in Gefahr, von den Polen überwältigt zu werden. Liefand kommt größtentheils an Polen. Ursprung des Herzogthums Kurland

104

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Das türkische Reich breitet sich immer weiter aus. Syrien und Aegypten werden türkische Provinzen. Gipfel der türkischen Macht unter Soliman II. Ungern kömmt an das Haus Desfereich. Der persische Schah Abbas erhebt sich zum furchtbaren Nachbar des osmanischen Staats

165

Zwey

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

N. Ferdinand theilt die österreichische Monarchie. Grumbach'sche Handel. Verfolgungsgeist der Katholiken. Uneinigkeit der Protestanten. Concordienbuch. Gebhard von Ebn. Gregorianischer Kalender. Jülicher Erbfolgestreit. Union und Ligue. Kaiser Mathias

S. 220

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Philipp III von Spanien, nebst Lerma und Calderona. Stillstand von Antwerpen. Olden Barneveld. Moriz von Dranien. Arminius und Gomar. Die Holländer setzen sich auf den sundischen und moluckischen Inseln fest; auch verdrängen sie die Portugiesen aus China und Japan. Geschichte dieser Staaten. Die Moriscos werden aus Spanien vertrieben. Pulver-Verschwörung unter Jacob I. Sommerfit, Jacobs Liebling.

Vier

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Frankreich und Ludwig XIII, erst von Marie von Medici und d'Ancre, hernach von Louis, regiert. Richelieu, uneingeschränkter Minister, unterdrückt die Huguenotten, und nimmt sich der Graubündner gegen Spanien an. Spaniens und Frankreichs Einfluß auf Italien, vornehmlich auf Florenz, Savoyen, den Pabst, den mantuanischen Erbfolgestreit

S. 318

Die Bignette auf dem Titelblatte des elften Theiles stellt den Kreml (oder den alten zorischen Pallast) zu Moskau vor.

Auf dem Titelblatte des zehnten Theiles befindet sich die Paulskirche zu London.

Acht

Achtzehntes Kapitel.

Geschichte der calmarschen Union, und der lutherischen Kirchenveränderung in Dänemark und Schweden.

So schreckliche, über Menschen und Länder Unglück verbreitende Anstöße, als die Reformation im Westen von Europa hervorbrachte, sah der Norden unseres Erdtheiles nicht. Hier wurde, so wie in Deutschland, die lutherische Lehre mit ruhiger Entschlossenheit eingeführt, und die Befestigung derselben kostete fast gar keinen Kampf. Die Darstellung dieser Einführung und Befestigung aber ist in die interessante Geschichte Galletti Weltg. 11r Th. II der

der calmarschen Union *) verwebt, die, nachdem sie in einem Zeitraume von 123 Jahren, oft unterbrochen worden war, durch eine Schreckensscene endlich völlig aufgelöst wurde.

Die drey Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen, die, seit der calmarschen Union, unter Einem Beherrscher vereinigt waren, genossen zu wenig gleiche Rechte, als das nicht frühzeitig das Gefühl von Neid und Eifersucht sich hätte regen sollen. Margrethe, welche die drey Reiche beherrschte, behielt doch immer die Vorliebe für die dänische Nation, unter der sie geboren war. Die Dänen waren diejenigen, denen sie ihr meistes Vertrauen widmete, denen sie die vornehmsten Staatsämter verlieh. Die Aufsicht über die schwedischen Festungen bekamen nur dänische Befehlshaber von geprüfter Treue, die sich den Schweden durch unmäßige Forderungen noch verhaßter machten. Die ehemahligen Drosche und Marschälle wurden abgeschafft; die hohe Geist:

*) Theil VIII. S. 344.

Geistlichkeit ließ sich immer mehr für den Hof gewinnen. Dadurch entstand bey den schwedischen Herren sehr natürlich der Gedanke, daß sie bloß als Unterthanen der Dänen betrachtet würden. Dem feurigen Freiheitsgefühle der Schweden aber war dieser Gedanke so unerträglich, daß der Ausbruch ihres Unwillens nur durch das Ansehn der klugen Margrethe noch verhindert wurde.

Wenn die Nachfolger der großen Frau auch ihren Geist, ihr Ansehn gehabt hätten, so würde ihnen die Erhaltung der calmarschen Union doch immer einen schweren Kampf verursacht haben. Ingeburg, die Schwester der Margrethe, war an den Herzog Heinrich von Mecklenburg vermählt. Mit demselben zeugte sie die Prinzessin Marie, die Gemahlin Herzog Bratslaw's VII von Pommern, und die Mutter des Prinzen Erich's, welcher der Margrethe (1419) auf dem Throne folgte. Dieser beförderte die Abneigung, welche die schwedischen Herren gegen die Verbindung mit Dänemark fühlten, noch durch den unglück:

lichen Krieg, den er, des Herzogthums Schleswig wegen, mit dem Grafen von Holstein führte.

Margrethe hatte (1386) den Grafen Gerhard von Holstein mit dem an sein Land gränzenden Herzogthume Schleswig beliehen. Als dieser bey seinem Tode drey unmündige Söhne hinterließ, wollte ihnen Margrethe das schöne Herzogthum Schleswig wieder wegnehmen. Aber Erichs Versuch, es ihnen mit Gewalt zu entreißen, fiel sehr unglücklich aus. Die Dänen, die über 8000 Krieger zählten, wurden von dem Grafen Heinrich, dem ältesten von Gerhards Söhnen, dem sein Vetter der Graf Adolf von Schauenburg mit 800 Mann zu Hülfe zog, (1410) so entscheidend geschlagen, daß die Sieger allein 1800 Pferde erbeuteten, daß ihnen das Pfegeld allein 70000 Mark einbrachte. Dennoch hätte Erich diesen traurigen Krieg, der ihm 200000 Mark kostete, gern fortgesetzt, wenn er von der behutsamern Margrethe nicht davon zurückgehalten worden wäre. Aber nach dem Tode derselben machte Erich (1413) einen neuen

neuen Versuch, sich des Herzogthums Schleswig zu bemächtigen. Er soll, um die Hauptstadt zu erobern, auf 100000 Mann aufgebothen haben. Sie mußte sich (1417) ergeben. Gegen Erichs große Macht schienen die Kräfte der holsteinischen Prinzen, und ihrer wenigen Bundesgenossen, so unbedeutend, daß man das Herzogthum Schleswig schon für verloren hielt. Erich setzte jedoch diesen Krieg, den der Kaiser Siegmund und der Pabst Martin V durch Veraleichsunterhandlungen zu endigen suchten, so langsam fort, daß er erst nach 9 Jahren (1426) die beyden Städte Schleswig (die ihm wieder weggenommen worden war) und Gottorp mit 50000 Mann belagerte. Aber die Hansestädte, die dem Könige des Nordens eine Vermehrung seiner Macht, besonders zur See, gar nicht gönnten, rüsteten für die holsteinischen Prinzen eine aus mehr als 100 Schiffen bestehende, mit 6000 Mann besetzte Flotte aus, die, von dem Prinzen Gerhard geführt, die dänischen Inseln verwüstete und ausplünderte, die (1427) Flensburg, welches der Herzog Heinrich zu Lande belagerte, zu Wasser

Wasser einschloß. Der Herzog Heinrich, der sich die Ehre, in die Festung zuerst einzudringen, von den Hansestädtern nicht wollte entziehen lassen, fiel, die Mauerwerke auf einer Leiter ersteigend, und sein Tod stimmte den Muth der Hansestädter so sehr herab, daß sie sogleich nach Hause seegelten. Da nun das Kriegsvolk der übrigen Städte ihrem Beyspiele folgte, so blieben die Hollsteiner nur noch allein auf dem Kampfsplatze zu Lande übrig. Doch die Hansestädte gingen hierauf (1429) mit einer Flotte von 260 zum Theil sehr großen und vortrefflichen Schiffen, auf welchen sich 12000 Mann Landtruppen befanden, gerade vor Kopenhagen. Der furchtsame Erich verbarg sich im Kloster Sorø; aber seine Gemahlin Philippine, eine englische Prinzessin, machte so gute Vertheidigungsanstalten, daß die, des Krieges ohnedieß überdrüssigen Hansestädter die Belagerung aufhoben. Da sie den hollsteinischen Adolf (auch sein Bruder Gerhard war gestorben) nicht mehr unterstützten, so würde Erich seinen Plan vielleicht noch ausgeführt haben; aber er wurde durch eine Empörung der Schweden daran verhindert.

Der

Der langwährende, unglückliche hollsteinische Krieg hatte besonders auch die Schweden gedrückt. Ihren dringenden Wunsch, sich von dem dänischen Joche zu befreien, brachte Engelbrecht Engelbrechtson, ein Dalecarlier, klein vom Körper, aber groß vom Geiste, und auf Reisen gebildet, zur Erfüllung. Zuerst gieng er mit den Magschritten der Bauern in Westmanland und Dalecarlien nach Kopenhagen. Der Hof verwies ihn an den schwedischen Reichsrath. Als dieser nicht helfen konnte, versicherte sich Engelbrecht, von seinen Freunden und Anhängern unterstützt, einiger Schlösser. Der Reichsrath trat auf seine Seite. Gegen 100000 Schweden rotteten sich in herum schwärmenden, aber doch Kriegszucht beobachtenden Haufen zusammen. Man kündigte dem Könige Erich den Gehorsam auf; man belagerte Stockholm, welches von seiner Mannschaft noch besetzt war. Erich befand sich in einem so lebhaften Gedränge, daß er (1434) einen Vergleich eingehen mußte. Zwar wollte er ihn, im Einverständnisse mit der Geistlichkeit, nicht halten, und auf einer Reichsversammlung zu Arboga (1436) seine

seine Rechte auf die schwedische Herrschaft wieder geltend machen; aber die schwedischen Herren hatten alle Neigung zu ihm so sehr verlohren, daß sie alle Verbindung mit ihm aufgaben, daß sie den Karl Knutson Bonde, den sowohl auf Reisen als im Kriege gebildeten Abstammling einer edlen Familie, zum Reichsvorsteher, und den braven Engelbrecht zum Oberfeldherrn ernannten. Doch Engelbrecht, den der Reichsvorsteher nach Stockholm eingeladen hatte, wurde, auf dem Wege dahin, von Bengt Stenison, einem Anhänger des Königes, ermordet. Da Knutson die Verfolgung der Mörder untersagte, so machte er sich des Einverständnisses mit demselben verdächtig. Dieser Verdacht, und der Meid, den verschiedene Große über Knutsons Erhebung empfanden, war Ursache, daß man von der hohen Geistlichkeit zur Erneuerung der Union sich bereden ließ. Die Hauptbedingungen, die man bey dieser Erneuerung festsetzte, waren, daß Schweden seinen eignen Drost haben, daß der König sich zuweilen in diesem Reiche aufhalten sollte.

Erich,

Erich, der von Zeit zu Zeit einige Neigung, das Beste der ihm unterworfenen Nationen zu befördern, blicken ließ, besaß zu wenig Verstand, besaß zu wenig die Gabe, seine Heftigkeit zu mäßigen, und genoß dabey doch nicht des angenehmen Gefühls, daß sich jemand vor ihm fürchtete. Dieß erfuhr er, als er die dänische Thronfolge seinem Vetter, dem Herzoge Bogislaw von Pommern, zuwenden, als er die Regierung mit ihm theilen wollte. Die Reichsstände äusserten ihren Widerspruch dagegen so laut, daß Erich heimlich nach Danzig entwich, daß er es kaum wagte, wieder zurückzukommen. Als er die genauer bestimmten Punkte der Union von neuem unterzeichnet hatte, entfernte er sich (1437) abermahls, begab er sich auf die Insel Gottland. Da er nun dem Herzoge von Pommern die Insel Rügen schenkte, so hielten sich die dänischen Reichsstände berechtigt, ihm die Regierung aufzukündigen, und seinen Schwestersohn, den Pfalzgrafen Christoph, Herzogen von Bayern, erst zum Reichsverweser, und hernach zum Könige, zu wählen. Die Reichsräthe von Norwegen und

und Schweden waren bey dieser Thronveränderung gar nicht um ihre Meynung gefragt worden; dennoch brachte es der gutmüthige Christoph, von dem Reichsvorsteher Karl Knutson unterstützt, dahin, daß ihn (1443) alle 3 nordischen Reiche für ihren König anerkannten. Seine ruhige Regierung dauerte aber auch nur 5 Jahre (bis 1448). Erich, der sich indessen mit Verräubern beschäftigte, starb (1459) 11 Jahre später zu Düngwalde.

Nach Christophs Tode stimmten die dänischen Reichsstände erst für den Herzog Adolf von Schleswig und Holstein. Dieser schlug ihnen aber, die Ehre der Krone sich verbittend, seinen Schweftersohn, den Grafen Christian von Oldenburg, den nächsten weiblichen Abstammung des alten dänischen Königs Hauses, zu ihrem Beherrscher vor. Christian I wurde hierauf nicht nur in Dänemark, sondern auch in Norwegen, als König anerkannt. Er mußte jedoch 1) Dänemark für ein freies Wahlreich erkennen, und 2) sich verbindlich machen, ohne Zuziehung des Reichsraths, über Krieg, Frieden,

den, Bündnisse, über die Besetzung von Staatsämtern und Hospitellen, über neue Auflagen, nichts zu entscheiden. So kam das oldenburgische Grafengeschlecht auf den dänischen Thron.

Dem oldenburgischen Grafengeschlechte wurde aber der Weg zum schwedischen Throne sehr erschwert. Die schwedische Reichsversammlung, welche die Verbindung mit Dänemark nicht länger fortsetzen wollte, wählte (1448 Jun.) den bisherigen Reichsverweser Karl Knutson zum Könige. Für ihn erklärten sich auch die Norweger. Aber Karl schmeichelte der hohen Geistlichkeit zu wenig. Der Mann, der an der Spitze derselben stand, der Erzbischof Jöns von Upsala, neigte sich daher auf Christians Seite hin, und verabredete mit verschiedenen geistlichen und weltlichen Herren eine Thronveränderung. Man schlug an die Kirchthüre zu Upsala eine Art von Fehdebrief an, worin man Karl der Unterdrückung der Geistlichen und Weltlichen beschuldigte, worin man ihn für einen Ketzer erklärte, der böse Leute zu Rathe jöge, unnöthige Kriege führe. Der

muth:

muthvolle Erzbischof vertauschte Hut und Stab gegen Harnisch, Helm und Schwerdt, um sich an die Spitze des Kriegsvolkes zu stellen, welches Karls Absetzung bewirken sollte. Karl, der in der Geschwindigkeit 1400 zu Pferde und 300 zu Fuße zusammenbrachte, benahm sich bey der Vertheidigung seiner Rechte unvorsichtig. Er ließ (1457 Febr.) seinen Leuten zu lange Zeit, sich zu wärmen, zu trinken und zu schlafen. Seine betrunkenenen Reiter konnten einem unvermutheten Angriffe so wenig Widerstand leisten, daß sie sich bald zerstreuten. Karl, der selbst stark verwundet war, und sein Pferd verloren hatte, mußte auf einem alten Gaul, nur von einem Diener begleitet, nach Stockholm flüchten, wo man ihn in der Nacht nicht efnlassen wollte. Die Hauptstadt wurde nun von dem Heere des Erzbischofs belagert. Karl, der auch von den Bürgern sich verlassen sah, mußte abermahls fliehen. Er floh nach Danzig. Seine beyden Töchter setzte man, der kalten Jahreszeit ungeachtet, auf ein Schiff, damit sie ihren Vater auffuchen könnten. Jöns ließ sich, um seinem Verfahren ein stärkeres An-

Ansehn des Rechts zu geben, vom Pabst eine Absolutionsbulle ausfertigen. Diese erklärte Karl für einen Tyrannen, für einen Feind der Priester, der sich unterstanden habe, an den geistlichen Väthern sich zu vergreifen.

Jöns, der seine Ergebenheit für die den Schweden so verhaßte dänische Regierung anfangs schlan zu verbergen wußte, unterhandelte jedoch für den König Christian so glücklich, daß dieser schon gebaute Fürst, der den Schweden große Vorrechte, der ihnen nicht nur gegen Karl, sondern auch gegen Polen, Hülfe versprach, (im Jun.) wirklich auch zum Könige von Schweden gewählt wurde.

Christians I schwedische Regierung blieb, so lange er die Geistlichen an derselben Theil nehmen ließ, ganz ruhig, und sie schien den Schweden nicht unangenehm. Als er aber die verpfändeten Kammergüter zurückforderte, als er die Unterthanen mit einer drückenden Abgabe belegte, als er den Erzbischof, der ihm zu kühn widersprach, in

das Gefängniß warf, so brach (1463) der Unwille der Geistlichen, und der von denselben gereizten Bauern, in einen Aufruhr aus. Die letztern schloßen die Hauptstadt ein; aber Christian ließ viele von ihnen niederhauen. Er suchte sein Verfahren bey dem Pabst Pius II zu rechtfertigen; dieser verzieh ihm jedoch eben so wenig, als die schwedischen Domcapitel. Man drohete ihm vielmehr mit dem Banne. Dieß hielt ihn aber nicht ab, den Erzbischof nach Kopenhagen bringen zu lassen. Hierauf warf sich jedoch (1464) der Bischof Kertil von Linköping zum Haupte einer Volksempörung auf. Man kündigte Christianen den Gehorsam auf. Eine Niederlage seines Heeres nöthigte ihn, nach Dänemark zu fliehen, und Karl Knutson wurde wieder auf den schwedischen Thron gerufen.

Karls hatten sich indessen die Hansestädte freundschaftlich angenommen. Die Stadt Danzig ließ ihn 40000 Thaler, und auch die deutschen Ritter unterstützten ihn mit Geld. Jetzt saß er wieder auf dem Throne. Aber der seine Rechte fühlende König gerieth mit

mit den herrschsüchtigen Prälaten, von welchen er sich nicht genug lenken ließ, in einen so lebhaften Streit, daß er (1465) in Stockholm eingeschlossen wurde. Die Macht der Gegenparthey zeigte sich so furchtbar, daß sich Karl vor den Bischöfen demüthigen, daß er der Krone entsagen, und mit einem Theile Finnlands sich begnügen mußte. Da jedoch der Erzbischof, als Reichsvorsteher, gar zu mächtig handelte, so brachten es Karls Anhänger, unter welchen die Sturen die vornehmsten Rollen spielten, (1467) dahin, daß er wieder zur Regierung gelangte. Eben war er im Begriffe, die Ehre der Krone in Ruhe zu genießen, als ihn (1470) der Tod im 6ten Jahre seines Alters überraschte. Er vereinigte mit seinem ansehnlichen Körperbau viel Verstand und Entschlossenheit.

Christian I glaubte jetzt einen glücklichen Versuch machen zu können, des schwedischen Thrones sich wieder zu bemächtigen. Aber dieser Versuch fiel (1471) so ungünstig aus, daß er 2000 Mann verlor, und sich kaum nach Kalmar rettete; daß er alle Neigung, sich

sich Schweden zu unterwerfen, aufgab. Auch hatten die Dänen, die die Fortdauer der calmarschen Union gar nicht wünschten, nicht die geringste Lust, seine Unternehmungen gegen Schweden zu unterstützen. Der überhaupt sehr eingeschränkte Christian I, ein ansehnlich gebildeter, gutmüthiger, edler Fürst, hatte (1481) seinen Sohn Johann zum Nachfolger, der sich noch härtern Capitulationsbedingungen unterwerfen mußte. Die königliche Macht wurde auch dadurch vermindert, daß er Schleswig und Hollstein, welches vom Kaiser (1474) zum Herzogthume erhoben worden war, mit seinem Bruder Friedrich theilen mußte. Dagegen bemühte er sich nun, auch als König von Schweden anerkannt zu werden.

In Schweden erhielt Sten Sture, Karls Schwestersohn, den er der Nation zum Reichsvorsteher empfohlen hatte, ein feiner, kluger, tapfter Herr, einer der größten Männer Schwedens, Ruhe und Ordnung so vortrefflich, daß man alle Ursache hatte, sich unter seiner Regierung glücklich zu preisen. Dennoch ließen sich (1483) der

Erz-

Erzbischof, und andre schwedische Herren, die den König lieber in der Ferne, als in der Nähe hatten, durch die schmeichelhaften Versprechungen desselben zur Erneuerung der Union verleiten. Sten Sture blieb zwar noch immer Reichsvorsteher; endlich brachte es Johanns Parthey (1497) aber doch dahin, daß ihn der Reichsrath abdankte.

Sture's Anhänger waren aber noch immer zahlreich. Um sie zu unterdrücken, kam Johann mit einem ansehnlichen Heere von brandenburgischen, und andern deutschen Hülfstruppen nach Schweden. Er eroberte Calmar; er schlug die Mannschaft der Dalecarle, die sich mit Sture vereinigen wollte. Da Sture aber den größten Theil der gemeinen Schweden noch auf seiner Seite hatte, so entschloß sich Johann, durch Vermittlung der Geistlichkeit, sich mit Sturen zu vergleichen. Johann blieb Unionskönig von Schweden; Sture aber sollte über einen großen Theil des Landes als Reichshofmeister regieren. Dieser Vergleich kostete dem Johann 120000 Thaler, und schon damals äußerte ein Däne, daß der bey

Galletti Weltg. 11r Th. B dieser

dieser Gelegenheit angestellten Feyerlichkeit weiter nichts, als ein Scharfrichter, fehlte. Derjenige, der ihn künftig mitbrachte, Johannis Sohn, Christian, wurde damals zu seinem Nachfolger ernannt.

Johann, nicht zufrieden, auch die schwedische Krone zu besitzen, wagte (1500) einen Versuch, die Dithmarscher, die, einer kaiserlichen Verordnung zufolge, dem Herzogthume Hollstein einverleibt werden sollten, zur Anerkennung seiner Herrschaft zu zwingen. Er bestimmte hierzu ein Heer von 30000 Mann. Aber der von Gräben und Gebüsch durchschnittenen leimige Boden, und die regnige, kalte Witterung halfen den entschlossenen Dithmarschern ihre Freiheit so glücklich vertheidigen, daß Johann nicht nur 11000 Mann, sondern auch sein Geschütz, seine Tafelgeschirr, ja sogar die Danebrogsfahne, verlor.

Die mißvergnügten Schweden, und vornehmlich Sten Sture, wurden (1501) durch das Unglück, welches die dänische Macht erlitten hatte, aufgemuntert, von der dänischen

schen Oberherrschaft sich wieder zu befreien. Johann hatte zwar zu Stockholm seine Gemahlin Christine mit 2000 Mann zurückgelassen; als diese aber ihre Mannschaft bis auf 80 Köpfe vermindert sah, mußte sie das Schloß (1502) gleichfalls übergeben. Indessen hatten die Reichsstände dem Johann den Gehorsam angekündigt, und den Sten Sture wieder zum Reichsvorsteher ernannt. Johannis Plan, Schweden wieder zu erobern, wurde auch durch die feindliche Behandlung der Hansestädte, die mit Sturen im Einverständnisse waren, und durch eine Empörung in Norwegen vereitelt. Doch Sture überlebte diesen Zeitpunkt nicht lange (bis 1503 Dec.). Seine Verdienste um sein Vaterland sind sehr ausgezeichnet. Er brachte die politischen Partheyen desselben in das gehörige Gleichgewicht, indem er dem übermüthigen Adel in den Deputirten der Städte und der Freybauern einen Damm entgegensetzte, indem er die Eifersucht zwischen den Geistlichen und Wäldlichen mit Schlaueit zu unterhalten wußte. Ihm dankt Schweden aber auch seine erste Buchdruckerey, und seine Universität zu Stockholm.

Er hinterließ keinen Sohn. Die schwedischen Reichsstände wählten daher (1504 Jan.) seinen Bruderssohn Svante Nielsön Sture zum Reichsvorsteher. Dieser gewann nicht nur seine Landsleute, sondern auch die Hansestädte, so glücklich, daß Johanns Versuche auf Schweden nicht gelingen konnten. Nicht so glücklich war sein Sohn Sten Sture der Jüngere, (s. 1512) ein tapftrer, aber doch friedlich gesinnter, ein kluger und gutdenkender Herr.

Der König Johann, dessen Verfahren zuweilen allerdings mit Härte und Grausamkeit bezeichnet war, hinterließ (1513 Febr.) das Reich seinem Sohne Christian II, einem Prinzen, der Geisteskräfte, Muth, Kenntnisse in vorzüglichem Maße vereinigend, von Wankelmuth, und Unvorsichtigkeit sich nur zu oft beherrschen ließ. Die Einschränkungen der Regierung, die sich seine Vorgänger hatten gefallen lassen müssen, wünschte er eben so sehr zu entfernen, als er dem Uebermuth der Hansestädte zu unterdrücken sich bemühte. Hätte er diesen Plan mit Klugheit ausgeführt, so würde er auf ein ausgezeich-

zeichnetes Lob Anspruch machen können. Aber Christian II bewies bey der Ausführung seines Planes zu wenig Festigkeit des Charakters und Behutsamkeit; er ließ sich zu sehr von Weibern und deren Günstlingen beherrschen.

Christian II vermählte sich (1515) mit der Prinzessin Isabella, der Schwester Kaiser Karls V, die ihm einen Brautschatz von 250000 Goldgulden mitbrachte. Schon acht Jahre früher (seit 1507) liebte er aber ein außerordentlich schönes niederländisches Mädchen, Namens Däncke, die Tochter einer Niederländerin, Siegbritte, eines schlauen Weibes, die sich erst als Kesselfrämerin, und hernach als Gastwirthin zu Bergen in Norwegen, manche Erfahrung gesammelt, und manche, nicht gemeine Kenntnisse erworben hatte. Auf die Reize der Tochter machte der Kanzler Bockendorp Christian II zuerst aufmerksam, und die listige Siegbritte benutzte die Gewalt, die ihre Tochter über den König besaß, um sich auf die Regierung desselben einen entscheidenden Einfluß zu verschaffen. Sie war es, die ihn auf die eiaent-

eigentlichen Staatskräfte seines Reiches erst recht aufmerksam machte, die ihn die Wichtigkeit des Handels für seine Unterthanen fühlen lehrte. Christian II sah nunmehr die Nothwendigkeit ein, die großen Handelsvorrechte, welche die Hansestädte in seinen Reichen besaßen, in engere Gränzen zu ziehen, und der Handelsthätigkeit seiner eignen Nation einen lebhaftern Schwung zu geben. Die Dänen suchten sich einen Seesweg durch das Eismeer zu bahnen. Sie legten (1516) zu Iwanogrod und Nowogrod in Rußland Handlungsgesellschaften an. Kopenhagen bekam die Stapelgerechtigkeit. Ausländische Waaren wurden mit einem Zolle belegt. Der Zoll, der zu Helsingborg gehoben wurde, stand unter der Aufsicht der Engländer. Aber Christian II vereitelte das Gute, das hierdurch gestiftet wurde, durch ungerechte Behandlung der Staatsgläubiger, durch falsche Münze. Auch wendete er das Geld, das die vermehrte Handlung seiner Nation ihm einbrachte, zur gewaltsamen Unterjochung des Römischen Reiches Schweden an.

Zu

Zu dieser Unternehmung reichte ihn das Einverständniß mit dem Erzbischof Gustav Trolle von Upsala, einem sehr ehrgeizigen Manne, dessen Wahl Sture der Jüngere nicht hatte genehmigen sollen. Auch der Erzbischof von Lund ließ sich von Christian II gewinnen. Aber die schwedischen Reichstände kündigten dem Erzbischof Trolle seine Verabschiedung an, und schlugen (1517) Christian's Kriegsvolk, das in Schweden eindringen wollte, muthig zurück. Hierauf both jedoch Christian II alle seine Kräfte auf, um eine recht zahlreiche Armee gegen Schweden in Bewegung zu setzen. Zur Anwerbung desselben brauchte er unter andern das Geld, das ihm seine Gemahlin mitgebracht hatte. Sein Schwiegervater Karl V schloß ihm auch noch 300000 Gulden vor. Sodann legte er seinen Unterthanen noch eine außerordentliche Steuer auf, die sich selbst auf Hühner und Gänse erstreckte. Für dieses Geld warb er nun (1519) 4000 deutsche Söldner an. Der Herzog Friedrich von Holstein stellte ihm viele tausend von seinen Unterthanen, imgleichen Mecklenburger, und andre Kriegsleute aus dem nordlichen

chen Deutschland. Sein Obergeneral war Otto Krumpe. Die Hansestädte machten sich verbindlich, in Zeit von zwei Jahren nichts nach Schweden zu bringen, und der Pabst Leo X gab Christianen II die Erlaubniß, seine Feinde in Schweden als Ketzer mit Feuer und Schwerdt zu verfolgen.

Der großen Macht Christians II konnte nur Eten Sture nicht mehr als 500 ordentliche Soldaten, und ein ungeübtes Aufgeboth von Bauern, entgegenstellen. Aber er durfte auf die Treue, auf die Liebe und auf die Tapferkeit seiner Nation rechnen. Von Bogesund in Westergothland (1520 Jan.) lieferte er Christians Heer eine Schlacht. Seine Schaar von braven Rittersn hatte beinahe schon den Sieg erkämpft, als das dänische Kartätschenfeuer die denselben umgewohnten schwedischen Bauern in Unordnung brachte, und den Rückzug erzwang. Eten Sture ward durch eine abprallende Kannonen-Kugel tödlich verwundet. Aber auch jetzt gab er die Sorgfalt für sein Vaterland, für die Krieger desselben, nicht auf. Er starb

19 Tage nach der unglücklichen Schlacht (am 3. Febr.)

Der Verlust des verdienstvollen Mannes, der königliche Gewalt ausüben durfte, war für seine Nation entscheidend. Seine Söhne waren noch zu jung, um auf die Würde eines Reichsvorstehers Anspruch machen zu können. Es fehlte dem schwedischen Volke an einem Haupte, das sein Vertrauen verdiente. Um so leichter gelang es dem Erzbischof Trolle, und den Bischöfen, die im Lande umherreiseten, einen Theil der Nation für eine Regierungsveränderung zu stimmen. In einer nicht zahlreichen, aus Freunden und Anhängern des Erzbischofs zusammengesetzten Reichsversammlung, wurde das Amt eines Reichsvorstehers abgeschafft, und mit Christian II, der Regierung wegen, ein Vergleich geschlossen. Diesem Vergleiche widersprach Sturens entschlossene Wittve; auch behauptete sie sich mit rühmlicher Tapferkeit im Besitze des Schlosses der Hauptstadt; aber sie mußte, von der durch Christian gewonnenen Bürgerschaft verlassen, sich endlich zur Uebergabe entschließen.

Christian II hielt hierauf (im Sept.), an der Spitze von 1000 Reitern und 2000 Mann Fußvolk, einen prachtvollen Einzug. Aber die Freude, die mancher gemeine Bürger Stockholms über die glänzenden Feyerlichkeiten empfand, verwandelte sich durch den Anblick der auf den vornehmsten Plätzen aufgerichteten Galgen sehr bald in eine düstre Bangigkeit. Christian II und seine Rathgeber, unter welchen Siegbritte, und ihr Günstling Schlaghöck, der vom Barbiersgesellen bis zum ersten Geistlichen Dänemarks sich empor geschwungen hatte, die ersten Rollen spielten, waren der Meynung, daß man der Behauptung der Herrschaft über Schweden das Leben seiner vornehmsten geistlichen und weltlichen Herren aufopfern müsse. Siegbritte rieth dem Könige, sich von zwey dänischen Ministern nach Schweden begleiten zu lassen, um die Erbitterung, welche die Hinrichtungen erregen würden, auf ihre Rechnung bringen zu können. Schlaghöck half dem sich fühlenden Gezißten Christians aus seiner Verlegenheit heraus, indem er ihn an die Pflicht, die päpstliche Bannbulle zu vollziehen, erinnerte. Gustav Trolle

Trolle bekam den Auftrag, den öffentlichen Ankläger vorzustellen. Um der Sache ein rechtliches Ansehn zu geben, setzte man eine Commission von theils fremden, theils einheimischen Geistlichen nieder, bey welcher Trolle eben sowohl den Ankläger, als den Präsidenten, machte. Diese that den Ausspruch, daß alle diejenigen, die sich durch ihr Benehmen gegen Trolle den Bann zugezogen hätten, hingerichtet werden müßten. Zu denselben rechnete man nun besonders die Mitglieder der Reichsversammlung, die (1517 Nov.) den gegen Trolle gerichteten Schluß unterzeichnet hatten. Bald wurde eine so große Menge derselben in Verhaft genommen, daß das ganze Schloß mit ihnen angefüllt war, und man dachte unbarmherzig genug, den Unglücklichen Priester und Sacrament zu verweigern.

Bey der Hinrichtung derselben (5. Nov.) beobachtete man eine mit Schrecken erfüllende Vorsicht. Die Thore wurden verschlossen, überall starke Wachen aufgestellt, und Kanonen aufgepflanzt. Niemand durfte aus dem Hause gehen. Als der Mittag kam, führte man

man alle Verhaftete, die sich zum Theil noch in ihren Prachtleidern befanden, auf den großen Markt, wo man sie in einen Kreis stellte. Man gab die dringenden Vorstellungen des Erzbischofs Trolle als die Ursache der Hinrichtung an. Einige der unglücklichen Schlachtopfer erklärten dieß laut für eine Unwahrheit. Aber der mit dem Schreyen und Wehklagen zusammenstimmende Lärm der Soldaten verhinderte von dem, was gesprochen wurde, etwas zu hören. Auch war dieß ohne dieß fruchtlos. Christian gab den Befehl, die Hinrichtung sogleich vorzunehmen. Zuerst kamen 16 Bischöfe und weltliche Herren an die Reihe. Auf diese folgten 16 Mitglieder des Stadtrathes. An diese schlossen sich noch viele von der Bürgerschaft an, die man unvermuthet aus ihren Häusern geholt, aus ihren Schlupfwinkeln heraus gelockt hatte. Die Zahl der Hingerichteten stieg bis auf 54. Diese Schreckensscene, welcher Schlagholz von zwei Franciscanern umgeben bewohnte, dauerte auch am folgenden Tage fort. Die Galgen hörten nicht auf besetzt zu seyn, und das Blut der Enthaupteten floß

floß in Bächen dahin. Die Bedienten wurden in Stiefeln und Sporen gehent. Die todten Körper lagen 2 Tage und eben so viel Nächte in drey Haufen aufgethürmt. Endlich wurden sie als kezerische Leichname verbrennt. Stures Leiche grub man wieder aus, um sie zu mißhandeln. Seine Gemahlin, die schöne Christine, trug schwere Fesseln. Die Mutter Sigrid wurde in einem Sacke in das Wasser getaucht. Auch in Finnland floß viel unschuldiges Blut. Mancher Edle und Vornehme wurde noch besonders hingerichtet. So mag die Zahl der Unglücklichen wohl gegen 600 sich belaufen haben. Als Christian hierauf von Stockholm sich wieder entfernte, warf er in einem Manifeste die ganze Schuld der Hinrichtung auf die päpstliche Bannbulle. Als Vicekönig von Schweden blieb Valdena, Bischof von Seealand, zurück, welchen Trolle und Schlagholz als Gehülfsen zu geordnet wurden. Jener, ein Wollüstling, verstetete, daß die seinem Befehle unterworfenen Soldaten, durch ihre Plünderungen und andre Ausschweifungen, die dänische Regierung noch verhafter machen durften.

Der

Der Abscheu, den die Schweden gegen dieselbe empfanden, erstieg die höchste Stufe. Es fehlte, um ihr dringendes Verlangen, dem dänischen Joche sich zu entziehen, zu erfüllen, nur an einem des Vertrauens würdigen Anführer, und dieser Anführer wurde Gustav Erikson Wasa. Sein Vater der Reichsrath Erik Johnson Wasa, ein von dem Wappen (einer Rotgarbe) entlehnter Familiennahme, gehörte zu den Hingerichteten. Er war auf mehr als einer Seite mit dem königlichen Hause verwandt. Der Sohn, von seinem Großonkel Sten Sture, ganz einfach erzogen, gut gebaut, mit einnehmenden Gesichtszügen, ausserte frühzeitig glückliche Geisteskräfte, die er auf der hohen Schule zu Upsala ausbildete. Mit ihnen verband er einen hinreißenden Redefluß, treffenden Witz, bewundernswürdige Unererschrockenheit, seltene Sittenreinheit. Kaum 24 Jahre alt, diente er an dem Hofe des jüngern Sten Sture, focht er gegen den Erzbischof Trolle. Bald wurde er aber, nebst andern Edlen, als Geißel nach Dänemark abgeführt. Hier besand er sich in der Verwahrung Erik Erik-

sons

sons Vaner, des Schloßhauptmanns von Kallö in Niederjütland, der, als Verwandter desselben, eine Bürgschaft von 6000 Thalern leisten mußte. Es gelang Gustaven, (1519) der Aufsicht seines Veters zu entweichen, und, nachdem er als Vaner verkleidet, zwey Tage allein fortgewandert war, in Gesellschaft sächsischer Ochsenhändler, über Flensburg nach Lübeck zu kommen. Vaner verlangte vom Stadtrathe zu Lübeck mit Drohungen die Auslieferung desselben; aber Gustavs beredte Vorstellungen bewirkten, daß ihm der Senat seinen Schutz ferner verlieh, daß er mit ihm schon vorläufig gegen Christian II eine Verbindung schloß. Der lübeckische Bürgermeister Bröms war von der Nothwendigkeit, der dänischen Macht entgegen zu arbeiten, durch Gustavs Gründe noch mehr überzeugt worden. Nach einem Aufenthalte von 7 Monathen brachte ihn ein lübeckisches Schiff (1520 May) nach Schweden, nach Calmar. Als das Schloß von den dänischen Truppen erstürmt worden war, irrte Gustav in Wäldern, und auf unbesannenen Wegen umher, langte er, nach mancher Gefahr, endlich in Södermannland, bey

bey seinem Schwager Brahe, an. Hier erfuhr er, daß sein Vater enthauptet wäre, seine Mutter in Fesseln schmachte, daß auf seinen Kopf eine große Summe stände. Jetzt regte sich in ihm der Wunsch, seine Verwandten zu rächen, und sein Vaterland von Christians II tyrannischer Herrschaft zu befreien, mit der innigsten Lebhaftigkeit. Die tapfern Dalekarle schienen ihm der Theil seiner Nation, auf deren Unterstützung er bey seinem Vorhaben am sichersten rechnen könnte. Er schlich sich heimlich fort, und kam, als Dalekarl gekleidet, zu Falun an. Er vermietheete sich hier als Knecht, ließ sich in einer Scheune zum Dreschen brauchen, und wurde, so sehr er sich auch die Verbergung seiner feinen Manieren anlegen seyn ließ, dennoch erkannt. Aus einer großen Lebensgefahr rettete ihn nur die Entschlossenheit eines Weibes.

Endlich wagte er es (1521) zu Mora, von einer Anhöhe herab, die Dalekarle zur Befreyung ihres Vaterlandes aufzufordern. Seine Absicht beförderte das Verfahren eines dänischen Corps, welches, um den Unruhen

hen vorzubeugen, so gewaltsam verfuhr, daß die Bauern die Sturmglöcke läuteten. Gustav und seine Freunde gaben sich alle Mühe, die Dalekarle auf Christians II grausames Regierungsverfahren recht aufmerksam zu machen. Bey jedem Lehnsmannshofe (sagten sie) stände ein Galgen, jedem Bauer sollte eine Hand und ein Fuß abgehauen werden. Dergleichen schreckliche Nachrichten wirkten so gut, daß die Bauern den Gustav zu ihrem Anführer wählten, daß sie ihm zu Mora den Eid der Treue schwuren. Er suchte sich hierauf eine Leibwache von 16 jungen, raschen Leuten aus; er bildete sich eine Schaar von 200 Köpfen. Mit dieser marschierte er nach Falun, wo er das daselbst vorrätliche Geld als Sold austheilte. Nach wenig Tagen wuchs sein kleines Heer bis auf 3000 Mann an, und diese vermehrten sich noch täglich. Gustav lehrte seine Dalekarle in Reithen und Gliedern marschieren, und sich schwenken; er versah sie, um die Reiterey besser abhalten zu können, mit langen Spießen, und guten Pfeilen, welche damahls noch die Stelle des Feurgewehrs vertraten. Als er sich an der

Galletti Weltg. 117 Th. E Spitze

Spitze eines Heeres von 15000 Mann befand, machte er seine Absicht, das Vaterland zu befreien, durch ein Manifest bekannt, ersocht er über die königlichen Truppen einen Sieg nach dem andern, eroberte er ein Schloß nach dem andern. Endlich erschien er vor Stockholm. Christian drohte ihm mit dem Tode der Mutter; Gustav zog der Bärtlichkeit für die Mutter die Liebe für das Vaterland vor. Christine und ihre Töchter starben im Gefängnisse.

Indessen versammelten sich (Aug.) die noch übrigen Reichsstände zu Wadstena in Ostgothland, und ernannten den Ketter der Freyheit zum Großvorsieher und Oberhauptmann des Reichs. Christian II war indessen unentschlossen und untätig. Die Unruhe seines Gewissens ließ ihn keinen festen Plan entwerfen. Er reisete zu seinem Schwager Karl V; aber dieser konnte ihm nicht helfen. Alle festen Oerter hatten sich nun an den Gustav ergeben; aber die Belagerung von Stockholm hatte keinen glücklichen Fortgang, weil die Seeseite für die Dänen immer offen blieb, weil Christians Admiral Morby, die

bis auf 500 Mann geschmolzene Besatzung wieder verstärkte, und sie mit einem neuen Vorrathe von Lebensmitteln versah. Endlich schickten die Lübecker dem Gustav 13 Schiffe mit einiger Mannschaft zu Hülfe; auch vereinigten sich 13 große lübeckische Schiffe mit 17 kleinen schwedischen, die Helsingör abbrennten, und selbst Kopenhagen bedroheten, und Flemming, Gustavs Admiral, brachte durch List die ganze dänische Flotte, bis auf ein einziges Schiff, in seine Gewalt.

Der Erzbischof Knut, Gustavs Freund, zeigte hierauf den zu Strengnäs versammelten Reichsständen die Nothwendigkeit, sich einen König zu wählen, so einleuchtend, daß sie sich nicht länger besannen, dem Gustav Wasa ihre Krone anzuragen. (1523 6. Jun.) Der eben so kluge als verdienstvolle Gustav wollte sie nicht annehmen; aber selbst der päpstliche Nuncius ermunterte die Stände, ihre Bitten so lange fortzusetzen, bis sich Gustav erweichen ließ. Zu Vorstellungen und Bitten gesellten sich nun Thränen; mehr als einer bath ihn auf den Knieen, den Empfang der Krone nicht länger zu verweigern.

Aber der Zustand, in welchem sich das schwedische Reich damals befand, war auch für einen, der dessen Regierung übernehmen sollte, nichts weniger als anlockend. Während daß der Staat verschuldet, die Schatzkammer leer, das fremde Kriegsvolk unbezahlt war, befand sich Stockholm nebst den besten Festungen in fremden Händen. Doch Gustavs entschlossener und thätiger Geist wußte Rath zu schaffen. Zuerst befriedigte man die Truppen, um sie größtentheils verabschieden zu können. Sodann schloß man mit den Hansestädten, die man nicht bezahlen konnte, einen nachtheiligen Vertrag, der ihnen ausschließende Handelsprivilegien, der ihnen die Freyheit von allen Zöllen und Abgaben, zusicherte. Die Lübecker vermittelten nur auch (23. Jun.) den Vergleich mit der Besatzung des stockholmschen Schlosses. Calmar und die finländischen Festungen ergaben sich gleichfalls.

Christian II., der nun alle Hoffnung, seine Herrschaft in Schweden zu behaupten, verloren hatte, war indessen auch in Dänemark abgesetzt worden. Hier hatten ihn
seine

seine Günstlinge und Rathgeber, der Erzbischof Schlagbäck und die Siegbritte, so verhasst gemacht, daß nicht allein lebhaftes Mißvergnügen sich äußerte, sondern auch in Jütland (1523 Jan.) ein förmlicher Aufbruch entstand. Der unentschlossene, furchtsame Christian ließ sich, auf den Rath der Siegbritte, in einem Kasten auf das Schiff tragen, und segelte mit einer Flotte von 20 Schiffen, auf welchen sich, nebst seiner Familie und seinen Anhängern, alle seine Habseligkeiten befanden, zu seinem Schwager Karl V nach den Niederlanden. Diese Zeit benutzte nun sein Vatersbruder, der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, dem Neffen die dänische Krone, die ihm von den Ständen angetragen wurde, völlig zu entreißen.

Da Friedrich I anfangs nur von den Jütländern als König anerkannt wurde, und Christian II in Fühnen und Seeland noch viele Anhänger hatte, so mußte jener darauf bedacht seyn, der Macht desselben mit Nachdruck entgegen zu arbeiten. Daher hatte er (1523) mit Lübeck ein förmliches Vertheidigungs-
bündniß

Bündniß gegen Christian II., den Erzfeind der Hanse, geschlossen. Von den Lübeckern unterstützt, gelang es Friedrich, sich der Inseln zu bemächtigen. Christians Anhänger zogen sich hierauf nach Kopenhagen. Dieses wurde, während daß es die Lübecker von der Seeseite sperren, von Friedrichs Heere zu Lande eingeschlossen. Aber die Besatzung, die Christians braver Admiral Morby durch platte Schiffe mit Lebensmitteln versah, wehrte sich mit Standhaftigkeit. Christian II., dem die Generalkathalterin der Niederlande zu Mecheln einen besondern Hofstaat errichtete, schmeichelte sich noch immer mit der Hoffnung, die verlohrnen Königreiche wieder erobern zu können. Er reisete deswegen auch zum Könige Heinrich VIII von England, wo er sich aber in der Erwartung, von demselben Hüfe zu bekommen, gleichfalls getäuscht sah. Hierauf verklagte er den König Friedrich, als Herzog von Holstein, bey dem Reichskammergerichte. Dieß half ihm aber weiter nichts, als daß einige deutsche Fürsten sich vielleicht deswegen bereitwilliger zeigten, ihr Kriegsvolk seinem Dienste zu überlassen. Unter diesen

diesen bewiesen sich der Kurfürst von Brandenburg, und die Herzoge von Braunschweig, besonders thätig. Da aber Christian den Truppen, die er von diesen Fürsten erhalten hatte, den Sold nicht auszahlen konnte, so giengen sie wieder aus einander. Kopenhagen konnte hierauf (1524) dem Könige Friedrich nicht länger Widerstand thun. Er ließ sich nun krönen, und jetzt schloß er mit dem Könige Gustav den Vertrag von Malinöe, der die völlige Auflösung der calmarischen Union bewirkte. An Dänemark schloß sich Norwegen an, und beyde Staaten haben seit der Zeit immer nur Einen König gehabt.

In beyden Reichen fanden hierauf die lutherischen Religionsgrundsätze so viel Beyfall, das sie herrschend wurden. Unstreitig liegt die Nähe des nördlichen Deutschlands, wo Luther mit so viel Glück und Ansehen gewirkt hatte, das Meiste dazu bey. Holstein, ein Theil von Niedersachsen, bekam bald Geistliche, welche den Gottesdienst nach Luthers Glaubenssysteme einrichteten. Von hier gieng dieser Glaube nach Schleswig über. Das

Das gemeine Volk fühlte sich, so wie in Deutschland, für eine Religion, die es von dem drückenden Joch der Mönche und anderer Geistlichen befreite, die ihm den Gottesdienst begreiflicher und verständlicher machte, sehr bald geneigt. Friedrichs Hofkapellan, Hans Tausen, war einer der eifrigsten Verehrer Luthers, dessen Unterricht er zu Wittenberg genossen hatte. Sein Rath war es vorzüglich, welcher Friedrichen bestimmte, sich (1526) öffentlich für Luthers Grundsätze zu erklären, und sie von dem Dr. Bugenhagen, einem deutschen Theologen, unterstützt, einzuführen. Man schränkte (1527) die Gewalt der Bischöfe ein, und sprach ihre Güther dem Könige zu. Man hob die Klöster auf. Aber das meiste von dem, was sie besaßen hatten, wurde den Schulen und Hospitälern zugewendet.

Die Bischöfe, die der Verlust ihrer schönen Güther innigst kränkte, suchten aus Rachsucht den abgesetzten Christian II wieder auf den Thron zu bringen. Christian, den Karl V mit Geld unterstützte, sammelte

(1530)

(1530) in Friesland ein kleines Heer von 7300 Mann, und landete in Norwegen, wo die Bischöfe ihm vorzüglich ergeben waren. Aber bald sah er sich zu Upslo sowohl zu Wasser, als zu Lande, so eingeschlossen, daß ihm weiter nichts übrig blieb, als sich mit den Waffen in der Hand einen Weg zu öffnen, oder um Gnade zu bitten. Nach einigen Unterhandlungen begab er sich selbst nach Kopenhagen. Er schrieb an seinen Onkel Friedrich einen eben so niederträchtig demüthigen, als unflätigen Brief. Dieser brach, durch mancherley Vorstellungen bewogen, das ihm gegebene Versprechen des sichern Geleites. Er brachte ihn nun nicht einmahl in eine anständige Verwahrung; er ließ ihn vielmehr auf der schleswigschen Insel Alsen in einen unterirdischen Kerker schmachten. Hier gönnte er ihm nur das Licht eines einzigen Fensters; die Thüre wurde sogleich zugemauert, und der unglückliche Christian erhielt die wenigen Bedürfnisse, die sein elendes Leben fristeten, durch eine kleine in der Thür gemachte Oefnung. Sein einziger Zeitvertreib an diesen traurigen Orte blieb das Wilderschnitzen.

Chri:

Christian II überlebte denjenigen, der ihn für seine grausamen Hinrichtungen so schrecklich hatte büßen lassen. Friedrich I tröstete sich bey seinem Tode (1533 im April) mit dem Versprechen, das ihm die Reichsstände wegen der Thronfolge eines von seinen Söhnen gegeben hatten. Aber sie waren in Ansehung der Wahl uneinig. Die nicht protestantischen Bischöfe wollten den ältesten Christian, als einen eifrigen Verehrer des Luthertums, nicht den Thron besteigen lassen. Der Adel wünschte die neue Besetzung desselben zur Ausdehnung seiner Rechte zu benutzen. Die Reichsräthe waren uneinig. Es herrschte eine allgemeine Verwirrung. Diese glaubte die damals zu Lübeck gebietende Parthey, welche die Bürgermeister Wollenweber und Meyer leiteten, zu einem großen Plane über den ganzen Norden benutzen zu können. Mit Lübeck schlossen Kopenhagen, Malmoe, und andre dänische Städte, einen Bund. Zum Vorwande des Angriffes machte man Christian II Befreyung. Der Oberfeldherr, der Graf Christian von Oldenburg, der auf einer Lübeckischen Flotte nach Seeland gekommen

war, bemächtigte sich der Stadt Kopenhagen. Schon hatte er Schonen erobert; schon näherte er sich der Insel Fühnen, die ihm zum Besitz Jütlands den Weg bahnen sollte. So weit brachte es der Graf Christian, das Werkzeug der beyden Lübeckischen Bürgermeister Wollenweber und Meyer, vor welchen selbst Könige zitterten!

Jetzt bath aber der Adel in Fühnen und Jütland den Herzog Christian um Hülfe. Dieser erfocht (1534 im Jul.) in Verbindung mit Gustav Wasa, seinem Schwager, und andern Fürsten, einen Sieg nach dem andern; doch kam Kopenhagen erst nach zwey Jahren (1536) durch Hunger gezwungen, in seine Gewalt. Die Lübeckische Parthey, die den Plan zu dieser Unternehmung gemacht hatte, verlor ihr Ansehn. Meyer gerieth (1535) in der Schlacht bey Helsingborg, mit 1500 andern Kriegersleuten, in die Gefangenschaft. Die Lübecker waren auch zur See unglücklich. Wollenweber und seine Anhänger machten nun den Aufschlag, unter dem Stuhle des Königs in der Kirche, eine Vierteltonne Pulver, die sie in einer Kupfer-

Kupfernen Röhre dahin leiten wollten, aufstiegen zu lassen. Aber sowohl dieser, als zwey andre Mordplane, wurden vereitelt. Wollenweber wurde endlich abgesetzt, und Meyer gar hingerichtet. Der Graf von Oldenburg, der von Lübeck nicht mehr unterstützt wurde, mußte, mit einem weißen Stabe in der Hand und zu Fuße, in des Königs Christians III Lager kommen, und auf den Knien um Verzeihung bitten. Christian III froh, über die katholische Geistlichkeit gesiegt zu haben, gewann nicht viel mehr, als die Tafelgüter der Bischöfe, und mußte dem Adel so viel Antheil an der Regierung lassen, daß er fast mehr, als der König, galt. Norwegen, das zur Unterwerfung gezwungen worden war, verlor seinen besondern Reichsrath; doch sank es dadurch keinesweges zur dänischen Provinz herab.

Christian III verband sich gegen Karl V, der sich Christians II noch immer annahm, nicht nur abermahls mit Schweden, sondern auch mit dem schmalkaldischen Bunde, ja sogar mit Frankreich. Nun thaten die dänischen

nischen Capter dem niederländischen Handel Eintrag. Karl V, der diese Aufsechtungen seiner niederländischen Kaufleute geendigt zu sehen wünschte, verglich sich (1544) des gefangenen Schwagers wegen, mit dem Könige Christian III. Christian II sollte, unter der Bedingung, daß er dem dänischen Thron feyerlich entsagen würde, seine Freiheit bekommen, jedoch, an einem bestimmten Orte, unter Aufsicht sich befinden. Diese vertraute man dem Schloßhauptmann zu Kallundborg an; doch erst 5 Jahre hernach (1549) wurde Christian II ihm übergeben, und da der ehemalige Unternehmungsgeist in dem unglücklichen Könige sich von neuem regte, so durfte er sich nicht von dem Schlosse entfernen. Doch besuchte ihn Christian III (1558). Ihr Tod ließ sie einander nur 25 Tage überleben. Zuerst starb Christian III (1559 am 1. Jan.) Ihm folgte Christian II (am 26ten d. M.) nachdem er auf 29 Jahre in der Gefangenschaft gelebt hatte. Christian III hatte zwey Brüder, Johann den Ältern und Adolfsen, mit welchen er, durch einen (1544) zu Rendsburg geschlossenen Vertrag, die Herzogthümer Schleswig

wig und Holftein theilte. Die Krone erbte sein Sohn Friedrich II.

Der dänische Reichsrath, der jede Thronveränderung als eine Gelegenheit ansah, den König immer abhängiger zu machen, ließ ihn in seiner Capitulation noch versprechen, daß er, ohne Einwilligung des Reichsraths, niemand in den Adelsstand erheben, keine adelichen Güther als ein Lehenpfand besitzen, und von den Ritterhöfen keinen Zehnten verlangen wolle. In der Folge mußte er noch die Verordnung hinzufügen, daß die Kinder, die ein Adlicher mit einer bürgerlichen Frau zeugen würde, die adelichen Rechte und Güther verlieren sollten.

Noch immer übten die Hansestädte, vornehmlich in Norwegen, ausgedehnte Handelsfreiheiten aus, welche die eingebornen Kaufleute immer drückender fühlten. Die Vorstellungen der Bürgerchaft zu Bergen bewirkte endlich auch so viel, daß man auf eine Abänderung recht ernstlich Bedacht nahm. Nachdem Falkendorf, der Schlosshauptmann zu Bergen, den Bau der Citadelle

delle vollendet sah, so schritt er (1560) sogleich zur Vernichtung der republikanischen Verfassung der zu Bergen wohnenden hanseatischen Kaufleute. Die Hansestädte, deren Handel, seit der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, immer weniger einträglich wurde, hatten zu wenig Kräfte, und sich dieser Verminderung ihrer Rechte zu widersetzen.

Friedrich II vollendete (1559) die Unterjochung der Dithmarschen, die dem Könige Erich so schlecht gelungen war. Er begann diese Unternehmung mit einem Heere von 20000 Mann. Die Dithmarschen waren auf einen solchen Angriff zu wenig vorbereitet. Meldorf wurde bey den dritten Stürme erobert. Die Dänen verfuhrten mit den Einwohnern der ausgeplünderten Stadt sehr unbarmherzig. Das Vordringen derselben wurde durch eine außerordentliche Dürre begünstigt; aber die Hauptstadt Heyde konnte doch erst nach einer langen Belagerung erobert werden. Nun mußte der traurige Ueberrest des Raths der Dithmarschen, von den vornehmsten Priestern begleitet, um Gnade

Gnade stehen, und sich dem Verlust aller Rechte und Privilegien unterwerfen.

Die Spuren von der ehemaligen Verbindung der nordischen Reiche waren durch den Vertrag zu Malmöe noch so wenig vermischet, daß sie vielmehr zu Händeln, und selbst zu einem siebenjährigen Kriege zwischen Dänemark und Schweden, Veranlassung gaben.

Neunzehntes Kapitel.

Gustav Wasa's Verdienste um Schweden. Erik XIV wird zuletzt wahnsinnig. Johann versetzt die Schweden in die Gefahr, die katholische Religion wieder annehmen zu müssen. Noch größer wird diese Gefahr unter Siegmund, der endlich den schwedischen Thron seinem Vatersbruder Karl IX überlassen muß.

Gustav Wasa arbeitete mit unermüdlichem Eifer an dem Wohlstande des Reiches, auf dessen Regierung er sich durch die entschlossene Rettung der Freiheit desselben ein Recht erworben hatte. Zuerst war seine Sorgfalt auf die Einführung der lutherschen Religion, mit welcher er schon zu Lüne-

Gallati Weltg. 117 Th.

D

ber

Neun-

benannt geworden war, gerichtet. Zur Ausbreitung der lutherschen Meynungen dienten ihm die Brüder Olaus und Laurentius Petri, die zu Wittenberg studirt hatten. Olaus pries sie der Reichsversammlung zu Strengnäs am Mälarsee, in Gustavs Gegenwart, an. Für dieselben erklärte sich auch der dasige Archidiaconus, der alte, gelehrte Anderson, den Gustav zu seinem Hofkanzler ernannte. Gustav ließ sich selbst mit Luthern in einen Briefwechsel ein. Nach dessen Grundsätzen wagte er es nun, den Prälaten einen Vorschuß von 2400 Mark Silber zuzumuthen. Dieß reizte sie so sehr zur Erbitterung, daß nur Gustavs Wachsamkeit den von ihnen entworfenen Volksaufstand vereitelte. Da bey ihrem Plane die Dominicaner sich besonders thätig bewiesen, so glaubte sich Gustav dadurch zur Aufhebung ihrer Klöster berechtigt. Darüber brach (1526) zu Stockholm ein gewaltiger Uerm aus. Doch alle Bewegungen des Prälaten waren fruchtlos, weil der kluge Gustav nicht nur das gemeine Volk, sondern auch den Adel, zu gewinnen wußte. Dem letztern gefiel das luthersche Kirchensystem schon deswegen:

wegen, weil ihm Gustav die der Kirche geschenkten Güter zurückzunehmen erlaubte. Gustav verböth nunmehr (1527) den Geistlichen, die luthersche Lehre zu verkehren. Zur Ausbreitung derselben, trug, wie in Deutschland, die Uebersetzung des neuen Testaments sehr viel bey. Jetzt kam es nur noch auf eine feyerliche Einföhrung an. Diese erfolgte in einer zu Westeras gehaltenen Reichsversammlung. Derselben wohnten auch Abgeordnete der Städte, und aus jedem Gerichtsbezirke 6 Bauern, bey. Die Reichsräthe und der hohe Adel behaupteten sehr zum ersten Mal den Rang vor den Prälaten. Diese wollten sich durchaus nicht entschließen, ihre Schlösser und Güter herzugeben. Aber Gustav drang auf diesen Punkt mit solcher Standhaftigkeit, daß er lieber dem Throne entsagen wollte. Da Adel, Bürger und Bauern ihm beystimmten, so mußten die Bischöfe endlich nachgeben. Seit dieser Zeit verschwanden sie aber auch aus dem Reichsrathe. Doch behielten sie noch ihren Titel bey. Die Erzbischöfe und Bischöfe in Dänemark und Schweden stellten seitdem die Generalsuperintendenten und

perintendenten der deutschen Lutheraner vor. Laurentius Petri war (1531) der erste luthersche Erzbischof, und Gustav gab ihm, um seine Achtung bey dem Volke zu erhalten, eine Leibwache von 50 Mann. Er verdiente diese Auszeichnung wegen des Eifers, mit welchem er, nicht nur von seinem Bruder Olaus und dem Kanzler Andersson, sondern auch von dem deutschen Theologen Agrigola unterstützt, die lutherische Religion in Schweden befestigte.

Die Reformation erhob in Schweden das Ansehn der königlichen Regierung, indem sie die große Macht der Geistlichkeit unterdrückte, indem sie die Staatseinkünfte, ohne neue Abgaben, vermehrte. Jene betrugen damals nicht mehr, als 24000 Mark Silber, zu welchen auch noch 50 Last Eisen gerechnet waren. Die jährlichen Ausgaben stiegen hingegen bis auf 60000 Mark. Lübeck hatte 77000 Mark zu fordern. Gustav befahl jedem Kirchspiele, seine zweyte größte Glocke abzuliefern. Diese Glocken wurden nach Lübeck geschickt, um einen Theil der Schulden zu bezahlen. Die Einkünfte

des

des Staates konnten sich aber nicht vermehren, so lange die Schweden ihre wichtigsten Bedürfnisse, bis auf Salz, Kohl und Rüben, den Hansestädten abkaufen mußten, so lange ihr vortreffliches Eisen ungeschmiedet aus dem Lande gieng. Gustav schränkte daher die großen Privilegien der Hanse ein; auch suchte er das Gewerbe seiner Nation durch Handelsvergleiche mit den Friesländern, Holländern und Niederländern zu heben. Die Lübecker, die den schwedischen Handel bisher vorzüglich im Besitze gehabt hatten, bemühten, um sich an dem klugen Gustav zu rächen, die Unruhen, welche, von der Geistlichkeit angestiftet, in einigen schwedischen Provinzen herrschten. Gustav mußte selbst gegen die Dalecarle, die ihm Schwedens Freyheit retten halfen, (1528) mit einem Heere von 14000 Mann ausziehen. In Westergothland gieng der Aufbruch so weit, daß ein gewisser Ture Jönsson zum Könige gewählt wurde. Während daß sich nun Gustav mit der Unterdrückung dieser Empörung beschäftigte, bewiesen sich die Lübecker, die damals unter der Leitung von Wollenweber und Meyer standen, so trotzig,

daß

daß Gustavs Bevollmächtigte (1529) sich in seinem Namen verbindlich machen mußten, daß die ihnen schuldige Summe in Zeit von 5 Jahren völlig bezahlt werden sollte. Lübeck verlangte von Gustav Beystand gegen Holland, dessen aufblühender Handel dem seinigen großen Eintrag that. Als ihm Gustav denselben abschlug, ließ Wollenweber die schwedischen Schiffe und Waaren anhalten. Ja, er drohete Gustaven sogar mit der Absetzung, indem er ihn daran erinnerte, daß die Lübecker eigentlich diejenigen gewesen wären, die ihm auf den Thron geholfen hätten. Gustav legte hierauf (1533) auf alle Lübeckischen Handelsleute und Waaren, Beschlagnahme. Wollenweber verschafften sich nun in Stockholm selbst einen Anhang. Sogar der Graf von Hoya, Gustavs Schwager, ließ sich von ihnen gewinnen. Svante Sture, Sohn des ehemaligen Reichsvorstehers, ein sehr gebildeter Jüngling von 16 Jahren, sollte König werden; aber er war zu klug, sich in diese gefährlichen Handel einzulassen. Dieser Plan bewirkte auch weiter nichts, als daß sich Gustav an Christian von Dänemark um

um so enger anschloß, daß er die herrschende Parthey zu Lübeck mit allen Kräften bekämpfen half. Die Lübecker verlohren seit der Zeit den mächtigen Einfluß, den sie auf Schwedens Gewerbe gehabt hatten, immer sichtbarer. Sie mußten sich (1536) entschließen, von allem, was sie in Schweden verkaufen würden, eine Abgabe von 5 von 100 zu bezahlen. Zu ihrem großen Verdruß schloß Gustav (1533) mit England und den niederländischen Städten Handelsverträge. Seitdem wurden die schwedischen Häfen von Schiffen aus Antwerpen, und andern Städten dieser Gegend, besucht.

Der entschlossene Gustav, der sich bey der Ausführung seiner Entwürfe durch keine Hindernisse abschrecken ließ, wußte auch dem Ehrgeiz des Erzbischofs Petri, der so gern einem Papst vorgestellt hätte, mit Nachdruck entgegen zu arbeiten, und betrieb, als er sich mit demselben, und mit der übrigen hohen Geistlichkeit darüber vereinigt hatte, die Reformation nun selbst mit warmen Eifer. Dabey unterstützte ihn Georg Normann, ein Deutscher, den er sich zum Lehrer seines Sohns

Sohnes verschrieben hatte, und den er (1540) zum Oberaufseher über die ganze Geistlichkeit, die Bischöfe nicht ausgenommen, verordnete. Olaus Petri und Laurentius Andrea wurden überwiesen, von einer Verschwörung Nachricht gehabt zu haben, und sie sollten deswegen hingerichtet werden; durch die Fürbitten der stockholmschen Bürgerschaft wurden sie aber noch gerettet. Petri bekam auch nach drey Jahren sein Amt wieder.

Gustavs Ueberzeugung, daß er, seiner Verdienste ungeachtet, der Nation noch nicht ganz trauen dürfe, so wie seine mit auswärtigen Mächten eingegangenen Verbindungen, brachten ihn zu dem Entschlusse, sechs tausend Mann Soldtruppen in Deutschland anwerben zu lassen, und sie beständig zu unterhalten. Deutsche Reiterey hatte schon seit Birger Jarls Zeiten für Schweden gefochten; sie war aber allemahl, wann man sie nicht mehr brauchte, wieder abgedankt worden. Gustav vernachlässigte aber auch das inländische Kriegsvolk nicht, und er ver-

setzte

setzte die Gränzen seines Reiches in den besten Vertheidigungsstand.

Ein für den Wohlstand und die Ruhe seiner Unterthanen so eifrig sorgender König verdiente die Belohnung, daß man auf einem Herrentage zu Örebro seinem Hause (1540) den erblichen Besitz der schwedischen Krone zusicherte, welcher ihm (1544) von der Reichsversammlung zu Wexerås bestätigt wurde. Hätte Gustav, der diesen Plan so glücklich durchsetzte, die zärtliche Liebe für seine jüngern Söhne nur eben-so glücklich bekämpft!

Gustav Wasa hatte sich dreymahl vermählt. Seine erste Gemahlin, Katharine, die Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen-Lauenburg, gebahr ihm (1533) seinen ältesten Sohn Erich. Nach dem Tode derselben fiel (1536) seine Neigung auf eine edle Schwedin, Margrethe Leyonhufvud, die Tochter Erich Abrahamsons, Reichsmarschalls und Statthalters in Westgothland. Das schöne Fräulein war zwar in der Stille schon an den jungen Swante Sture, der sich

sich

sich damals in Deutschland aufhielt, sehr lobt; aber die Liebe mußte dem Glanze der Königskrone nachstehen. Gustav war in dem Besitze seiner Margrethe, die eben so viel Tugend und Verstand als Schönheit besaß, einer der glücklichsten Ehemänner. Um so unglücklicher fühlte sich Swante Sture, dem sie entrißen worden war. Eben wagte er es, ihr seine Klagen über sein trauriges Schicksal, auf den Knien liegend, vorzutragen, als ihn Gustav in dieser zärtlichen Lage überraschte. Aus der großen Gefahr, in die er dadurch gerieth, wußte ihn aber die weibliche List der Margrethe sehr gut herauszureißen. „Er hält“, sagte sie zu ihrem Gemahle, „um meine Schwester an“. Er soll sie haben, versetzte Gustav, und Sture sah sich, ehe er es vermuthete, verheirathet. Margrethe war die Mutter von Johann (1537) Magnus (1542) und Karl (1550). Als aber auch sie dem Gustav durch den Tod geraubt wurde, fand der schon 62 Jahre alte König die achtzehnjährige schöne Tochter des Reichsraths Steenbol, Katharine, so liebenswürdig, daß er sie zu seiner dritten Gemahlin wählte.

wählte. Aber Katharine hatte, so wie Margrethe, schon einen Bräutigam, den sie gegen den bejahrten königlichen Liebhaber höchst ungern vertauschte. Ihr Bräutigam wurde hernach ihr Schwager. Sie war eine Schwefertochter von dem Bräutigam der Königin Margrethe. Die Geistlichkeit hielt daher ihre Verbindung mit dem Könige für unerlaubt. Aber Normanns Vorfstellungen, und Gustavs Standhaftigkeit, besiegten endlich alle Bedenklichkeiten der Bischöfe.

Gustav hatte, als er sich seinem Tode näherte, vier Söhne; einen von der ersten, und drei von der zweiten Gemahlin. Für die letztern besaß er so viel väterliche Zärtlichkeit, daß er ihnen ansehnliche Theile der schwedischen Monarchie bestimmte; Sohan sollte Finnland mit dem Titel eines Großfürstenthums, Magnus Ostgothland, und Karl Südermannland, ingleichen Nerike und Wermeland, bekommen. So hinterließ der vortreffliche Gustav (1560 am 29. Sept.) den Saamen zu traurigen Familienhändeln, welche die Ruhe des Staates, die

er

er so schön gegründet hatte, wieder erschütterten.

Erich XIV, Gustavs erstgebohrner Sohn, nicht ohne Fähigkeiten und Kenntnisse, aber von einer seltsamen, zuletzt fast wahnsinnigen Laune beherrscht, die man einem in der Jugend empfangnen Stöße an der Hirnschale zuschreibt, hatte sich durch seine Verschwendung, und durch seine Ausschweifungen, die Liebe des Vaters so sehr entzogen, daß er ihn seinen jüngern Söhnen manchemal nachsetzte. Er glaubte sich dadurch zu einem widerspenstigen und eigenmächtigen Vornehmen berechtigt. Auch war er über die von seinem Vater gemachte Ländertheilung sehr unzufrieden, weil seine jüngern Brüder, seiner Meynung nach, zu große Antheile bekommen hatten. Er ließ sich in dieser Absicht mit ihnen in Unterhandlungen ein, die in einer (im April 1561) zu Arboga gehaltenen Reichsversammlung in einen Schluß verwandelt wurden. Diesem zufolge sollten die jüngern Brüder gleichsam unter der Herrschaft des ältern stehen; sie sollten die Verordnungen des Königes befolgen, und mit

mit keiner auswärtigen Macht, ohne Genehmigung desselben, sich in eine Verbindung einlassen. Die Brüder mußten nachgeben, weil Erich den Adel durch die Erlaubniß, die vielen von Gustav Wasa eingezogenen Güther wieder einzulösen, auf seine Seite gezogen hatte. Erich ließ sich hierauf feyerlich die Krone aufsetzen. Die zu derselben erforderlichen Kleinodien und kostbaren Zeuge waren in Antwerpen verfertigt worden. Bey dieser Feyerlichkeit bekam Schweden auch seine ersten Grafen und Freyherrn.

Erich XIV bewies in den ersten Jahren seiner Regierung ziemlich viele Sorgfalt, sein Reich in einen blühendern Zustand zu versetzen. Er ließ aus Deutschland, England und den Niederlanden allerley Künstler, als Mahler, Juwelierer, Tapetenweber, ja sogar geschickte Schmiede, verschreiben. Er lockte reiche Kaufleute ins Land; er rief einen Chirurgus, einen Mathematikus herbey. Den Städten wurden die Privilegien bestätigt, und die Bergwerke im Dalkande zum besondern Gegenstande der Aufmerksamkeit gemacht.

Hätte

Hätte Erich XIV das Glück gehabt, eine kluge Gemahlin zu bekommen, so würde vielleicht mancher trauriger Einfluß seiner Lanne verhindert worden seyn. Aber Erichs Heyrathsentwurf waren nicht vom Glücke begünstigt. Er gehörte zu der beträchtlichen Zahl der Fürsten, die die Hand der Elisabeth von England zu erhalten hofften. Noch am Ende des ersten Jahres seiner Regierung (1560 Dec.) schickte er eine ansehnliche Gesandtschaft nach England, welcher der Elisabeth ein sehr zärtliches Schreiben überreichte. Seine Lage, sagte er unter andern, wäre durch den Tod seines Vaters zwar geändert worden, aber nicht das Gefühl seines Herzens; er zehre sich von einem Tage zum andern ab, und er bathe sie daher recht dringend, seine Leiden durch einen günstigen Entschluß zu endigen; er würde, so lange sie unverheyrathet wäre, und so lange sie sich nicht bestimmt erklärt hätte, sich nicht vermählen; hätte sie in Ansehung seines Betragens einige Bedenklichkeiten, so dürfe sie ja nur einige Männer, auf die sie sich verlassen könne, an seinen Hof senden u. s. w. Elisabeth antwortete hierauf, ihrer

Ges

Gewohnheit angemessen, in höflichen aber allgemeinen Ausdrücken; doch schrieb sie eigenhändig darunter: sie würde, wenn sie sich für die beharrliche Ergebenheit des Königes nicht recht warm verbunden erachte, ein sehr undankbares Herz beweisen; sie wollte daher aus Erkenntlichkeit ein recht festes Freundschaftsband mit ihm anknüpfen, und mehr könne von einer Prinzessin nicht verlangt werden. So wenig diese Erklärung dem königlichen Liebhaber zur Erfüllung seiner Wünsche Hoffnung machte, so beharrlich setzte doch Erich seine Bemühungen fort. Wenn diese nur nicht so vieles Geld gekostet hätten! Gyllensterna, Erichs Gesandter in London, überreichte in seinem Namen der Isabella kostbare Geschenke; aber noch nach 20 Jahren war eine Schuld von 12000 Pfund Sterling, die von der schwedischen Gesandtschaft in London herrührte, unbezahlt. Erich hatte den Lord Dudley, als denjenigen, welcher seinem Plane am meisten entgegen arbeitete, im Verdacht, und sein Aerger über denselben gieng so weit, daß er ihn wollte (1562) ermorden lassen; Gyllensterna lehnte aber diesen Auftrag ab, und

und er erhielt endlich die Erlaubniß, nach Hause kommen zu dürfen.

Erich unterhandelte während der Zeit auch mit der Marie Stuart. Nachdem ein vorläufiger Abgeordneter, den er deswegen nach Schottland reisen ließ, einen günstigen Bericht überschickt hatte, ließ er (1562) eine ordentliche Gesandtschaft nach Edinburg abgehen. Diese überreichte der Marie zwey besondre Schreiben. In dem einen trug Erich auf einen Handelsvertrag an; auch bath er die Königin um die Erlaubniß, auf seiner Reise nach England bey ihr einzukehren zu dürfen. Das andre Schreiben, das die Gesandtschaft aber nicht eher übergeben sollte, als bis sie von Gyllenstierna in London Erkundigung eingezogen hätte, enthielt eine förmliche Anwerbung um die Hand der schönen Königin. Aber Marie verwies den König an ihre Mütterbrüder, die Herzoge von Guise; auch erinnerte sie an die volle Trauer wegen ihres Gemahls. Erich nahm ihre Erklärung ziemlich gut auf, besonders weil seine Hoffnung, die Elisabeth zu bekommen, noch nicht ganz

vers

verschwunden war. Er fertigte daher den Kanzler Gyllenstierna, nebst einem neuen Gesandten, nach England ab, um den letzten Versuch zu machen. Aber kaum waren sie bis nach Elfsborg gekommen, als sie den Befehl erhielten, wieder umzukehren. Der launige Erich hatte wieder einen neuen Heyrathsplan entworfen. Dieser betraf die Prinzessin Christiane von Hessen, die Tochter des Landgrafen Philipps, und er schickte deswegen auch zwey von seinen Dienern nach Deutschland. Indessen beschäftigte er sich doch noch immer mit dem Gedanken, die Elisabeth zu heyrathen, und er schrieb noch einmahl einen zärtlichen Brief an dieselbe. So wenig aber sein Plan auf die Königin von England ihm gelang, so wenig wurde die Prinzessin Christiane seine Gemahlin. Der König Friedrich II von Dänemark, sein Feind, fieng (1563) durch seinen Commandanten zu Wisby, einen von Erichs Briefen an die Elisabeth, der in einen Stock eingerollt war, glücklich auf, und schickte ihn an den Landgrafen Philipp. Dieser fand sich durch den Gedanken, daß Erich mit seiner Tochter seinen Spaß treib

ben wollte, äußerst beleidigt. Vorzüglich kränkte es ihn, daß Erich, wie er aus einigen Ausdrücken merkte, die Prinzessin, wenn sie ihm nicht gefallen würde, wieder zurückschicken wollte. Erichs Gesandter mußte daher auf der Stelle des Landgrafen Stadt und Gebieth verlassen. Erich that zwar alles, um den Landgrafen zu günstigeren Gesinnungen umzustimmen; er schickte einen Gesandten nach dem andern; er ließ sogar schon den Ehevertrag aufsetzen; aber Philipp blieb unbeweglich, und die liebenswürdige Christiane ward die Gemahlin des Herzogs Adolf von Holstein, und dadurch, von mütterlicher Seite, die Großmutter des berühmten Gustav Adolfs. Der wunderliche Erich betrieb seine Heyrathsangelegenheiten aber auch so wunderlich, daß sie unmöglich einen glücklichen Erfolg haben konnten. Er maß die Schönheit der Prinzessinnen, denen er seine Hand bestimmte, nach dem hohen Ideale, das er sich von der Königin Elisabeth gemacht hatte. Als daher auch die lothringische Prinzessin Renata, eine Enkelin Christians II, ein Gegenstand seiner Heyrathspläne wurde, befahl er den Gesand-

ten, denen er (1565) die Bewerbung um dieselbe auftrug, hauptsächlich darauf zu sehen, ob sie gesund, wohl gewachsen, schön gebildet, von angenehmen Sitten und Gebräuden, nicht zu hager und schwach von Gliedern, nicht spöttlich, sondern von munterm Umgange sey; das Haar möchte allenfalls etwas schwärzlich seyn, wenn nur die Gesichtsfarbe schön blond und ungeschminkt wäre. — Aber auch aus diesem Heyrathshandel wurde nichts.

Wenn sich Erich für eine ordentliche Vermählung nicht mit Beharrlichkeit geneigt fühlte, so war, ohne Zweifel der Umstand, daß er sich frühzeitig artige Mädchen zulegte, daran Schuld. Schon bey dem Tode seines Vaters hatte er sich mit einem solchen Mädchen, Agatha Pehr, versehen. Als er diese (1561) an einen Mann gebracht hatte, fiel seine Neigung auf Katharine Mäns, ein schönes Kammermädchen seiner Schwester, der Prinzessin Elisabeth, dessen Tugend dem königlichen Liebhaber einen harten Kampf verursachte, aber ihm ihren Werth vielleicht auch um so fühlbarer machte. Als sie ihm

einige Söhne geboren hatte, und er die Hoffnung, seine übrigen Heyrathspläne ausgeführt zu sehen, immer mehr verschwinden sah, ließ er sich dieselbe (1565 Jul.) nicht nur als seine ordentliche Gemahlin antrauen, sondern ihr auch die Krone aufsetzen. Diese Vermählungsfeyer bestimmte er zu einem Auferitte, wie es 4 Jahre später in Frankfurt gespielt wurde, zu einer stockholmschen Bluthochzeit.

Die Feindschaft zwischen Erich und seinen Brüdern entwickelte sich immer lebhafter. Den stärksten Haß aber hatte Erich auf seinen ältern Bruder Johann geworfen, und der Argwohn gegen denselben war durch dessen Vermählung mit der polnischen Prinzessin Anne, und der Verbindung mit dem Könige Siegmund, noch vermehrt worden. Die Prinzessin Anne wünschte aber auch der damaligen Zaar Iwan Basiljewitsch II zur Gemahlin zu haben, und Erich, der dessen Beystand gegen Polen zu bekommen hoffte, machte den sonderbar abscheulichen Plan, sie seinem Bruder zu entreißen, oder ihn gar aus der Welt zu schaffen. Erich erprekte von

von einem jungen Diener desselben, durch Martern, das Geständniß, daß der Herzog den Entschluß gefaßt hätte, ihm Krone und Leben zu entreißen. Johann wurde hierauf von der Reichsversammlung der Todesstrafe schuldig erkannt. Nachdem er sich in dem Schlosse zu Abo zwey Monathe lang vertheidigt hatte, mußte er sich (1563 Aug.) ergeben. Man brachte ihm hierauf nach dem Schlosse Gripsholm, wohin ihm auch seine Gemahlin Anna folgte, die, während der vier Jahre dieser Gefangenschaft, eine Prinzessin, und den nachmaligen König Siegmund, zur Welt brachte. Johanns Hofleute wurden meistens hingerichtet. Der Herzog Magnus bestätigte das über seinen Bruder gesprochene Urtheil, weil man ihm zur Heyrath mit der Marie Stuart Hoffnung machte; aber die Gewissensangst, die er in der Folge darüber empfand, war so groß, daß sie ihn um den Verstand brachte.

Doch der Urheber dieser traurigen Gemüthsbeschaffenheit des Herzogs Magnus, gab selbst immer stärkere Beweise von seinem zunehmenden Wahnsinne, der ihn zu den

den ungerechtesten und grausamsten Handlungen verleitete. Derjenige, der auf seine Entschliessungen den meisten Einfluß hatte, war sein erster Secretir und Procurator, Johan Pehrson. Dieser brachte ihm besonders gegen das Haus der Sturen, die man des Einverständnisses mit Danemark beschuldigte, einen unverfälschten Haß bey, den man durch falsche Briefe, Sagen und Zeugen zu rechtfertigen suchte. Sämmtliche Sturen wurden (1537) verhaftet, und vor einer Reichsversammlung zu Upsala verhört. Pehrson machte den Richter; aber die Reichsstände fanden nichts als Unschuld. Erich, der seinen Plan, durch den er sich zum Untergange des Herzogs Johann den Weg bahnen wollte, vereitelt sah, wurde nur noch mehr verwirrt. Seine Verwirrung trieb eine ansehnliche Gefandtschaft des um die Anne sich bewerbenden Zaars, die um diese Zeit (im May) zu Upsala anlangte, aufs höchste. Johann sollte nun sterben; vorher aber sollten alle die Reichsräthe und Herren, die mit demselben verwandt waren, gleichfalls sterben. Im Drange dieser Ideen gieng Erich zu dem Grafen Nil Sture in das

des Gefängniß, und nannte ihn im Tore der Erbitterung einen Verräther. Sture, der, eben in einem Gebethbuche lesend, eine solche Erscheinung nicht vermuthet hatte, bath, auf den Knien liegend, den König, ihn für einen treuen Unterthanen zu halten, als ihn derselbe mit einem Dolche durch den Arm stach. Sture rißte den Dolch, den er selbst aus der Wunde gezogen hatte, und gab ihn dem Könige wieder, und der wahnsinnige Wüthrich wurde durch das ruhige Benehmen des unglücklichen Gefangnen in eine solche Hitze versetzt, daß er ihm nicht nur selbst eine zweite Wunde beybrachte, sondern daß er auch die Ermordung desselben von seinem Kammerdiener, in seiner Gegenwart, vollenden ließ. Von hier gieng er sofort zu dem Vater des Ermordeten, den alten Grafen Swante Sture, küßte ihn freundschaftlich, und beklagte seine harte Behandlung. Dabey bath er ihn, das, was er ihm gethan hätte, um Gottes Willen zu vergeßen. Der alte, bis zu Thränen gerührte Graf, sagte hierauf: er vergäbe ihm, aber vor Gottes Richterstuhle sollte er ihm verantwortlich werden, wenn dem Leben sein

seines Sohnes etwas widerführe. „So sagte Erich, „so vergeht uns niemahls, und ihr müßt also eben das Schicksal haben“: Sogleich gab er dem Schloßvoigt Befehl, am folgenden Tage (25. May) sowohl den alten Grafen, als noch einige andre von den Verhafteten, ermorden zu lassen. Dieser Befehl wurde so vollzogen, daß die Todten acht Tage hintereinander in ihrem Blute, und noch eben so lange in einem Keller verborgen, lagen, ehe ihre in der Stadt befindlichen Verwandten davon Nachricht bekamen. Pehrson hielt diese Verschwiegenheit für nöthig, um Zeit zu gewinnen, damit er dem Morde ein rechtliches Ansehen geben könnte. Er berichtete der Reichsversammlung die schrecklichsten Verbrechen, welche die Ermordeten begangen haben sollten, und die Reichsstände ließen sich, theils durch Drohungen, theils durch geheimes Zureden, bewegen, das von ihm aufgestellte Todesurtheil zu unterschreiben, und die unschuldig ermordeten für Reichsverräther zu erklären.

Indessen hatte sich Erich in seinem Wahnsinne aus der Stadt, und von seinen Trabanten, entfernt, und er lief, als Bauer verkleidet, drei Tage im Walde umher, ehe man ihn, ähnlicher einem wilden Thiere, als einem Menschen, auf einem Pfarrhose wieder fand. Er schien indessen wieder zu einiger Besinnung gekommen zu seyn; denn er bereute das, was er gethan hatte, mit Thränen, und theilte aus seinem Gelockten unter die anwesenden Edelleute, Priester und Bauern ansehnliche Summen aus. Unter denen, die ihn aufsuchten, befand sich auch seine Gemahlin Katharine, die ihn vollends besauzigte, und nach Stockholm zurückbrachte. Der bedauernswürdige König ward nun durch eine schriftliche Vorstellung des 75jährigen Erzbischofs Petri so gerührt, daß er die innigste Reue empfand, daß er mit den Verwandten der Ermordeten sich durch Geschenke auszusöhnen, daß er durch eine sehr ehrenvolle Behandlung, durch die demüthigsten Abblitten, sie wegen ihres Verlustes zu trösten suchte. Die Ermordeten wurden nun für unschuldig erklärt. Aber die Reichsstände überzeugten sich jetzt auch so

so sehr von Erichs Regierungsunfähigkeit, daß sie auf eine Aenderung der Staatsverwaltung dachten. Erich mußte sich zuerst mit seinen Vätern vergleichen. Er bath seinen Bruder Johann auf den Knieen um Verzeihung. Sodann wurde dem Vehrson, der 125 unschuldige Vehrsonen hatte hinrichten lassen, der Proceß gemacht, und er sollte das Leben verlieren; aber Erich begnadigte ihn. Ja, er gestattete ihm sogar wieder den vielstündenden Einfluß, den er vorher gehabt hatte. Jetzt wurde das über die zu Upsala ermordeten gesprochne Urtheil bestätigt; jetzt wurden die Geschenke zurückgespedert. Erich und sein Rathgeber rechneten (1555) auf die Unterdrückung von deutschen Soldaten, mit welchen sie in Unterhandlungen begriffen waren, schon so zuversichtlich, daß sie die Ausführung ihres alten Planes von neuem begannen, daß sie von dem Herzoge Johann den geschlossenen Vertrag zu rückforderten, daß sie Erichs und seiner Schwester Vermählungsfeier benutzen wollten, um seine Brüder ermorden zu lassen. Diese wurden jedoch, als sie schon nahe bey Stockholm waren, sowohl

von

von der Schwester, als von der Katharine Mäns, gewarnt.

Die Herzoge, die jetzt (im Jul.) den festen Plan entwarfen, ihren Bruder Erich vom Throne reizen zu lassen, bemächtigten sich des Schlosses Wadstena in Ostgothland, stießen aus dem daselbst befindlichen Schatz ihres Bruders Magnus vieles Geld schlagen, und nahmen im ganzen gathischen Reiche die Huldigung ein. Unter einer Eide verabredeten sich Johann und Karl, die Regierung über Schweden gemeinschaftlich zu führen. Zum Andenken dieser Verabredung trugen sie und ihre Anhänger Eichenlaub auf den Hüften. Der Herzog Johann rückte hierauf mit einer Abtheilung von Kriegsvolk nach Südermannland, dessen Einwohner noch die meiste Ergebenheit für den Erich hegten; auch huldigten ihm die Stände des übrigen Schwedens von neuem. Als aber der Herzog Johann über Erichs Kriegserfolge verschiedene Siege erfodeten hatte, da sah sich Erich endlich selbst von seinen Verwandten und Freunden verlassen; da mußte er sich (im Sept.) entschließen,

den

den Pöbels anzulieferen, und dieser wurde mit schrecklichen Martern hingerichtet. Der Stadtrath und die Bürgerschaft von Stockholm ließ sich mit den Herzogen in Unterhandlungen ein. Man öffnete ihnen die Thore. Erich entsagte der Regierung, und blühte seitdem in einem Zimmer, dessen Fenster durch eiserne Gitter verwahrt waren. Johann, der am folgenden Tage (30. Sept.) seinen Einzug hielt, wurde von den anwesenden Reichsräthen und Ständen zum Könige ausgerufen.

Johann schien sich wegen desjenigen, was sein Bruder Erich an ihm gethan hatte, rächen zu wollen. Man machte ihm (1569) in einer Reichsversammlung zu Stockholm den Proceß, und stellte ihn in der Schloßkapelle vor Gericht. Erich sprach selbst zu seiner Vertheidigung. Aber nichts rettete ihn vor dem Schicksale, nicht nur die Krone zu verlieren, sondern auch in ein dunkles Gefängniß eingesperrt zu werden, wo er mit Kälte, mit üblem Geruch, mit Hunger, mit Spott kämpfte, wo man ihn sogar verwundete; aber er bewies sich auch unendlich

genug,

genug, und sein Wahnsinn kehrte zurück. Weil verschiedene Anschläge, ihn aus der Gefangenschaft zu befreien, entdeckt wurden, so wurde er oft in ein andres Gefängniß gebracht; unter andern auch nach dem Schlosse Gripsholm, in welchem er seinen Bruder Johann hatte schmachten lassen. Seine Gemahlin Katharine folgte ihm in seinen traurigen Aufenthalt nach; in dem Schlosse Westerås durfte sie aber nicht bey ihm bleiben. Man schloß ihn daselbst (1573) in einen dunkeln Kerker ein. Zuletzt brachte man ihn nach Orbyhus in Upland. Man übertrug nun (1575) die Bestimmung seines Schicksales einer Commission von 7 Reichsräthen und 8 Geistlichen. Diese that den Ausspruch, daß es, weil Erich, wenn er in Freyheit kommen sollte, sehr gefährlich werden könnte, rathsam wäre, ihn hinrichten zu lassen. Dieser geheimgehaltene Ausspruch wurde aber erst nach 2 Jahren vollzogen, nachdem Erich noch einen Versuch gemacht hatte, zu entfliehen. Johann schickte (1577) seinen Secretär Henrikson mit einer Portion Gift, und einer Instruction für den Küchenmeister, nach Orbyhus.

Erich

Erich ergab sich gutwillig in sein Schicksal. Er verschluckte (25. Febr.) nachdem er einige Tage vorher das Abendmahl empfangen hatte, den Gift in einer Erbsensuppe, die ihn nach dreithalb Stunden tödtete. Dem Publikum machte man bekannt, er wäre an einer langwierigen Krankheit gestorben.

Johann III, der mit seinem unglücklichen Bruder so wenig Mitleiden hatte, endigte den Krieg mit Dänemark, den der Streit über die noch von der calmarischen Union herrührenden drey Kronen im schwedischen Wappen veranlaßt hatte. Die Schweden zeigten zur See eine große Ueberlegenheit. Die Dänen wünschten nun Frieden zu machen; aber die Bedingungen, die ihnen der wunderliche Erich vorschrieb, waren so kränkend, daß sich die Dänen zu einer verzweiflungsvollen Gegenwehre entschlossen. Ihr Heldherr Manzan erfocht einen Sieg nach dem andern, unter welchen der bey Årorna in Halland (1565 Oct.) entscheidend war. Die Schweden verlohren, nach dänischen Nachrichten, 5000, nach eignen Nachrichten aber

aber nur 2000 Mann; auch soll der Verlust der Dänen fast eben so groß gewesen seyn. Diese verlohren jedoch auch 30 Rationen. Man schrieb den Dänen wieder harte Bedingungen vor. Doch die Schweden waren noch immer die mächtigsten zur See. Der schwedische Admiral Klas Horn siegte (1566 Jul.) bey der Insel Oeland über die vereinigte dänische und lübische Flotte, deren Untergang ein ungewöhnlich heftiger Sturm beförderte. Sie verlor, außer ihrem Admiralschiffe, noch 14 andre, auf welchen gegen 7000 Mann ihr Leben einbüßten. Von den schwedischen Schiffen, die sich vorsichtig von den Küsten entfernt hatten, gieng nicht eins verlohren. Aber dieser Sieg wurde von Erich nicht benutzt; auch fühlten sich die von ihm getränkten schwedischen Herren nicht geneigt, sich diesem Kriege aufzuopfern. Hierzu kam ein durch die Pest verursachter großer Verlust von Mannschaft; hierzu kam die durch Erichs Schreckensregierung verursachte Verwirrung im schwedischen Reiche. Die Dänen suchten zwar dieselbe zu benutzen; aber der Krieg bekam dadurch immer keine entscheidende

Wendung. Zwar schloß man (1568) zu Roschild Frieden; aber man fand die Punkte desselben für Schweden so nachtheilig, daß sie Erich nicht ratificiren wollte. Der Krieg wurde daher mit Erbitterung fortgesetzt, bis Johann III (1570 Dec.) sich endlich zu Stettin mit Dänemark verglich. Er entsagte allen Ansprüchen auf Norwegen, Schonen, Halland, Blekingen, Jämtland, Herjedalen, und Dänemark leistete dagegen auf das übrige Schweden Verzicht. Beyde Reiche durften die drey Kronen im Wappen beybehalten.

Johann bewies wenigstens einige Zeit hindurch eine lobenswürdige Regentensorgfalt. Er bemühte sich, den Vergwerken seines Reiches, dem Handel seiner Unterthanen, eine größere Ergiebigkeit zu verschaffen. Er bestimmte das zu hochgestiegene Arbeitslohn genauer. Da er, wegen des Krieges, den er mit Rußland führte, seinen Adel zur Musterung nach Upsala zusammenherufen hatte, so benutzte er diese Gelegenheit, demselben sein Bedauern zu äußern, daß er so wenig reiste, um sich in den Wissen-

schaft

schaften und in der Kriegskunst vollkommener auszubilden. Künsthigin sollte daher jeder von ihnen, der über 17 Jahre alt wäre, ein Pferd und Rüstung anschaffen, und die jüngern sollten, um sich zu bilden, unter der häuslichen Aufsicht der Reichsräthe und Ritters leben. Der Verwaltung der Staats Einkünfte, die sich damals noch nicht höher, als auf 587894 Thaler Silbermünze beliefen, widmete Johann eine besondre Aufmerksamkeit. Diese war um so nöthiger, da die am Hofe herrschende Verschwendung, mit dem durch den Krieg verursachten Aufwande, die Kräfte der Staatscasse so sehr erschöpfte, daß drückende Auflagen nöthig waren.

Dies verzieh der gegen seinen König so treu gesinnte Schwede demselben weit eher, als die unsteten Gemüthungen in der Religion, zu welchen ihn seine katholische Gemahlin Katharine verleitete. So viel Muth er äußerlich zu haben schien, so wenig unternehmungsgeist besaß er doch eigentlich, so wenig schien er das, was er ausführen wollte, recht zu übersehen. Zuweilen gewann es das Ansehn, als wenn er

Galletti Weltg. 117 Th. 5 mehr

mehr nach der griechischen, als nach der katholischen Kirche, sich hinneigte. Seine Hauptidee gieng auf eine Vereinigung der Katholiken und Lutheraner. Hierzu wollte er durch die Einführung feyerlicher Kirchengebräuche den Weg bahnen. Der neue Erzbischof Laurentius Petri Gothus, der sich auf fremden Universitäten gebildet hatte, wurde (1575 Jul.) mit katholischer Tracht und Ceremonie eingeweiht. Die Geistlichkeit erhielt die Ermahnung, sich in ihren Predigten mehr nach den alten Kirchenvätern, als nach den protestantischen Lehrern der Deutschen, zu bilden. Es wurde ein neues Meßbuch, eine neue Liturgie verfertigt. Es schlichen sich heimlich Jesuiten ein. Johann ließ sogar (1576) eine Gesandtschaft an den Pabst abgehen. De la Gardie, die Hauptperson derselben, der zum Schein auch nach Wien und Neapel gieng, sollte den Pabst als das Oberhaupt der schwedischen Kirche anerkennen. Johann machte aber dabey die Bedingungen, daß 1) der Adel die Kirchen- und Klostergüter behalten, 2) auch Personen weltlichen Standes den Kelch im Abendmahle genießen, 3) der Gottesdienst

tedienst in schwedischer Sprache gehalten, und 4) die Bischöfe und Priester, die schon verheyraethet wären, sich nicht von ihren Gattinnen scheiden sollten. Diese Bedingungen schienen aber dem päpstlichen Hofe ein Beweis, daß Johann weniger das katholische, als das griechische Kirchensystem einzuführen gedächte. Er hielt es daher für nöthig, in der Stille einen schlauen Gesandten nach Schweden zu schicken, um Johanns Gesinnungen noch katholischer zu stimmen. Dieser Gesandte war der italienische Jesuit Anton Possevin, Secretär des Jesuiten-Ordens, der sich schon gegen die Waldenser und Hugenotten sehr thätig bewiesen hatte. Dieser kam jedoch (1578) nicht als päpstlicher Bevollmächtigter, sondern als Gesandter der Marie von Oestreich, nach Stockholm. Seine von der Königin Katharine und von Johanns Secretär Henrikson unterstützten Vorstellungen bewirkten, daß die neue Liturgie mit Strenge eingeführt wurde, daß man Luthers Katechismus und andre Schriften nicht mehr lesen sollte, daß Johann die Messe ganz katholisch zu halten gestattete. Der schlaue Possevin wußte Johanns Zweifel und Bedenkligkeiten

so glücklich zu bestärken, daß er endlich seine luthersche Erziehung verfluchte, daß er (am 16. May) in die Hände des Runcius den lutherschen Glauben abschwor, und das von dem Pabst Pius IV vorgeschriebene Glaubensbekenntniß ablegte; daß er dem Aussprüche desselben auch die gemachten vier Bedingungen überließ. Possavin dankte Gott auf den Knien und mit Thränen. Johann wurde dadurch so gerührt, daß er ihn umarmend ausrief: „und ich umfasse dich und die römische Kirche auf ewig!“ Am folgenden Tage las Possavin in eben dem Zimmer eine Messe, die Johann, auf den Knien liegend, mit der gespanntesten Andacht anhörte. Der Pabst empfand über Johanns Bekehrung natürlich eine große Freude. Die Jesuiten, und Johanns eigne Secretäre, scheuten sich nun nicht, öffentlich auf die luthersche Religion zu schimpfen. Jetzt bereute der Erzbischof Petri seine Nachgiebigkeit, mit welcher er in die Einführung der neuen Liturgie eingewilligt hatte.

Doch es fehlte noch viel, daß die katholische Religion die luthersche in Schweden wieder

wieder hätte verdrängen sollen. Johanns Bruder, der Herzog Karl, widersprach der neuen Liturgie eben so ernstlich, als sich die Geistlichkeit seines Fürstenthums verband, der Einführung derselben sich standhaft zu widersetzen. Die Unzufriedenheit über dieselbe äusserte sich immer allgemeiner, immer lauter. Johann, der zu wanken anfangte, bestand von neuem auf die dem Pabste gemachten Bedingungen. Doch wollte er seine Liturgie schlechterdings durchsetzen. Weiter konnten es Possavin und die Katharine nicht treiben. Mit dem Tode der letztern (1583 Nov.) erkaltete aber Johanns Eifer für die katholische Religion noch mehr; besonders als er den Verlust der Katharine, der man manche Tugenden, als eheliche Zärtlichkeit und Mildthätigkeit, nicht absprechen kann, (1585 Febr.) durch eine zweite Gemahlin ersetzte. Die schöne siebenjährige Gunilla Dielte, die Tochter eines Reichraths, auf welche Johanns Wahl fiel, hatte mit Gustavs beiden letzten Gemahlinnen einerley Schicksal. Sie sollte ihren jungen Liebhaber gegen den 48jährigen König vertauschen. Sie wagte es, ihre Hand demselben zu ver-

weigern; dieser gerieth aber darüber in einen so lebhaften Unwillen, daß er ihr den Handschuh ins Gesicht warf, und die Familie brachte nun die Gunnila durch Vorstellungen und Drohungen so weit, daß sie sich dem Antrage des Königes nicht länger widersetzte. Die Zuneigung, die Johann für dieselbe empfand, war auch so zärtlich, daß er sich allmählig wieder zum lutherschen Glauben hinneigte, daß er die Jesuiten und andre Katholiken wieder aus dem Reiche verbannte, daß er gegen jene zuletzt einen großen Abscheu hegte. Mit seinem Bruder, dem Herzoge Karl, mit welchem er sich der Eizurgie wegen verunreinigt hatte, söhnte er sich zwar wieder aus; aber die Reichsräthe, welche des Herzogs unfreundschaftliche Gesinnungen gegen seinen Bruder genährt hatten, befanden sich in großer Gefahr, hingerichtet zu werden. Johann, dessen Lebensende durch einen unwissenden Apotheker befördert wurde, machte endlich (1592 am 27. Nov.) seinem Sohne Siegmund, der schon König von Polen war, auf dem schwedischen Throne Platz.

Siegs

Siegmund war, unter der Aufsicht seiner Mutter, bis in sein siebentes Jahr von einem katholischen Geistlichen erzogen worden. Hierauf hatte er zwar einen Lutheraner zum Lehrer bekommen; aber Katharine sorgte dafür, daß es ihm nie an katholischen Unterricht fehlte, und der luthersche Hofmeister Grothausen befand sich zu wenig im Stande, die Jesuiten von seinem Zöglinge zu entfernen. Der Herzog Karl und die Reichsstände hatten also Ursache genug, wegen Siegmunds Eifer für den katholischen Glauben besorgt zu seyn. Sie fanden es daher für nöthig, noch vor seiner Ankunft aus Polen (1593 Febr.), in einer großen zu Upsala gehaltenen Synode, den Religionszustand, wie er zu Gustavs Zeiten gewesen war, feyerlich bestätigen zu lassen; doch schaffte man noch einige bisher verstattete päpstliche Kirchengebräuche, z. B. die weißen Opferhemden der Priester, die Bischofsstäbe, und die Seelmessen, ab.

Die Besorgniß, die man wegen Siegmunds Religionsgesinnungen hegte, wurde nur zu sehr gerechtfertigt. Aber Siegmund ver-

verfuhr in der Aeußerung derselben noch sehr unüberlegsam; er benahm sich überhaupt sehr unbesonnen, indem er nicht nur die Reichsräthe, die dem Herzoge Karl ergeben waren, sondern auch die Gegner desselben, beleidigte. Er ließ sich von dem Nuncius Mala Spina, der ihm im Namen des Papstes zur Reise nach Schweden 30000 Ducaten verehrt hatte, und ihn mit lauter Italienern umgab, zur leidenschaftlichen Vertheidigung seines Glaubens verleiten. Er verwarf den Beschluß der upsalschen Synode, und wollte ihn nicht drucken lassen. Die Bewegungen, die unter dem Volke sich äusserten, suchte er durch Manifeste zu unterdrücken. Aber diese verschlitten ihre Wirkung, da Siegmund die Jesuiten auf die luthersche Lehre öffentlich schimpfen ließ, da er sich gegen einen lutherschen Priester ein gewaltsames Verfahren erlaubte, da er den Herzog Karl beleidigte. Um so enger schloß sich dieser an den Reichsrath und die Stände an, und Siegmund wurde nicht eher gekrönt, als bis er (1594 Febr.) die verlangte Religionsversicherung ausgestellt hatte.

Doch

Doch Siegmund hielt sein gegebenes Versprechen nicht lange, und er ließ aus Polen Kriegsvolk kommen, um zur Beobachtung desselben desto weniger gezwungen zu seyn. Die Katholiken, die er mitgebracht hatte, beleidigten und drückten die Lutheraner selbst in den Kirchen, und bey dem Gottesdienst. Es wurden sogar katholische Geistliche angestellt. Aber Siegmund wünschte seiner männlichen Nachkommenschaft von den schwedischen Ständen das Recht der Thronfolge zugesichert zu sehen; daher unterschrieb er, ehe er Schweden verließ, eine neue Religionsversicherung. Da er aber in die von dem Herzoge Karl vorgeschlagene Regierungsverwaltung nicht einwilligen wollte, so befand sich diese so lange in Verwirrung, bis sich der Herzog Karl mit dem Reichsrathe deswegen vereinigte.

Siegmund wollte Schweden, von Polen aus, regieren. Daher war ihm die Reichsversammlung, die der Herzog Karl (1595 Oct.) nach Söderköping berief, gar nicht willkommen. Aber diese betraf auch hauptsächlich die Sicherheit der schwedischen Kirche,

und

und es wurde von derselben fest gesetzt, daß kein römisch: katholischer Glaubensgenosse ein Amt bekommen, ja daß er nicht einmahl im Reiche geduldet werden sollte. Der Erzbischof Andrea, dem man die Vernichtung aller Ueberreste des Papstthums auftrug, verfuhr mit barbarischer Strenge. Er zerstörte selbst die unschuldigsten Denkmäher. Karl wurde zum Reichsvorsteher ernannt; aber er war mit den Reichsständen so unzufrieden, daß er seine Stelle niederlegen wollte; doch übereilte er sich nicht. Siegmund hatte indessen noch immer seine Parthey in Schweden. Zu derselben gehörte der Erzbischof nebst andern Geistlichen, gehörten verschiedene Reichsräthe, die mit Siegmunds Ministern einen vertraulichen Umgang unterhielten. Die aristokratische Parthey zog dem nahen Karl den entfernten Siegmund vor. Der Reichsrath wollte daher an der Versammlung der Stände, welche (1597) zu Arboga gehalten wurde, keinen Antheil nehmen. Diese ließ sich aber dadurch nicht abhalten, Siegmunds Statthalter abzusetzen, und Karls Plan, den er in das Interesse der

der Kirche sehr schlau zu verweben wußte, ausführen zu helfen.

Siegmund wollte sich bey seinen Nechten eines schwedischen Königes mit Gewalt behaupten. Er ließ 5000 brave, im Kriege gegen Türken, Franzosen u. a. m. geübte Leute (1598 Jul.) von Danzig auf hundert englischen, holländischen und libeckischen Kauffahrer: Schiffen nach Schweden übersetzen. Das Manifest, mit welchem er die Erscheinung derselben begleitete, blieb nicht ohne Eindruck. Allein Karl both gleich einige tausend Vauern aus Upland auf, die, von zwey Professoren aus Upsala, Bothnicensis und Erici angeführt, ihn in den Stand setzten, die für Siegmund aufgestandenen Finnen, die schon von der Flotte eingeschlossen waren, auch zu Lande zu umzingeln. Doch Siegmund bemächtigte sich der wichtigen Stadt Kalmar. Er siegte, seiner Kanonen wegen, (8. Sept.) bey Stegelerg, und er bewies noch so viel Schonung gegen Karl, daß er ihm den Rückzug verstattete. Die Macht des letztern wurde aber bald durch 6000 Dalekarle verstärkt.

stärkt. Es erfolgte bey Stångebro (24/25 Sept.) eine zweyte Schlacht. Siegmunds Heer belief sich auf 8000 Mann; Karl hatte ungefähr eben so viel Streiter. Jener Feldherr griff während der Vergleichsunterhandlungen an; aber Karl meynte es auch nicht redlich. Die königliche Armee wurde so entscheidend geschlagen, daß Siegmund einen Stillstand für nothwendig hielt. Sein Bevollmächtigter Jöran Ewan und Karl hielten deswegen eine Zusammenkunft. Kaum hatten sie ihre Unterredung angefangen, als eine Büchsenkugel Karln so auf der Brust traf, daß man die Spur des Eindrucks auf dem Harnische gewahr wurde. Karl fragte Ewanen, ob Verrätherey im Spiele wäre. Als ihm dieser das Gegentheil versicherte, beruhigte er sich wieder. In der Folge erfuhr man aber, daß ein Hof Junker des Königes demselben einen Dienst hatte erwiesen wollen, daß Siegmund denselben aber nicht gebilligt hatte. Karl wollte sich auf einen Stillstand durchaus unter keiner andern Bedingung einlassen, als daß ihm die fünf Reichsräthe, die seinen Entwürfen hauptsächlich entgegenstrebten, ausgeliefert

wür;

würden. Der Stillstand, und der darauf folgende Friede, wurde aber von beyden Theilen bloß als ein Mittel, Zeit zu gewinnen, betrachtet. Siegmund reiste nicht nach Stockholm, sondern nach Polen. Karl wollte den König vollkommen vorstellen. Seine Parthey wuchs von einem Tage zum andern; die Reichsstände gelobten ihm ihre Treue und Unterwürfigkeit; sie erklärten ihn (1599) für ihren rechtmäßigen Regenten; sie erklärten ihn zum Reichsvorsieher. Kalmar wurde dem königlichen Kriegsvolke wieder abgenommen, und Finnland mußte sich unterwerfen.

Der schlaue Karl sah sich nun im Stande, die Ausführung seines Planes zu vollenden. Zur Beförderung desselben brachte er viele Bauern; Repräsentanten in die Reichsversammlung, die (1600 Febr.) zu Linköping gehalten wurde. Man nannte ihn daher im gemeinen Leben den Bauernkönig. Die Bauern; Repräsentanten stimmten aber nach seinen Absichten. Der vornehmste Gegenstand derselben war der Proceß gegen die Reichsräthe, die dem Sieg;

Siegmund trenn geblieben waren. Diese wurden (im März) vor eine aus 156 Mitgliedern von allerley Ständen zusammengesetzten Commission vorgeladen, und es kam, aller ihrer Protestationen ungeachtet dahin, daß vier von ihnen zum Tode verurtheilt und wirklich hingerichtet wurden. So weilt trieb Karl seine Nachsicht! Durch seine Freunde unter den Reichsständen geschah nun der Vorschlag, ihn zum Könige zu wählen. Der Adel wollte anfangs nicht recht einwilligen. Man sprach nur von einer einstweiligen Regierungsverwaltung. Man trug zuletzt nur auf 2 Tage Bedenkzeit an. Aber auch diese währten Karl und seinen Freunden zu lange. Er begab sich nebst den Officieren auf das Schloß, und die Officiere setzten es durch, daß die Wahl gleich vor sich gieng. Karl kehrte, den jungen noch nicht elf Jahre alten Herzog Johann, Siegmunds jüngern Bruder an der Hand, in die Reichsversammlung zurück. Der kleine Herzog entsagte seinen Rechten auf die Krone. Man wollte auf den Wladislaw, Siegmunds Sohn, noch 5 Monate warten. Karl fand es daher für rathsam, den Königstitel

nigstitel noch nicht anzunehmen. Sein Plan war so gut angelegt, daß er den eigentlichen König ja schon vorstellte; aber er wollte sich von den Reichsständen keine Capitulation vorschreiben lassen. Als sich jedoch Siegmund durch den Krieg mit Polen, in welchen er Schweden verwickelte, immer allgemeiner verhaßt machte, so kam die Sache (1604 März) in einer Reichsversammlung zu Norköping endlich zur völligen Entscheidung. Man trug erst dem Herzoge Johann die Krone an, weil man schon gewiß wußte, daß er sie nicht annehmen würde. Hierauf wurde (am 22ten März) Karl IX zum Erbkönige gewählt. Schweden sollte ein Erbreich der männlichen und unvermählten weiblichen Nachkommenschaft Karls IX und des Herzogs Johann seyn. Der letztre bekam Dögeorland.

Karl IX, dessen Krönung erst nach dreien Jahren (1607) erfolgte, war ehrbegierig, aber doch auch fromm. Er besaß so viele Kenntnisse, daß er manche theologische Schrift ausarbeitete, daß er eine Reichchronik, eine historische Schilderung aller Könige von

von Schweden, verfertigte. In seiner Regierung überließ er sich manchmal zu sehr der Leitung von Günstlingen, die seiner Anlage zur Hefigkeit und zum Mißtrauen nicht genug entgegen arbeiteten. Er war daher auch am meisten nur von den Bauern geliebt. Aber er verdiente die Achtung auch der übrigen Stände gewiß wegen der Sorgfalt, mit welcher er für die Verbesserung des Gewerbes und des Unterrichts sorgte. Er baute, um das Christenthum unter den Lappländern allgemeiner auszubreiten, manche kleine Kirche und Kapelle. Er beförderte die Zufuhr fremder Waaren, die Schweden nicht gut entbehren konnte, durch die Aufhebung der Zölle; er legte an dem bothnischen Meerbusen neue Handelsörter an, zu welchen Wasa, Uleå, Kiemi, Torned, Umeå gehörten. Um eben diese Zeit (1603) wurde Gothenburg von Holländern, und andern Fremden, gebaut. Es ließen sich verschiedene reiche Ausländer, vornehmlich Holländer, daselbst nieder. Karl gestand ihnen, außer freyer Religionsübung, eine 20jährige Befreyung von allen Abgaben zu. Sie errichteten eine Handlungsgesellschaft.

schaft. Auch schloß man eine Handelsverbindung mit Venedig, und schon entwarf man den Plan zu einem Handel nach Persien. Karl IX, der für das Gewerbe seiner Untertanen so rühmlich sorgte, wirthschaftete an seinem Hofe sehr genau, und schrieb seinen Hofleuten die strengste Ordnung vor.

Unter Karls IX Regierung war Schweden sowohl mit Dänemark, als mit Polen, in Krieg verwickelt. Um den Krieg gegen Schweden mit Nachdruck fortsetzen zu können, machte der dänische Friedrich II die Vermehrung seiner Staatseinkünfte zu einer seiner wichtigsten Angelegenheiten. Dabey unterstützte ihn sein Finanzminister Peter Ore, Dänemarks Sully. Der Sundzoll wurde jetzt dem Werthe der Waaren verhältnißmäßiger angepaßt; Kronenburg wurde (1577) erbaut. Man richtete die Staatswirthschaft genauer ein. Der monatliche Sold der Landarmee wurde von 100000 auf 5300 Thaler herabgesetzt, und dennoch wurden 12000 Mann Fußvolk 2000 Reiter und 25 Linienfahrzeuge mehr gehalten. Man bemühte sich, den Anbau des Landes, Gallitz Wiltg. 117 Th. 6 und

und vornehmlich den Aker: und Obſtbau, zu verbessern. Dänemark bekam um dieſe Zeit zuerſt Karpfen und Krebſe. Friedrich ſorgte auch für die Verſchönerung und Vermehrung der Städte. Die Stadt Kronenburg wurde durch Niederländer erweitert. Es ſtieg das herrliche Schloß Friedrichsburg empor. In Norwegen erhob ſich Friedrichſtadt, und auf der Inſel Hween die Uranienburg, die durch den großen Sternkundigen Tycho Brahe ſo weltbekannt wurde. Friedrich II ſtiftete auch die Schule zu Sorde. Des Gewerbes ſeiner Unterthanen nahm er ſich mit ſo lebhaftem Eifer an, daß er (1583) durch die Ausrüstung einer großen Flotte die Engländer beſtimmte, ihre Schifffahrt nach den Küſten von Iſland und Nordland, imgleichen Archangel, einzustellen. Er zog auch viele fremde Kaufleute und Handwerker ins Land. Seine Räte und Diener wählte er ſehr glücklich, und ohne ſeinen Unterthanen drückende Abgaben aufzulegen, hinterließ er eine angefüllte Schatzkammer. Kurz er hinterließ d. Reich (1588 am 4ten April) in einem blühenden Zuſtande.

Chriſt:

Chriſtian IV (geb. 1577) war bey dem Tode ſeines Vaters erſt elf Jahre alt; von einem muntern, lernbegierigen Geiſte, der ſich über alle Arten von Kenntniſſen verbreitete. Er ſtudierte nicht nur Sprachen und Wiſſenſchaften, vorzüglich Geſchichte und Krontken, ſondern auch Tonkunſt, Artillerie, Baukunſt, Schiffkunde; er machte ſich mit allen Handwerkszeugen ſo bekannt, daß er die Modelle zu ſeinen Schiffen und Gebäuden nicht allein zeichnete, ſondern auch ſchnittzte. Er war der vollkommenſte Reiter, Fechter, Tänzer, Schiffer. Aber er ſtrengte auch ſeinen ſehr gut gebildeten, außerordentlich electriſchen Körper mit zu weniger Schonung an.

Chriſtian IV verbreitete ſeinen Verbeſſerungseifer über alle Gegenſtände der Staatsverwaltung. Um das Gewerbe ſeiner Nation zu erweitern, ſtiftete er (1599) eine iſländiſche Handlungsgesellſchaft, die an die Stelle der Hanſeſtadt trat. Er machte auch (ſeit 1605) verſchiedene Jahre hin durch einen Verſuch, die Schifffahrt nach Grönland wieder herzuſtellen, der zwar

S 2

eli

einige zeitlang ohne bedeutenden Erfolg blieb, endlich aber doch zur Errichtung einer grönländischen Handelsgesellschaft die Veranlassung gab. Die hanseatischen Kaufleute, welche den größten Theil des dänischen und norwegischen Handels an sich gerissen hatten, wünschte er ganz zu entfernen, oder doch weniger wirksam zu machen. Daher untersagte er (1624) denen, die zu Bergen lebten, ausser dieser Stadt Handelsgeschäfte zu treiben. Da er dem Handel seiner Unterthanen einen stärkern Schwung zu geben suchte, so fühlte er sehr gut das Interesse, das deren Theilnahme an dem Handel nach Ostindien nach sich ziehen würde. Nun entstand eine ostindische Handelsgesellschaft der Dänen, und diese verschafften sich (1616) zu Trankebar, an der Küste Malabar, eine Niederlassung.

Christian IV, der sich für den Wohlstand seiner Nation so thätig bewies, versäumte es auch nicht, dem Kriegstaate seines Reiches eine bessere Einrichtung zu geben. Bisher hatte die Mannschaft eines jeden Bezirkes eine besondere Fahne gebildet.

Chri;

Christian gab aber den Compagnien, aus welchem er seine Regimenter der Landmiliz zusammensetzte, eine gleichgroße Anzahl von Köpfen. Eben diese Anordnung machte er auch bey der Adelsfahne. Aber er blieb hierbey nicht stehen, sondern er errichtete vielmehr aus 5000 ausgehobenen Bauern eine beständige Miliz, die er, in 9 Fahnen oder Compagnien abgetheilt, nach deutscher Art organisirte, und nicht nur mit Gold, sondern auch mit Montur, versah. Er brauchte sie zu Garnisonen in den Städten. Auch verschaffte er sich ein stehendes Corps von 1500 Matrosen. Er verdient also mit dem größten Rechte der Stifter der dänischen Land- und Seemacht genannt zu werden.

Den furchtbaren Zustand, in welchen dieselbe durch ihn versetzt worden war, fühlte sein Nachbar, Karl IX von Schweden. Dieser fieng, unter dem Vorwande, daß der Streit wegen der drey Kronen noch unentschieden wäre, imgleichen wegen der Lappmarken, wegen Sonnenburgs auf der Insel Oesel, und wegen des Sundzolles, mit Christian IV Handel an. Er glaubte sich

sich berechtigt, die dänische Handlung in der Ostsee, und vornehmlich auf Liefland, einzuschränken. Als sich Christian IV dieses nicht länger gefallen lassen wollte, schlug man zwar eine Zusammenkunft von bevollmächtigten Räten vor, die zu Wismar gehalten werden sollte; aber die schwedischen fanden sich nicht ein, und der Krieg konnte also nicht mehr verhindert werden. Christian stellte (1611) Karl, dessen Armee sich auf 24000 Mann belief, 16500 zu Fuß, und 5000 zu Pferde entgegen. Seine Unternehmungen waren fast überall glücklich. Er eroberte Calmar, wo er eine ansehnliche schwedische Armee vernichtete. Karl IX empfand darüber einen so lebhaften Verdruss, daß er sich durch denselben verleiten ließ, seinen Gegner durch ein unanständiges Villet zum Zweikampfe herauszufordern, und er wurde dafür durch eine, in noch unanständigeren Ausdrücken abgefaßte Weigerung Christians IV bestraft. Nicht lange hernach (am 30. Oct.) überraschte ihn der Tod. Seine Kriege hatten dem menschenarmen Schweden 70000 brave Leute gekostet. Sein Nachfolger Gustav Adolf, der das Alter der

Min:

Minderjährigkeit noch nicht ganz zurückgelegt hatte, eroberte zwar die Insel Oeland wieder, die ihm die Dänen weggenommen hatten; auch drang er in Schonen ein, wo er aber von dem dänischen Generale Ranzau wieder zurückgeschlagen wurde. Er hielt es daher, mit den Russen und Polen noch in Krieg verwickelt, doch für rathsam, mit Dänemark durch einen Vergleich (1612 Jan.) sich wieder auszuöhnen. Christian IV gab für eine Million alles, was er den Schweden abgenommen hatte, wieder zurück. Gustav Adolf entsagte den Ansprüchen auf die Lappmarken; auch trat er den Bezirk von Sonnenburg auf der Insel Oesel an Dänemark ab. Die drei nordischen Kronen sollten beide Reiche in Zukunft in ihrem Wappen führen dürfen. So sehr Gustav Adolf dem dänischen Christian IV jetzt nachgeben mußte, so sehr wurde in der Folge Christians Kriegsrühm durch Gustav Adolfs Thaten verdunkelt, so überlegen war die schwedische Kriegsmacht der dänischen! Aber zu der großen Rolle, die Gustav Adolf auf dem Kriegsschauplatz spielte, bereitete er sich durch seine Feldzüge gegen die Polen und Russen vor.

Zwanzigstes Kapitel.

Polen macht sich seinen Nachbarn, und besonders den Russen, fürchtbar. Der russische Staat ist in Gefahr, von den Polen überwältigt zu werden. Liefand kömmt größtentheils an Polen. Ursprung des Herzogthums Kurland.

Unter Kasimir IV von Polen, der den wichtigen Vergleich von Thorn schloß, *) bekam die polnische Verfassung eine von der vorigen ziemlich verschiedene Richtung. Die unaußhörllichen Kriege gaben dem polnischen Adel ein so lebhaftes Gefühl seiner Kräfte, daß

*) Theil VIII. S. 320.

daß er seinem Könige manche Einschränkung seiner Gewalt abtrotzte. Kasimir mußte sich (1454) verbindlich machen, ohne Einwilligung des Adels kein neues Gesetz zu geben, auch kein Aufgeboth ergehen zu lassen. Da es den Edelleuten theils zu beschwerlich, theils zu kostbar war, die gar zu häufigen Reichsversammlungen in eigener Person zu besuchen, so führten sie die Gewohnheit ein, durch Abgeordnete zu erscheinen. Diese Abgeordneten (die sogenannten Landborzen) wurden in den Provinzial- Versammlungen gewählt, und sie stellten also die wahren Repräsentanten der Nation vor. Durch sie wurde jedoch den Edelleuten das Recht, selbst zu erscheinen, gar nicht genommen. Zunächst an den König schloß sich der Senat an, der aus den Bischöfen, Woiwoden, Castellanen, kurz aus den hohen geistlichen und weltlichen Staatsbeamten, bestand. Da es in Polen um diese Zeit nur wenige Städte gab, und diese nur selten Bevollmächtigte zur Reichsversammlung schickten, so gab es eigentlich keinen dritten, oder Bürgerstand.

Kasimir hinterließ (1492) fünf Söhne. Der älteste Johann I (Albrecht) erbte die polnische Krone; der zweite Vladislav war König von Ungern und Böhmen, und der dritte Alexander erhielt das Großherzogthum Litthauen. Als der erste (1501) sein Leben ohne männliche Erben beschloß, wählten die Polen den Alexander zu ihrem Könige, Polen und Litthauen wurden hierdurch auf immer vereinigt. Aber auch Alexander regierte nicht lange (st. 1506). Wie er eben auf dem Todtbette lag, schleppten die krimischen Tataren gegen hundert tausend Menschen mit fort; einen Theil derselben nahm ihnen aber der brave Michael Glinzky wieder ab.

Dann kam Siegmund I an die Reihe. Das Wahlrecht der Stände wurde immer mehr befestigt. Sein Bruder Vladislav hatte ihm als Könige von Böhmen (1501) die schlesischen Fürstenthümer Troppau und Glogau, und hernach (1501) die Oberlaus deshauptmannschaft über ganz Schlesien und die Lausitz ertheilt. Siegmund verdiente dieses Glück wegen seines Eifers, die Wohlfahrt

des Landes zu befördern. Dennoch hatte er das Mißvergnügen, daß sich Glinzky gegen ihn empörte, und mit den Russen in eine Verbindung einließ; auch mußte er den Russen endlich (1521) Smolensk abtreten. Siegmund war überhaupt weniger Kriegsmann, als Politiker. Aber sein Aufgeboth wurde von den polnischen Adel auch nicht pünktlich genug befolgt, und dieser weigerte sich nicht selten, dem Aufgebothe eher Folge zu leisten, als bis dieß oder jenes vom Könige erst bewilligt worden war. Siegmund mußte sich also durch Bündnisse, und auf andre Art, zu helfen suchen. Der Papst verwilligte ihm die Gelder des Jubeljahres, um zur Vertheidigung des Reichs desto nachdrücklichere Anstalten machen zu können.

Daß der Adel sich aber öfters so unnachgiebig gegen Siegmund bewies, daß Parteyen unter denselben entstanden, daran war hauptsächlich der Umstand Schuld, daß ihm seine Gemahlin Bona Sforza, die Tochter des Herzogs Johann Galeazzo von Mailand, so viele Vorliebe für die Italiener ein-

einküfte. Die dadurch zum Unwillen gereichten Edelleute beschuldigten die Königin Bona, daß sie ihren Prinzen mit Vorsatz schlecht erziehe, um desto eher selbst regieren zu können; ja sie sollte sogar zwei Gemahlinnen ihres Sohnes schon vergiftet haben. Auch verleitete sie ihren Gemahl zu einem großen Aufwande. Indessen behielt dieser doch noch Geld genug übrig, um die verpfändeten Domänengüter wieder einzulösen, viele Festungen und Kirchen neu zu bauen oder auszubessern, Sklaven loszukaufen, Türken und Tataren zu befriedigen. Die Einkünfte des polnischen Reiches wurden aber beträchtlich vermehrt, als, nach dem Aussterben der Herzoge von Masovien (1526) dieses Land mit Großpolen vereinigt wurde.

Um eben diese Zeit verwandelte sich das dem polnischen Reiche lehnbare Gebieth des deutschen Ordens in ein Herzogthum. Seit dem thorner Frieden war Preussen getheilt. Westpreussen machte zwar eine polnische Provinz aus, aber sie war mit dem übrigen Polen noch nicht vereinigt. Einer völligen Einverleibung arbeiteten am meisten die Städte

Städte entgegen; indessen wurde das Band zwischen Westpreussen und Polen bald enger angezogen. Die deutschen Ritter in Ostpreussen fanden die polnische Oberherrschaft, so drückend, daß sie sich derselben zu entziehen wünschten. Sie wählten (1511) in dieser Rücksicht den Markgrafen Albrecht von Brandenburg zu ihrem Hochmeister, weil sie durch ihn, als den Schwestersohn Siegmunds, ihre Absicht um so eher zu erreichen hofften. So sehr die Hochmeister die Einmischung des deutschen Reiches, welcher dieses noch immer nicht entsagte, ehemals abgewiesen hatten, so eifrig fordernten sie es jetzt selbst zur Behauptung seiner Ansprüche auf, so bereitwillig erklärten sie die Städte Danzig und Elbing für oberländische Reichsstädte. Albrecht wagte es, den Vasalleneid zu verweigern. Mißgunst und Liebe zum Meissen waren Ursache, daß Siegmund erst nach mehreren Jahren (1519) zu ersthaften Maßregeln übergieng. Die Verdrüssungen eines dadurch veranlaßten Krieges endigten sich (1521) durch einen auf vier Jahre geschlossenen Waffenstillstand.

Der Hochmeister Albrecht wurde hierauf mit Luthers Grundsätzen, die seit einiger Zeit (seit 1523) in Polen und Preussen sich auszubreiten, näher bekannt. Albrecht sprach Luthern auf einer Reise durch Deutschland. Er ließ sich mit demselben in einen Briefwechsel ein, und er fühlte sich bald überzeugt, daß der ehelose Stand eine Gott mißfällige Menschenfassung sey. Zum Glück fand er seinen Oheim Siegmund für seinen Plan, sich zu vermählen, so gut gestimmt, daß ihn dieser selbst den Vorschlag that, das Ordensland in ein lehnbares Herzogthum zu verwandeln. Die Ausführung dieses Vorschlages brachte der sogenannte ewige Friede zu Krakau (1525 am 8. April) zur Nichtigkeit. Vermöge desselben sollte der deutsche Orden in Preussen völlig aufgehoben seyn, Prinz Albrecht ein lutherscher weltlicher Herzog, und Ostpreussen ein polnisches Mannlehn, werden. Bey diesem Vergleiche gewann zwar Polen eben sowohl, als Albrecht; aber der deutsche Orden fand sich durch denselben frentlich sehr gekränkt, und nur die Aussicht, der kostbaren Kriege künftig überhoben zu seyn, konnte ihm noch

ei

einigen Trost gewähren. Aber er verlor doch die unmittelbare Theilnahme an der Regierung. Aus den gebietenden Ritters wurden Landsassen. Der Kaiser Karl V., der die Ansprüche eines deutschen Reichsoberhauptes auf Preussen geltend zu machen suchte, erklärte dieses Land für ein durch den krakanischen Vertrag verwirktes und dem deutschen Reiche heimgefallenes Lehn. Der Deutschmeister Walther von Kronberg wurde von ihm zum Administrator des preussischen Hochmeisterthums ernannt. Es kam zum Rechtshandel bey dem Reichskammergerichte; der Herzog Albrecht und seine Unterthanen wurden in die Acht erklärt. Aber der Schutz der Könige von Polen bewirkte, daß ihnen dieses Urtheil sehr gleichgültig war.

Als Siegmund I., der eine bewundernswürdige Leibeskraft besaß, in einem Alter von 52 Jahren (1548) sein Leben beschloß, folgte ihm sein Sohn Siegmund II (August), der schon 19 Jahre vorher (1529) zum Thronfolger erwählt worden war. Auf der einen Seite beharrlich, seine Meinung

stand:

standhaft behauptend, bewies er auf der andern Seite eine unermüdbliche Geduld und Langmuth. Zu seiner Zeit bekam das polnische Kriegswesen eine bestimmtere Einrichtung, wurde Liefland mit Polen vereinigt, breitete sich die Reformation unter den Polen aus. Man hielt es, wegen der Einfälle der Türken und Tataren, für sehr nöthig, eine beständige Kriegsmannschaft an den Gränzen zu halten. Das Aufgeboth des Adels, der es lange Zeit zu seinen Vorrechten zählte, der einzige Beschützer des Reichs zu seyn, kam meistens zu spät, um die verlangte Wirkung thun zu können. Man faßte daher endlich den Entschluß, erst für Lithauen (1555) und hernach für Polen (1562) einen stehenden Gränzcordon zu errichten. Der Adel machte es jedoch dabey zur Bedingung, daß ohne seine Einwilligung keine Soldaten angeworben werden, und sowohl er als die Geistlichkeit von der Theilnahme an der Unterhaltung derselben ausgeschlossen seyn sollte. Also mußte diese Last den Domänen, den Tasseis güttern, den königlichen Einkünften von Zöllen und Salzbergwerken aufgebürdet werden.

den. Man bestimmte den vierten Theil derselben zur Erhaltung der Gränzsoldaten, und diese wurden deswegen Quartianer genannt.

In Polen selbst erregte die Reformation, zwischen den Verehrern derselben und den Anhängern der katholischen Religion, lebhaften Händel. Schon bey der Anlegung der Universität zu Krakau, die ihre ersten Lehrer von Prag erhielt, waren hussitische Grundsätze nach Polen gekommen. Die polnischen Prinzen wurden von der hussitischen Parthey in Böhmen für so duldsam gehalten, daß man mehr als einen derselben auf den böhmischen Thron rief. In Polen mußte aber der König sich durchaus zur katholischen Religion bekennen. Daher wurde auch (1501) Alexanders Gemahlin, die russische Prinzessin Helena, nicht gekrönt. Indessen zeigten sich doch die Könige Siegmund I und Siegmund II gegen die Reformirten nicht ungünstig geneigt; auch waren ihnen der beträchtlichste Theil der Landbothen, Magnaten, Senatoren, Edelleute, und selbst einige Bischöfe, zugethan. Aber die reformirten

Galletti Weltg. 111 Th. 5 mits

mirte Religion schien für die gleichsam orientalische Denkart der meisten Polen zu kalt. Die Verehrer des reformirten Glaubens zeigten sich daher nur in einzelnen Haufen. Wenn auch (schon 1500) der Adel den Abendmahlskelch mit Ungestüm verlangte; wenn auch die Bürger von Danzig (1522 und 1526) die lutherschen Religionsgebräuche schlechterdings eingeführt wissen wollten, so mußte doch Siegmund I, durch die Bischöfe und vornehmlich durch den päpstlichen Legaten, bewogen, nicht nur Luthers Schriften verbiethen lassen, sondern auch die Danziger hart bestrafen. Der Legat und die Bischöfe bestanden auch darauf, daß Luthers Anhänger zum Tode verurtheilt werden sollten. Gleich bey dem Regierungsantritte Siegmunds II, hatte ein Studentenaufstand zu Krakau die Folge, daß diese sämmtlich nach Prag ausgewanderten, wo sie mit Luthers Grundsätzen noch mehr bekannt wurden. Unter ihnen befanden sich viele Edelleute. Daher war es sehr natürlich, daß in der Reichsversammlung zu Petrikau (1550) der Adel auf die Abschaffung der bischöflichen Gerichtsbarkeit drang. Doch Siegmund II (August) mußte,

mußte, um seine Gemahlin gekrönt zu sehen, gegen den Erzbischof sich verbindlich machen, die reformirte Religion zu unterdrücken. Der päpstliche Legat suchte wenigstens Polen der päpstlichen Kammer zu retten. Der Adel bestand aber noch immer auf der Aufhebung der päpstlichen Gerichtsbarkeit. Die Bischöfe übten sie auch einige Zeit hindurch nicht aus. Aber sie sollten (1559) als Personen, die gegen den Papst, eine auswärtige Macht, verpflichtet wären, auch ihr Sitz, und Stimmrecht im Senate aufgeben. Ehe man dieß jedoch durchsetzte, wurde die Nation (1562) verleitet, daß der päpstlichen Hierarchie so günstige tridentinische Concilium anzunehmen, und die Jesuiten bekamen (1562) zu Braunsberg ein Collegium. Seitdem konnten die Reformirten gar nicht mehr empor kommen.

Was hätte aber aus Polen nicht werden können, wenn die reformirte Religion herrschend geworden wäre, wenn es mehrere solche Könige, als die beyden Siegmunde, bekommen hätte, wenn der übermüthige, auf seine Vorrechte gar zu eifersüchtige Adel

nicht den unglücklichen Einfall gehabt hätte, seinen König jedesmahl zu wählen! Bisher hatte noch keine eigentliche Wahl, sondern bloß eine benfällige Erklärung des Senats und Adels vor dem Antritte der neuen Regierung, Statt gefunden. Freylich hatte man sich allmählig gewöhnt, diese Erklärung als eine nothwendige Einwilligung zu betrachten. Seitdem sich aber mit dem Tode Siegmunds II, der von drey Ehen keine Kinder hinterließ (1572 Jul.) der jagellonische Königsstamm endigte, wurde das Erbrecht völlig aufgehoben, und das Schicksal des polnischen Throns der Wahl unterworfen.

Die Wahl wurde bey dem Dorfe Wola, unweit Warschau, unter freyem Himmel, vorgenommen. Alle Edelleute, deren man gegen zweymahl hundert tausend rechnete, hatten an derselben Antheil. Sie erschienen bewaffnet und größtentheils beritten. Eine solche Wahlversammlung hatte also ein sehr militärisches Ansehn. Alles wurde laut und öffentlich verhandelt. Dennoch zeigten sich der Einfluß und die Ränke der auswärtigen Höfe

Höfe sehr mächtig. Die Partheyen wollten ihre Throncandidaten auf gewaltsame Weise emporheben. Kriegerische Auftritte kamen daher bey der Wahlversammlung nicht selten vor. Desto seltener fand ruhige Berathung, und lange Zufriedenheit mit der geschehenen Wahl, Statt. Hatte ein Piast (ein gebotener polnischer Edelmann) das Glück, die Krone zu erlangen, so wurde er von den übrigen beneidet oder verachtet. Wurde ein Ausländer König, so war er nicht geliebt, so traute man ihm nicht. Durch Mißtrauen und Unzufriedenheit, die auf allen Seiten herrschte, wurde alles Gute verhindert, wurden sonderbare Thronveränderungen veranlaßt. Justiz, Polizey, Militär, Finanzen, Gewerbe; alles befand sich in einer sehr traurigen Lage. Der unbändige Freyheitsgeist des Adels vereitelte, dem Gehorsame und der Ordnung, und folglich auch dem Throne trozend, alle guten Anordnungen.

Wie schwer unter den großen Adelshaufen Einigkeit zu bringen war, das zeigte sich gleich bey der ersten Königswahl. Erst zu

zu Anfang des folgenden Jahres (1573 am 6. Jan.) wurde die Reichsversammlung eröffnet. Man machte aus, daß niemand, der Religion wegen, verfolgt oder bestraft werden sollte; doch behielt sich die katholische Parthen den Besiß aller Bisthümer und Pfründen vor. Alle Nichtkatholiken wurden seit der Zeit Dissidenten genannt. Von den Päpsten wollte keiner sich um den Thron bewerben. Um so eher konnte sich ein auswärtiger Prinz auf denselben Rechnung machen. Monloc, der schlaue Unterhändler der Katharine von Medici, gewann, des Schreckens der Bartholomäus-Nacht ungeachtet, die meisten Stimmen. So wurde Heinrich von Anjou, ihr Sohn (im May) König von Polen. Noch zu Paris beschwor er die ihm vorgelegten Pacta conventa, die polnische Wahlcapitulation. Er nahm sich zu der Reise nach Polen so viel Zeit, daß seine Ankunft erst nach acht Monaten (1574 Jan.) erfolgte. Die polnischen Großen sahen sich aber sehr bald von der Wahrheit überzeugt, daß sie von Heinrich, ausser seinen Geschenken, sehr wenig Gutes zu erwarten hatten. Jagd, Spiel und Schman:

Schmausereien raubten ihm alle Zeit, sich den Regierungsgeschäften zu widmen; auch machte er sich durch ungerechte Aussprüche verhaßt. Dem Ausbruche der allgemeinen Unzufriedenheit kam die Nachricht von Karls IX Tode zuvor. *) Heinrich äusserte sogleich das Verlangen, nach Frankreich zu reisen. Der Senat war der Meynung, daß zu seiner Entfernung die Einwilligung der Reichsversammlung nothwendig sey. Heinrich reiste daher (1574 Jun.) nach; dem er nicht länger als 5 Monathe in Polen gewesen war, in der Nacht, heimlich ab. Seine ganze Begleitung bestand aus 7 Personen. Sein türkisches Pferd flog mit ihm so geschwinde nach Schlesien, daß der ihm nachgeschickte Kronkämmerer ihn erst jenseits der Gränze einholen konnte. Aber er kehrte nicht wieder um. In seinem Schlafgemache hinterließ er Schreiben an den Senat und an die Senatoren, worin er ihnen die Ursachen seiner schnellen Abreise erklärte. Nach einem vergeblichen Briefwechsel bestimmte man endlich den 12ten May

*) Theil X. S. 334.

May des folgenden Jahres zum äußersten Termin seiner Rückkehr. Als er nicht erschien, wurde vier Tage hernach (am 16ten) jedoch bey weitem nicht einstimmig, der Thron für erledigt erklärt.

Die polnischen Herren waren wegen der Wahl eines neuen Königes abermahl so uneinig, daß dieser erst nach 7 Monaten ernannt wurde. Und dennoch dauerten auch jetzt noch zwey Partheyen fort. Der Adel erklärte sich (am 12ten December) für den siebenbürgenschen Fürsten Stephan Batory; aber der Senat stimmte für den Kaiser Maximilian II. Stephan sollte die beynahe 60 Jahre alte Prinzessin Anna, Stegmunds I Tochter, heirathen. Maximilian II bestimmte sie seinem Sohne Ernst zur Braut. Aber die östreichische Parthen wurde immer kleiner. Der gegenwärtige Stephan wirkte ihr durch Ueberredungskünste, durch Gewalt der Waffen, zu mächtig entgegen. Am längsten widerstand die Stadt Danzig, von dänischer Hülfe unterstützt. Indessen wurde Stephan (1576 am 1. May) wirklich zum Könige gekrönt.

Ste:

Stephan, der, mit den edelsten Gesinnungen, Tapferkeit, Betriebsamkeit und Gelehrsamkeit verband, machte sich um die polnische Nation mehr als einer ihrer Könige verdient. Er sorgte mit dem angestrengtesten Eifer für den Wohlstand des Reichs. Die Gerechtigkeit übte er so unpartheyisch aus, daß er einige Edelleute, die sich eines muthwilligen Mordes schuldig gemacht hatten, in einer Reichsversammlung hinrichten und verbrennen ließ. Auch errichtete er, um die Verwaltung der Gerechtigkeit zu befördern, für jedes von den drey Ländern Großpolen, Kleinpolen und Lithauen, ein besonderes Oberappellationsgericht. Er theilte Liefland in 3 Wojwodschaften ein, und gab dieser Provinz ihren eignen Bischof.

Dem Könige Stephan hatten die Kosaken ihre erste kriegerische Einrichtung zu danken. Als die Mongolen Rußland so schrecklich verwüsteten, flüchteten viele junge Leute von den in jenen Ländern wohnenden Völkern in die Gegend am Nieder: Dnepr. Da sie anfangs ein sehr unstetes Leben führten, so nannte man sie Kosaken (d. i. Leute

Leute ohne Haus). In der Folge bildete sich aus ihnen ein Volk von leichtbewaffneten Kriegersleuten, deren Muth und Tapferkeit jedem zu Gebote standen. Sie breiteten sich von Dnepr bis zum Ober: Ural aus. Innerhalb dieser Gränzen wuchsen sie nach einigen Menschenaltern zu einer Nation an, die sich der russischen Sprache bediente, und zum griechischen Christenthume bekehrte, die aber am liebsten mit Polen in Verbindung stand. Aus ihnen bildete Stephan nun 6 Regimenter, jedes von 1000 Mann, die in mehrere Eotnen (Compagnien) abgetheilt waren, und ihre beständigen Befehlshaber hatten. Ueber das ganze Corps war der Hetman gesetzt. Diesem verlieh der König einen Rofswechsel; auch räumte er ihm die Felsenfestung Terechemirow ein, die der kriegerischen Nation zu ihrem Hauptort, zu ihrem Waffen- und Sammelplatze, diente. Lange beschützten diese Kosaken Polens Gränze gegen die Einfälle der Türken und Tataren. So sehr sich nun Stephan um Polens Ruhe und Sicherheit verdient machte, so glücklich er Liefand gegen die Angriffe der Russen vertheidigte, so hatte er doch nicht das Ver-

gnü:

gnügen, von allen Großen der Nation sich geliebt zu sehen. Weil Zamoyßki, der Reichskanzler und Großfeldherr, ein sehr verdienstvoller Mann, bey dem Könige in großem Ansehn stand, so machte die auf diesen Vorzug neidische Familie der Zborovski eine Gegenparthey aus, deren Feindschaft dadurch vermehrt wurde, daß Zamoyßki einen aus diesem Hause, den Samuel, der einen andern Edelmann getödtet hatte, und im Lande umherschweifte (1584) hatte enthaupten lassen, und daß er einen andern Bruder, der Christoph hieß, und mit den Russen im Einverständnisse war, verfolgte. Es verursachte dieser Familie daher ein sehr lebhaftes Vergnügen, als Stephan (1586 am 12ten Dec.) vom Tode überrascht wurde,

Die Wahl eines neuen Königes gab den gegen einander feindselig gestimmten Partheven eine erwünschte Gelegenheit zum Ausbruche ihrer Wahl. Jede derselben erschien mit einem Haufen von 10000 Streitem auf dem Wahlplatze. Von Drohworten und einzelnen mörderischen Auftritten, war der Uebergang zu einem förmlichen Treffen schon

se

so nahe, daß es nur die eifrigsten Bemühungen gutgesinnter Senatoren verhindern konnten. Jede Parthey stimmte indessen für einen besondern König. Von der jamoyßischen wurde (1587 am 19. Aug.) der schwedische Prinz Siegmund, der Schwesstersehn der verwittweten Königin Anna, von der zborowßischen (am 22ten) Maximilian von Oestreich zum Könige ausgerufen. Da aber Jamoyßki als Reichsgeneral Krakau in seiner Gewalt hatte, und Maximilian mit seinen 6000 Mann nicht nur zurückgeschlagen, sondern endlich (1587) gar gefangen, und dem polnischen Throne ganz zu entsagen, gezwungen wurde, so setzte es Jamoyßki durch, daß Siegmund den polnischen Thron mit keinem andern theilen durfte. Sein Vater, der König Johann III von Schweden, der Gemahl der Katharine, einer Schwester der Königin Anna, hatte die polnische Krone selbst gern besessen; als ihm aber sein Plan nicht gelingen wollte, begnügte er sich damit, daß sein Sohn König von Polen wurde. So bekam die polnische Nation einen ihrer untauglichsten Könige, der zum Unglücke 45 Jahre regierte!

Als der unbesonnene Siegmund III das Schicksal hatte (1604), in Schweden abgesetzt zu werden, *) wurden die Polen, wegen seines Angriffes auf Esthland, mit den Schweden in Krieg verwickelt. Aber der Plan, diese Provinz wieder mit dem polnischen Reiche zu vereinigen, wurde vereitelt. Das Mißvergnügen, das die polnischen Großen darüber empfanden, wurde durch Siegmunds Freundschaft für das Haus Oestreich, aus welchem er zwey Gemahlinnen nach einander wählte, und durch das Vertrauen, das er auf die Jesuiten setzte, gar sehr verniehet. Jamoyßki war kein Freund der Jesuiten; Siegmund wählte sich hingegen einen jesuitischen Beichtvater, auch ließ er sich von den Jesuiten zu Religionsverfolgungen verleiten. Es wurden den Protestanten in den preussischen Städten große Kirchen weggenommen. Die Jesuiten erhielten hingegen Lehrerstellen und Reichthümer. Die Großen gaben ihm Schuld, daß er die Pacta verlege, weil er den beschwornen Religionsfrieden breche, und der

Geist:

*) Oben, S. 93.

Geistlichkeit Eingriffe in die Rechte des Adels gestatte, weil er seinem Sohne Wladislaw die Krone zu verschaffen suche, und nach einer uneingeschränkten Regierung strebe, weil er zu viele Ausländer an den Hof ziehe, und sowohl dem Lande, als der Freiheit, durch seine Krieg: Zoll: und Münzeinrichtungen, schade. Zamoyski, dem Siegmund den polnischen Thron doch hauptsächlich schuldig war, welcher aber den Staat nicht weniger als den König liebte, wurde, weil er kein Hofschmeichler war, vom Könige nach Verhältniß seiner Verdienste, nicht genug geschätzt. Dennoch war es eben dieser Zamoyski, der den erbitterten Adel vor den wilden Ausbrüchen seiner Unzufriedenheit noch zurückhielt. Als dieser vortrefliche Mann (1605) aber sein Leben beschloß, erregte der Adel im folgenden Jahre einen förmlichen Aufstand, Kotosch genannt. An der Spitze stand Johann Radziwil, Mundschent von Lithauen. Man erklärte den Siegmund für unfähig, den polnischen Thron länger zu besitzen, und es entstand ein Bürgerkrieg, der erst nach zwey Jahren (1608 April) geendigt wurde.

Nur

Nur durch die dringenden Vorstellungen des Senats ließ sich Siegmund zur Aussöhnung bewegen. Eben derselbe zog seiner Nation wichtige Handel mit Rußland und Schweden zu, welche den nordöstlichen Theil von Europa zu einem gemeinschaftlichen Schauplatz der Weltgeschichte machten.

In Rußland war die Macht des Staates seit einiger Zeit außerordentlich gewachsen. Der Großfürst Iwan Wasiljewitsch I, der Eroberer von Nowgorod, *) breitete, hauptsächlich von seiner Gemahlin, der griechischen Prinzessin Sophie, angetrieben, seine Herrschaft bis nach Asien aus. Hier befand sich die Orda von Kapttschak in einem ohnmächtigen Zustande, weil sich zwey Chanschaften, Kasan und die Krim, von ihr abgerissen hatten. Der Chan von Kasan mußte sich (1487) Iwans Oberherrschaft unterwerfen. Aber mit dem krimischen Chane Mengli Giraj lebte er bis an seinen Tod in dem freundschaftlichsten Verhältnisse. Jetzt war ihm Achmat, der Chan von

Kapt:

*) Theil VIII. S. 329.

Kaptschack, freylich nicht mehr furchtbar. Dieser bemerkte daher, obgleich ihm Iwan (1476) noch den gewöhnlichen Tribut zugesandt hatte, daß dieser nicht so viel Unterwürfigkeit und Achtung, als seine Vorfahren, gegen die Orda bewies. Er verband sich daher gegen Rußland mit dem Könige Kasimir IV von Polen, und nun rückte er (1480) mit einem großen Heere bis an den Fluß Ugra in Großrußland. Aber seine Unternehmung war nicht vom Glücke begünstigt. Eine russische Armee näherte sich seinem Lande, und der König von Polen war, wegen eines Einfalles des krimischen Chanes, nicht im Stande, ihm Hülfe zu leisten. Achmat eilte daher in sein Land zurück, und hier hatte er (1481) das traurige Schicksal, von einem Chane der nogayschen Tataren in einem Treffen erschlagen zu werden. Durch seinen Tod wurden die Kräfte der Orda von Kaptschack so sehr geschwächt, daß sie sich die Herrschaft über Rußland, die sie 244 Jahre behauptet hatte, gar nicht mehr anmaßen durften.

Iwan

Iwan, der, durch seinen Muth und durch seine Tapferkeit, diesen glücklichen Zeitpunkt herbeiführte, vermehrte seine Macht auch in Rußland selbst. Er hatte anfangs nur die beyden Großfürstenthümer Gladimir und Moskau, mit welchen nun auch Nowgorod vereinigt war. Jetzt mußten sich ihm aber die jugrischen und wogulischen Knäsen (an der Gränze von Asien) unterwerfen. Jetzt vollendete er die Eroberung von Permien, einer am Fuße des Urals liegenden, sehr gut bevölkerten Provinz. Jetzt brachte er viele Städte und andre Oerter des Landes Sewerien (an den Gränzen von Tschernigov und Kleinrußland) wieder unter die russische Herrschaft. Die Fürsten desselben waren der Bedrückungen der Lithauer, die sie wegen ihres griechischen Christenthums erfuhren, so überdrüssig, daß sie sich wieder an Rußland angeschlossen. Seinen eignen Schwiegersohn, den Großfürsten Alexander von Lithauen, schonte Iwan so wenig, daß er dessen Land durch drey Heere verwüsten ließ.

Zu seinen Feinden gehörte aber vorzüglich der deutsche Orden in Liefland. Hier
Galletti Weltg. 111 Th. I hatte

hatte sich der Orden der Schwerdtbrüder, deren Regel der Ordensregel der Tempelherren glich, und die auf ihrem weißen Mantel ein rothes Schwerdt und ein Kreuz von eben der Farbe führten, mit dem zahlreichern deutschen Orden (1238) vereinigt. Unter dem Hochmeister desselben stand nun auch der Gebieter oder Heermeister der Schwerdtbrüder. Diesem verkaufte der König Waldemar III von Dänemark (1386) Esthland, das er erobert hatte. Der liefländische Ordensmeister stellte nunmehr einen ziemlich mächtigen Herren vor, und der russische Zar Basilej fand sich dadurch bewogen, mit demselben auf 50 Jahre Frieden zu schließen. Gegen denselben hatte Iwan (1492) die Festung Iwangorod angelegt. Aber die Liefländer verbanden sich mit dem russischen Großfürsten Alexander. Der Ordensmeister Walther von Plettenberg schlug (1501 Sept.) 40000 Russen mit 4000 Reitern und einer ziemlich beträchtlichen Anzahl von Lanzknechten und Bauern; auch zerstörte er Iwangorod durch Feuer. Die Russen rächten sich zwar (1502) durch einen verwüstenden Einfall in Lithauen; aber

aber Plettenberg siegte (im Sept. d. J.) abermahls mit 14000 Mann über 90000 Russen. Am meisten schadete diesen das grobe Geschütz der deutschen Ritter. Der Heermeister Walther von Plettenberg wagte es (1521) in der Folge, sich von der Verbindung mit dem deutschen Orden in Preussen loszureißen. Man erkannte ihn in Deutschland für einen Reichsfürsten. Die Unterthanen nahmen die luthersche Religion an, und Liefland näherte sich dem Zeitpunkte, gleich dem benachbarten Preussen, ein weltlicher Staat zu werden. Aber seine Ruhe und Wohlfahrt wurde durch die Handel, welche der Erzbischof von Riga, und die Bischöfe von Reval, Dorpat, Oesel und Piltten, theils unter sich, theils mit dem Heermeister hatten, gewaltig gestört. Noch größer wurde das Unglück dadurch, daß die benachbarten Staaten, als Rußland, Schweden, Preussen, Polen, Dänemark und Deutschland diese Gelegenheit benutzten, um in Lieflands Angelegenheiten sich einzumischen. Der Erzbischof hatte das Schicksal, in die Gefangenschaft seiner Feinde zu gerathen.

Der König Siegmund II, der sich seiner annahm, rückte (1556) bis an die Gränze von Kurland. Nun verglich sich der Ordensmeister mit demselben. Die innerlichen Unruhen sollten aufhören; Lief-land und Lithauen sollten gegen Rußland mit einander im Bunde stehen. Aber Rußlands Macht war dem Heermeister und den Liefländern demungeachtet zu furchtbar.

Der mit dem deutschen Orden in Lief-land (1503) auf 50 Jahre geschlossene Friede näherte sich jetzt seinem Ende. Lief-land hatte diesen Zeitraum benutzt, sich unabhängig zu machen. Aber die Liefländer beleidigten auch noch den Großfürsten auf eine ihm sehr kränkende Weise. Iwan hatte durch einen besondern Gesandten, Hans Schlitte, den Kaiser Karl V ersucht, ihm Gelehrte, Künstler und Manufakturisten zu schicken. Karl, der sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß dadurch die Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche befördert werden würde, traf die Veranstaltung, daß sich wirklich 300 Deutsche nach Rußland auf den

den Weg machten. Schon waren sie zu Lübeck angelangt, als Schlitten und seinen Leuten ihre Pässe wieder abgenommen wurden. Daran waren nun die Lübecker und die Liefländer, welche von der vergrößerten Cultur in Rußland für ihre Gewerbe nachtheilige Folgen besorgten, hauptsächlich Ursache. Iwan schwor daher besonders den Liefländern einen ewigen Haß zu. Indessen wurde der Stillstand doch wieder auf 15 Jahre verlängert. Iwan machte zu einer Hauptbedingung desselben, daß der Bischof von Dorpat nicht nur den noch rückständigen Zins des rechten Glaubens, zu dessen Entrichtung man sich vor 50 Jahren verbindlich gemacht hatte, bezahlen, sondern auch, in Zeit von 3 Jahren, für jeden Kopf seines Sprengels eine deutsche Mark Silber entrichten sollte.

Dieser neue Waffenstillstand dauerte aber nicht lange. Es entstanden in Lief-land selbst Unruhen. Der Erzbischof von Riga, der Markgraf Wilhelm von Brandenburg, hatte sich (1555) ganz eigenmächtig den Herzog Christoph von Mecklenburg zum Coadjutor

gewählt. Allein der Ordensmeister und die Stände fanden sich dadurch so beleidigt, daß sie den Erzbischof für einen Feind des Landes erklärten. Zur Parthey des Erzbischofs schlug sich aber (1556) der Landmarschall Caspar von Münster, der sich gekränkt fühlte, daß der Heermeister Heinrich von Galen nicht ihn, sondern Wilhelm von Fürstenberg, zum Coadjutor ernannt hatte. Dennoch fiel die Fehde für den Erzbischof so unglücklich aus, daß Er und sein Coadjutor sich an die Gegner ergeben mußten. Weil aber die Polen mit einem Angriffe droheten, so hielt man es für rathsam, beide Partheyen mit einander auszuföhnen, und so gedieh (1557 März) ein Vergleich, durch welchen der Erzbischof und sein Coadjutor wieder hergestellt wurden. Fürstenberg wurde bald darauf Heermeister. Er war weniger überlegsam, als herzhast und unternehmend. Ein Heer von 80000 Polen, die ins Land fielen, erzwangen die Theilnahme an der Vertheilbarkeit über Riga, und ein Bündniß gegen Rußland. Da sich nun die Liefländer der Verpflichtung, dem Zar den Zins zu entrichten, zu entziehen suchten,

suchten, so schickte ihnen Iwan 40000 Russen in das Land, die (1558) Narwa eroberten, und sich Dorpat's bemächtigten. Der Großfürst fand es doch für nöthig, sich deswegen bey dem Kaiser Ferdinand I zu entschuldigen.

Die Ueständischen Stände, deren Unthätigkeit noch immer fortbauerte, setzten auf ihren Heermeister Fürstenberg ein so geringes Vertrauen, daß sie ihm einen talentvollen Coadjutor zu geben beschloffen. Sie wählten hierzu den Gotthard Kettler, einen jungen, aber schon versuchten Helden, der die ihm angetragene Würde nur gezwungen, nur mit Thränen annahm. Da weder das deutsche Reich, noch Dänemark den Liefländern helfen konnte, und Gustav von Schweden für den zu leistenden Venstand den Bezirk von Reval verlangte, so begab sich Kettler nach Krakau und Wien, um wegen einer nachdrücklichen Unterstützung zu unterhandeln. Aber seine Bemühungen waren vergeblich. Seine Verlegenheit bewirkte, daß er durch seinen vortreflichen Minister Henning geleitet (1561) den Einsall,

fall hatte, das den russischen Angriffen am meisten ausgesetzte Land auf der rechten Seite der Däna, Liefland und Eithland, dem Könige von Polen, als Großherzog von Lithauen, völlig abzutreten, und den diesseitigen Theil, Kurland und Sengallen, nach dem Beispiele von Preussen, in ein weltliches Herzogthum zu verwandeln. So wurde der letzte Ordensmeister Gotthard von Kettler der erste Herzog von Kurland.

Iwan, der Liefland nicht erobern konnte, hatte von seiner ersten Gemahlin, einer Prinzessin von Twer, einen Enkel, Namens Dimitry. Diesen hatte er in der Hauptkirche zu Moskau schon zum künftigen Großfürsten krönen lassen. Aber seine zweyte Gemahlin, die griechische Prinzessin Sophie, eine Bruders-tochter des letzten griechischen Kaisers Constantius, hatte ihm einen Sohn, Basilej Iwanowitsch, geboren. Diesem opferte er, wahrscheinlich von der mütterlichen Zärtlichkeit bestirmt, den Enkel Dmetrij auf, der, als er jenen zu seinem Reichsgchülffen und Nachfolger ernannte, alle Hoffnung zur Thronfolge verlor. Der

ungerechte Vater bleibt aber immer derjenige, der zu der damaligen Macht Rußlands den Grund legte.

Basilej suchte den Plan seines Vaters, alle russischen Großfürstenthümer zu vereinigen, vollends zur Ausführung zu bringen. Der Bezirk von Pskow (Pleskón) in welchem man 11 Städte, 2 Festungen und 6500 Hölse zählte, wurde (1509) in eine Provinz verwandelt. Smolensk kehrte von Polen wieder zu Rußland zurück. Dabey stand Basilej fast mit allen seinen Nachbarn in einem freundschaftlichen Verhältnisse; nur mit den Polen und Tataren hatte er manchen Handel. Die krimischen Tataren bemächtigten sich (1521) der Stadt Moskau, und erzwangen einen Tribut. Auch die Tataren in Kasan empörten sich; sie mußten sich aber bald wieder unterwerfen. Basilej war der erste russische Großfürst, der sich des Titels Zar bediente. Er war derjenige, der den von seinem Vater angefangnen Pallast im Kreml vollendete, und denselben nicht nur mit einer Mauer, sondern auch mit einem mit Steinen gestitterten

Grau

Graben, umgab. Er besetzte auch verschiedene Städte, und legte an der kasanschen Gränze, an der Mündung der Sura, die Stadt Wasil an.

Zu den ausgezeichnetsten Völkern des Nordens gehören bekanntlich die Lappen; ein Name, dessen Ursprung sich wohl schwerlich jemahls mit Gewißheit erklären lassen wird. Er kommt zuerst in dem Zeiträume von 1077 bis 1190 vor. Ihre Sprache beweiset ihre Verwandtschaft mit den Finnen; aber sie hat von den Nationen, denen sie unterworfen sind, manches Wort angenommen. Diese Nationen sind die Norweger, die Schweden, die Russen. Zu Wasilej's Zeiten ließen sich die Lappen am weißen Meere und an dem Ufer des Eismeeres in Norwegen taufen.

Als Wasilej (1533 Dec.) aus der Welt schied, war sein Nachfolger, Iwan Wasilewitsch II, erst drey Jahre alt. Da seine Mutter Helena sich mancher Anschweifungen der Wollust schuldig machte, so wollten die Oheime wenigstens Vormünder seyn. Darüber

ber entstanden Partheyen, die eine Staatsverwirrung nach sich zogen. Von dieser suchten sowohl die Polen, als die Tataren (in der Krim und in Kasan) Vorteil zu ziehen. Jetzt erfolgte aber eine patriotische Vereinigung aller Russen, und die Tataren wurden zurückgeschlagen.

Nicht war überhaupt die Zeit gekommen, wo die russische Herrschaft über die Tataren in Kapttschack zur Festigkeit gelangte. Die Kasaner empörten sich abermahls, und versagten einen den Russen ergebenen Fürsten, den Iwan auf den Thron gesetzt hatte. Dieser schlug aber erst den krimischen Chan von Tula weg, sodenn eroberte er (1552) die Stadt Kasan, die schon mehr als einmahl von den Russen angegriffen worden war, mit Sturm. Den glücklichen Erfolg desselben beförderte hauptsächlich eine Mine, deren fürchterliche Wirkung unter den Tataren Erstaunen und panisches Schrecken verursachte. Die Eroberung von Kasan zog die Unterwerfung der Escheremissen am linken Ufer der Wolga, und andrer in dieser Gegend wohnenden Tataren, nach sich. Die

Die neuerobernte Provinz bekam ihren eignen Erzbischof. Zwey Jahre hernach (1554) verschwand auch das tatarische Fürstenthum Astrachan aus der Reihe der unabhängigen Staaten. Die Tataren übernahmen damals die Verbindlichkeit, dem russischen Reiche jährlich 1000 Rubel an Geld, und drey große Fische, zu entrichten; auch sollten die Fischer des Jars in der Wolga, von Kasan bis zum kaspischen Meere hin, ohne alle Abgaben fischen dürfen.

Jetzt drang Polen aber auf die Unterwerfung von Liefland. Es bestätigte Verfassung, Religion und Privilegien des Landes. Aber nicht ganz Liefland kam unter die polnische Oberherrschaft. Rußland eignete sich die Bezirke von Narwa, Dorpat u. s. w. zu. Dieser Besitz war jedoch in jenen Zeiten, wo die Kriege fast unaufhörlich fortdauerten, sehr unsicher. Der Zar Iwan bewarb sich um die Hand der von dem Jagelonschen Hause abstammenden Prinzessin Katharine. Der König Siegmund II schlug sie ihm auf eine sehr beleidigende Art ab. Die Kinder, die er mit derselben

erzeugen würde, sollten denen von seiner ersten Gemahlin in Ansehung der Thronfolge vorgehen. Um wegen dieser Kränkung Rache auszuüben, unternahm Iwan (1564) einen Feldzug nach Polen, der gar nicht glücklich ausfiel. Seine dadurch entstandene Verlegenheit vermehrten Unruhen, welche die über den Vorzug, den die Fremden genossen, und über allerley Neuerungen, die sich der Zar erlaubte, mißvergnügten Großen erregten. Sie zogen die gleichfalls unzufriedenen deutschen Soldtruppen in ihre Verschwörung. Iwan ließ, um dem Ausbruche der Empörung entgegen zu arbeiten, seinen Minister Owzin hinrichten. Während daß er seinen Unterthanen nicht trauen durfte, zogen die Polen in Lithauen ein Heer zusammen. In dieser bedrängten Lage faßte Iwan den klugen Entschluß, die Gesinnungen, die das russische Volk für ihn hegte, auf die Probe zu stellen. Er machte unvermuthet bekannt, daß er die Regierung niederlegen wollte. Aber die Bürger von Moskau und viele andre gaben ihm von ihrer Liebe so deutliche Beweise, daß er es (1566) nun wagen durfte, die Häupter der Miß-

Mißvergnügten hinrichten zu lassen. Er schaffte sich damahls auch eine neue aus einigen tausend Mann bestehende Leibwache an.

Der Krieg mit Polen hatte (1569) keinen glücklichen Fortgang. Der König Siegmund II eroberte in Rußland einige Schlösser, während daß seine Bundesgenossen, die Türken und Tataren, den östlichen Theil des russischen Reiches anfielen, und Astrachan belagerten. Hunger und Krankheiten schwächten sie zwar empfindlicher, als das Schwerdt der Russen; aber die Pest wüthete auch unter den Russen, und die krimischen Tataren drangen (1571) 70000 Mann stark bis zur Hauptstadt Moskau vor, die sie, ausgeplündert, so schrecklich abbrennten, daß von allen Gebäuden nur der Kreml übrig blieb. Viele tausend Einwohner wurden getödtet, oder als Leibelgene mit fortgeschleppt. Iwans Nachgefühl stieg darüber so hoch, daß er viele liesländische und schwedische Gefangne in das Wasser werfen, daß er verschiedene von seinen Ministern hinrichten ließ. Den Krieg in
Lieb:

Liesland setzte er mit aller Grausamkeit fort. Allein Stephan, in dessen Schuß sich die Liesländer (1578) begaben, widerstand ihm mit so glücklichem Nachdruck, daß Iwan den Pabst Gregor XIII, dem er mit der Hoffnung der Kirchenvereinigung schmeichelte, um seine Vermittlung bath. Dessen Legat Possevin brachte (1582 Jan.) die Bedingungen zur Richtigkeit. Der Zar mußte alle seine liesländischen Eroberungen, als Narwa, Kexholm u. s. w. wieder zurückgeben. Aber dem schönen Liesland konnte dieser Friede das viele Geld und die vielen Menschen, die es in diesem schrecklichen Kriege eingebüßt hatte, nicht wieder ersetzen.

Zwey Jahre nach diesem Frieden (1584 März) starb Iwan Wasiljewitsch II im Mönchsgewande. Seinen Entschluß, die Reihe seiner Tage im Kloster zu beschließen, beförderte die Unvorsichtigkeit, mit welcher er den Tod seines ältesten Sohnes verurtheilt hatte. In seinem Charakter machten Muth, Standhaftigkeit, Schlaueit und Ehrfurcht die Hauptzüge aus. Zuweilen war er grausam streng, doch war sein Hang zur

zur Ergussamkeit nicht entschieden. Er überließ sich nur dem Jähzorne zu sehr. Ins dessen gab ihm, und gewiß nicht mit Unrecht, seine Nation den Vennahmen des Schrecklichen. Treue und Glauben seinem Vortheile nachzusetzen, verursachte ihm keine Gewissensangst. In seinen Sitten herrschte viel Rauhes und Wilbes. Dennoch bleibt er in manchem Betrachte ein Vorbild Peters I. Ein Vorbild desselben bleibt er besonders in dem Eifer, mit welchem er die Cultur seines Volkes zu befördern suchte. Von den deutschen Künstlern und Handwerkern, denen zu Lübeck ihre Pässe abgefördert worden waren, kamen doch viele glücklich in Rußland an. Er schickte, des Handels wegen, nicht lange nach dem Antritte seiner Regierung, einen Gesandten nach London. Doch hatte dieser zugleich den Auftrag, um die Hand der Königin Elisabeth zu werben. Die englischen Kaufleute erhielten deswegen (1557) außerordentliche Vorrechte. Sie gründeten zu Archangel eine Factorcy. Iwan sorgte aber auch für die Wissenschaften. Er legte (1564) zu Moskau die erste Buchdruckerey in Rußland

an.

an. Er ließ aus den bisherigen Verordnungen und Herkommen ein Gesetzbuch sammeln.

Sein Nachfolger Theodor Iwanowitsch war ein gutmüthiger, aber schwacher Regent. Sein Vater ordnete ihm drei verdienstvolle Bojaren, als Regierungsgehilfen zu. Als kein Bogdan Belstoy, der Vormund des jüngern Prinzen Dmitry, Iwans Liebling, wollte sich die Staatsgewalt ganz zueignen. Er bekam jedoch einen mächtigen Gegner an dem Bojaren Boris Godunow, dessen Schwester Theodor zur Gemahlin hatte. Dieser einsichtsvolle, gewandte, unternehmende Mann besaß das Vertrauen desselben so uneingeschränkt, daß er ihm die ganze Regierung überließ, und Godunow bediente sich derselben, um sich den Weg zum Throne zu bahnen. Erstlich sperrte er die vornehmsten und patriotischgesinntesten Bojaren, unter erdichtetem Vorwande, in das Gefängniß ein; sodann ermordete er auch (1591) den Prinzen Dmitry, damit derselbe seinen ehrgeizigen Absichten nicht hinderlich seyn möchte.

Galletti Weltg. 117 Tb.

S

Zur

Zur Zeit des Zars Feodor wurde das ungeheure Sibirien eine Provinz des russischen Reiches. Auf der östlichen Seite des Urals: Gebirges gab es einen mongolischen Staat, den der Chan Szelbant, ein Verwandter des Batu, *) dem derselbe die Länder am Flusse Tobol zutheilte, gestiftet hatte. Seine Nachfolger breiteten ihre Herrschaft über die Völker am Tura, Irtsch und Ob aus. Ihre Residenz war Iskera oder Sibir, ein besestigter Ort, 16 Meilen unterhalb Tobolsk, am rechten Ufer des Irtsch. Der damalige Chan hieß Kutschum. Er war der letzte. Die Russen hatten schon zu Anfang des 16ten Jahrhunderts denjenigen Theil von Sibirien, der sich vom jugrischen Gebirge bis an den Ob, vom Eisencere bis an den Konda erstreckt, sich unterwürfig gemacht. Der Zar Iwan Wassiljewitsch I nöthigte auch schon verschiedene Völker dieser Gegend zum Tribute, und Wassilej Iwanowitsch gab dem Knas Feodor Kurbakow, und dem Peter Aschatow, den Auftrag, das Land auf der Ostseite des werchoturi-

*) Theil VII. S. 335.

rischen Gebirges weiter zu entdecken und zu bezwingen. Aber mehr als dieser Auftrag bewirkte der Zufall. Die donischen Kosaken an der Wolga störten durch ihre plündernden Streifereien den russischen Handel nach Persien. Iwan Wassiljewitsch II schickte gegen diese Straßenräuber Kriegsvolk aus, welches viele von ihnen tödtete und gefangen nahm. Die letztern wurden auf eine schreckliche Art hingerichtet. Hierdurch fühlte sich Jerma Timosejev, ein kühner und tapftrer Ataman (Anführer) von 6 bis 7000 solchen räuberischen Kosaken, bewogen, sich an der Wolga, und an andern Flüssen dieser Gegend, aufwärts zu ziehen. Durch die Nachrichten von den Schätzen Sibiriens gereizt, begab er sich auf die östliche Seite des Urals. Hier erfocht er über den Chan Kutschum einen Sieg nach dem andern; er eroberte seine Hauptstadt, tödtete ihn (1580) in einem Treffen, und unterwarf alle Länder desselben seiner Herrschaft. Aber die Zahl seiner Leute hatte sich indessen beträchtlich vermindert. Ohne mächtige Hülfe glaubte er seine Eroberung nicht behaupten zu können. Er both sie daher dem Zar Feodor

an. Dieser bedachte sich nicht lange, ihm und seinen Kameraden die gewünschte Verzehrung angeheißen zu lassen. Auch schickte er ihm (1583) den Wojaren Boldhowstoj mit 500 Mann. Dadurch sah Jermak sich in den Stand gesetzt, seine Eroberung zu vollenden. Der kleine Krieg hörte jedoch noch nicht so bald auf. Die zu sichern Russen ließen sich (1584) von den Tataren so sehr überfallen und niederhauen, daß nicht mehr als 150 von ihnen übrig blieben. Unter den Getödteten befand sich auch Jermak. Die noch übrigen Russen wagten es nun nicht, in Sibirien zu bleiben. Der Zar Feodor schickte (1585) einen neuen Befehl; Haber mit 100 Mann und einigem Geschütze hin; aber auch dieser mußte sich wieder zurückziehen. Hierauf wurden jedoch neue und mehrere Truppen nach Sibirien geschickt, um die Eroberung desselben zu behaupten. Die Russen legten Tobolsk und andre Städte an. Der Kutschum; Chan (also der Nachfolger des vorigen) mußte seine Zuflucht bey den Karakalpakten suchen. Sein ganzes Land kam nun unter russische Oberherrschaft.

Eben

Eben der Zar Feodor, der die russische Herrschaft in Asien so beträchtlich erweiterte, verglich sich auch (1595) zu Teusina (bey Narwa) mit Schweden. Dieses entsagte seinen Rechten auf Ingermannland, und Rußland that dagegen auf Esthland Verzicht.

Als Feodor (1595 Jan.) sein Leben beschloß, war der Wojar, Feodor Nikititsch Romanow, der nächste Anverwandte von mütterlicher Seite, derjenige, der die geprüften Ansprüche auf den Thron machen konnte. Aber Boris spielte seine Rolle mit so großer Schlaueit, daß das Volk, die Wojaren, und selbst der russische Patriarch Jov, dem Boris zu dieser Würde verholfen hatte, ihn einstimmig zum Zar wählten, und nun ließ er sich die Krone, die er doch so sehr wünschte, gleichsam aufdringen. Als er sie angenommen hatte, both er alle Mittel auf, um sich bey dem Besitze derselben zu befestigen. Er erneuerte die Verbindungen mit den benachbarten Mächten, überhäufte die Großen der Nation mit Geschenken und Ehrenstellen, sorgte für genaue Verwaltung der Gerechtigkeit, und schenkte

ſchenkte dem Volke die Abgaben eines Jahres. Als Rußland erſtlich durch eine ſchreckliche Peſt, und hernach durch eine außerordentliche Hungernoth, heimgesucht wurde, half der ſorgſame Boris derſelben durch einen großen Vorrath von Getreide ab, den er aus den Gegenden an der Nieberwolga, und aus den angränzenden europäiſchen Ländern, herbenschaſfte. Einem großen Theile ſeiner Unterthanen verſchaffte er durch die Aufſührung verſchiedener Gebäude, welche die Verſchönerung und Befefſtigung von Moskau zur Abſicht hatten, ihren Unterhalt. Er war alſo im Ganzen genommen ein guter Regent; aber die ungeredhten Mittel, wodurch er ſich den Weg zum Throne gebahnt hatte, waren zum Theil zu bekannt, als daß ſie ihn bey einem großen Theile der Nation nicht hätten verhaßt machen ſollen.

Die Ermordung des Prinzen Demetrius wußten indeſſen nur diejenigen, welche innerhalb der Reſidenz wohnten. Dieſen Umſtand benutzte mehr als ein kühner Abentheurer, um die Rolle deſſelben zu ſpielen.

Der

Der erſte, der den Demetrius vorſtellte, war Griſſſla Atrepiſes, ein Mönch, der die Stelle eines Diaconus bekleidet hatte, ſeiner ſchlechten Aufſührung wegen aber geſtüchtet war. Schlaun und unternehmend, entwarf er, ohne von jemand aufgemuntert oder abgerichtet zu ſeyn, den Plan, ſeine Aehnlichkeit mit dem Demetrius zu benutzen, um ſich (1601) für denſelben auszugeben. Da es ihm in Rußland nicht gelingen wollte, Anhänger zu bekommen, ſo verſuchte er ſein Glück in Polen. Hier brachte er es ſo weit, daß ihm Wniſcheſ, der Wojwode von Sandomir, ſeine Tochter Maria zur Gemahlin gab. Die Zahl derer, die ihn für den wahren Demetrius hielten, wurde immer größer. Faſt ganz Polen zweifelte nicht mehr daran. Boris fand es endlich für nöthig, den Polen einen Wahn zu benehmen, der in Rußland eine Staatsverwirrung hervorbringen konnte. Er ſchickte in dieſer Abſicht nicht nur einen andern Mönch, der zugleich mit Atrepiſes Rußland verlaſſen hatte, ſondern auch deſſen Oheim, nach Polen. Dennoch ſammelte der falſche Demetrius (1604) ein Heer von

von 5000 Mann um sich her. Dieses ward hauptsächlich durch Kosaken vermehrt, die über den Voris, der sie einschränken wollte, mißvergünstigt waren. Atrepijev ließ unter die Russen ein Manifest austheilen, welches das Zutrauen zu ihm gar sehr vermehrte. Er erschloß bey Nardnowgrad einen vollkommenen Sieg über die Truppen des Zars. Zwar wurde er von diesen wieder so geschlagen, daß er in große Verlegenheit gerieth; aber bald strömten ihm Vornehme und Geringe in solcher Menge zu, daß Voris, alle Hoffnung ihm ferner Widerstand zu thun, aufgebend, (1608 April) den verzweifelungsvollen Entschluß faßte, das Ende seines Lebens durch Gift herbenzuführen.

Feodor, der einzige Sohn des Voris, wurde zwar vom Patriarchen, und den zu Moskau befindlichen Bojaren, zu seinem Nachfolger ausgerufen; aber er saß nicht länger, als 6 Wochen, auf dem Thron. Selbst die Armee des Zars gieng zu dem falschen Demetrius über, und viele Städte unterwarfen sich nun demselben. Seine Abgeordneten wurden zu Moskau mit gro-

ßer

Freude empfangen. Der Pöbel drängte sich in den Pallast des jungen Zars. Dieser mußte ihn verlassen, und in sein eignes Haus ziehen. Atrepijev wurde hierauf durch eine feyerliche Gesandtschaft nach Moskau eingeladen. Der Betrüger zog, über ein so unerwartetes Glück ganz entzückt, in die Hauptstadt ein, und ließ sich die Zarens Krone aufsetzen. Feodor, und die ganze übrige Familie des Godunovs, wurde, nebst dem Patriarchen, der Sicherheit des Betrügers aufgeopfert.

Allein Atrepijev benahm sich, von seinem Glücke berauscht, zu unvorsichtig, um sich im Besitze desselben behaupten zu können. Mit dem höchsten Leichtsinne, und der unüberlegtesten Tollkühnheit, verband er die zügellosesten Ausschweifungen. Selbst die Aquinia, die Schwester des Feodors, schonte er nicht, und er zwang sie hernach, eine Nonne zu werden. Von den russischen Gewohnheiten und Gebräuchen entfernte er sich immer mehr. Den polnischen Sitten und den Polen selbst gab er hingegen überall den Vortzug. Seine Gemahlin Marina war ja eine pol-

polnische Dame. Diese verleitete ihn auch, verschiedene ansehnliche Provinzen an Polen abzutreten, und zur Einführung der katholischen Religion Anstalten zu machen. Ja, man beschuldigt ihn der Absicht, bey einem Feste, alle vornehmen Russen, und einen großen Theil der Einwohner von Moskau, von den Polen und Kosaken niederhauen zu lassen. Jetzt fand sich aber ein Retter. Der Knas Wasilej Iwanow Schuiskoy, ein Abkömmling der Fürsten von Susdal und Nowgorod, versammelte (1605 May) den vornehmsten Adel, nebst seinen Knechten, und einem großen Theile der Bürgerschaft von Moskau, um der Tyranney ihr Ende zu bestimmen. Atrepijev, der den Lärm nicht stillen konnte, zog sich erst in sein Zimmer zurück; von da drang er noch einmal muthig unter das aufrührerische Volk ein. Als seine Gefahr sich aber vergrößerte, verbarg er sich in einem Hintergebäude des Schlosses. Von da sprang er in den Hof eines benachbarten Privathauses. Aber der Sprung gerieth so übel, daß er ein Bein zerbrach. Nun wurde er wieder in das Schloß zurückgebracht. Jetzt gestand er sei:

seine betrügerische Rolle ein. Man aber lieferte ihn dem Volke, welches ihn tödtete, und seinen Körper schrecklich mißhandelte. Viele Polen und andre Fremde (auf 2000 Menschen, und vornehmlich viele Muskatanten, weil Atrepijev seine Hochzeit feiern wollte) wurden von den erbitterten Russen niedergehauen.

Vier Tage nach dieser Schreckensscene wurde Schuiskoy zum Zar ausgerufen. Er ließ die Gebeine des wahren Demetrius von Uglitsch an der Wolga, wo er ermordet worden war, nach Moskau bringen, und feyerlich beerdigen. Auch schickte er eine besondere Gesandtschaft nach Polen, um dem Könige dieses Reiches seine Thronbesteigung, so wie die Bestrafung des Betrügers, bekannt machen. Es währte aber nicht lange, so trat schon wieder ein neuer falscher Zar auf, der sich Peter nannte, und für einen Sohn des Zars Feodor Iwanowitsch ausgab. Dieser drang, von den donischen Kosaken unterstützt, bis Zula an der Upa vor; hier wurde er aber von dem Kriegsvolke des Schuiskoy überwältigt, und hin-

ge-

gerichtet. Doch nun erschien ein dritter falscher Zar, der seiner Behauptung nach, der Zar Demetrius (Ntrepjev) war, welcher der Ermordung glücklich entgangen seyn sollte. Der polnische Hetmann Schelkovskj verwendete sich für denselben mit so glücklichem Eifer, daß er sich bald an der Spitze eines ansehnlichen Heeres sah. Schuisikoy, der sich zu schwach fühlte, dem falschen Zar, und seinen polnischen Gehülfsen, einen hinlänglichen Widerstand entgegen zu stellen, ersuchte den König von Schweden, Karln IX, um Hülfe. Dieser schickte ihm ein Corps von 5000 Mann; dafür mußte man ihm aber auch Kexholm in dem finnischen Bezirke von Wiburg abtreten, und einen großen Sold versprechen. Dennoch leisteten die Schweden so wenig Hülfe gegen die Polen, daß sie vielmehr, in Verbindung mit ihnen, Rußland verwüsteten, daß sie Nowgorod in ihre Gewalt zu bringen suchten.

Der König Siegmund III von Polen hatte den Plan gemacht, ganz Rußland seiner Herrschaft zu unterwerfen. Zur Ausführung dieses Planes wollte er sich durch die

die Unterstützung des zweyten falschen Demetrius den Weg bahnen. Ungeachtet er nun dem Zar Wasilej Freundschaft und Frieden zugeschworen hatte, so belagerte er doch Smolensk, während daß Schelkovskj gegen Moskau selbst anrückte, und von den Einwohnern dieser Hauptstadt das Versprechen erzwang, den Schuisikoy abzusetzen, und Siegmunds Sohn, den Prinzen Waslislaw, zum Zare zu wählen. Schelkovskj behandelte aber demungeachtet Moskau auf eine sehr feindselige Art. Mit einem Haufen von Kriegsvolk in dasselbe eindringend, verübte er an seinen Bewohnern die grausamsten Gewaltthatigkeiten, opferte er den größten Theil der Stadt dem Feuer auf. Der Zar, und die ihm ergebenen Großen, mußten nach Polen wandern. Aber die Häupter der polnischen Parthey wurden nun uneinig. Ihre Anhänger verminderten sich immer mehr. Dadurch gerietten sie allmählig in eine solche Verlegenheit, daß sich Schelkovskj und seine Gehülfsen (1607 Oct.) zu Tula ergeben mußten. Sie wurden, wie es schon die Nachsicht vermuthen läßt, sehr hart behandelt.

Jetzt stellte die polnische Parthei, die sich nicht nur zu rächen, sondern auch von der fernern Verwirrung Rußlands Vortheil zu ziehen suchte, einen neuen falschen Demetrius auf, dessen Rolle ein ehemaliger Schulmeister von Sokol in Weißrußland spielte. Diesen unterstützten 60000 Polen und 8000 Kosaken so nachdrücklich, daß die Armee des Zars Wasilej zweymahl geschlagen wurde. Wasilej machte hierauf einen Versuch, den König von Polen durch Unterhandlungen dahin zu bringen, daß er seine Truppen aus Rußland zurückziehen möchte. Er schickte daher (1608 May) den Mnischek und die Marina nach Polen zurück. Diese wurden aber von den Anhängern des falschen Demetrius eingeholt, und dieser erklärte, Freudenthränen vergießend, die Marina für seine Gemahlin. Marina und ihr Vater ließen es geschehen. Indessen diente eben dieser Umstand dazu, das Aussehn des falschen Demetrius zu vermehren. Fast alle Städte unterwarfen sich ihm entweder freywillig, oder gezwungen. Nur Nowgorod rettete (1609) dessen Statthalter Schulskoy, ein Vetter des Zars, mit

Hülfe

Hülfe der schwedischen Truppen. Der zu ehrgeizige Schulskoy wurde aber, auf Veranstellung des auf seine Verdienste eifersüchtigen und deswegen argwöhnischen Zars, vergiftet.

Indessen rief (im Sept.) Siegmund III von Polen, dessen Eigennutz von dem falschen Demetrius zu wenig befriedigt wurde, seine Truppen aus Rußland zurück, und dieser mußte nun von Moskau nach Kaluga flüchten. Wasilej bekam dadurch wieder Hoffnung, sich auf dem Throne zu behaupten. Aber er benahm sich dabey zu wenig vorsichtig. Erstlich zahlte er den schwedischen Hülfsstruppen ihren Sold nicht ordentlich aus; sodenn drückte er die Russen durch schwere Abgaben. Diese schrieben ihm daher alles ausgestandene Unglück zu. Da sich Wasilej auch mit den Großen veruneinigte; da die russischen und schwedischen Truppen von den weit schwächern Polen geschlagen wurden, so sah sich Wasilej (1610 Jul.) genöthigt, die Regierung niederzulegen. Er wollte seine übrigen Lebenstage in einem Kloster zubringen; man lieferte ihn aber an die

die

die Polen aus, in deren Gefangenschaft ihr entweder der Gram, oder Gift, tödtete.

Hierauf (1610 Aug.) rückte der falsche Demetrius, mit einigen polnischen und russischen Truppen, gegen Moskau an; er wurde aber von dem braven Zolkiewsky zurückgeschlagen. Jetzt hätte Siegmund III den Plan, seinen Sohn Wladislaw auf den russischen Thron zu bringen, vielleicht noch durchsetzen können; aber er schickte ihn nicht nach Moskau, und die Polen erfüllten die ihnen von den russischen Großen gemachten Bedingungen eben so wenig. Der falsche Demetrius hatte aber demungeachtet seine Rolle ausgespielt. Er wurde auf Anstiften eines russischen Mursen (Edlen), den er beleidigt hatte, bey Kaluga, auf der Jagd ermordet. Es traten aber noch zwey Verräther auf, welche den Demetrius vorstellen wollten. Der erste war ein Sohn des Schulmeisters von Sokol, der aber nur sehr wenig Anhang bekam. Der zweyte, ein ehemahliger Schreiber, ein kühner und entschlossener Mensch, fand erst bey den Wärgern von Pleskow einiges Vertrauen; er wurde

wurde aber bald fortgejagt, von jedermann verlassen, und ausgeliefert.

Die Polen schienen aber recht eigentlich die Absicht zu haben, dem Plane ihres Königes entgegenzuarbeiten. Sie behandelten die Russen so unbarmherzig, daß diese unmöglich Zuneigung zu ihnen bekommen konnten. Sie hieben, während daß sie Moskau abbrennten, auf hundert tausend Menschen nieder. Das Schloß wurde, nachdem sie es ausgeplündert hatten, mit einer guten Besatzung versehen. Smolensk mußte sich (1611 Jun.) endlich an Siegmund III ergeben; aber die meisten Einwohner hatten sich, mit ihren Weibern und Kindern, vorher in die Luft gesprengt. Nowgorod eroberten die Schweden mehr durch List, als durch Gewalt. So befand sich Rußland an seinen Gränzen von mächtigen Feinden angegriffen, und im Juneyn auf eine schreckliche Art zerrüttet, als einige entschlossene Freunde des Vaterlandes sich zur Rettung desselben verschworen. Sie brachten (1612) in der Gegend von Nowgorod, Kostroma und Jaroslawl, ein zahl-

reiches Heer zusammen, mit welchem sie Moskau eroberten, und an den Polen schreckliche Rache ausübten. Hierauf schlugen sie auch die neue polnische Armee, die zum Entsatz anrückte, so tapfer zurück, daß der größte Theil von Rußland nun von den Polen befreit war. Nun vereinigten sich (1613 Febr.) jene Patrioten, den Michael Romanow, einen Sohn des Metropolitens von Rostow, Feodor Nikititsch Romanow, dessen Vater Iwan Basiljewitsch II Schwester zur Gemahlin gehabt hatte, als den nächsten Verwandten der zarischen Familie, auf den russischen Thron zu erheben. Allein der polnische Prinz Wladislaw fiel mit einem mächtigen Heere in Rußland ein, und richtete in demselben schreckliche Verwüstungen an. Zugleich belagerte auch Gustav Adolf von Schweden, alle Friedensvorschläge verwerfend, die Stadt Pleskow, schlug eben daselbst das russische Heer, und nöthigte den neuen Zar, in einem Frieden, den französische und englische Gesandten (1617) vermittelten, ganz Karelien und Ingermannland, nebst seinen Ansprüchen auf Liefland, abzutreten; auch 20000 Rubel zu bezahlen.

Da:

Dafür gab ihm Schweden Nowgorod und Ladoga wieder zurück. Im folgenden Jahre (1615) verglich sich der Zar auch mit Polen. Man schloß auf 14 Jahre und 6 Monathe Frieden, und Rußland überließ den Polen Smolensk, Sewerien und Tschernigow. Diese ließen dagegen die Gesandten des Zars Wasilej, die sie verhaftet hatten, wieder frey. Unter ihnen befand sich der Vater des Zars, der, nach seiner Ankunft zu Moskau, zum Patriarchen von ganz Rußland erhoben wurde. Während daß Polen und Schweden mit einander in Krieg verwickelt waren, hoffte der Zar die von Rußland abgerissenen Länder wieder zu erobern. Er ließ daher Smolensk belagern; aber seine Generale waren so uneinig, und seine Armee so sehr in Unordnung, daß die polnische Besatzung von Smolensk ihr alle Fahnen, und alle Munition, wegnehmen konnte. Michael mußte daher zum zweyten Mal Frieden machen. Die Polen behielten alles, was sie in Rußland erobert hatten; dagegen entsagte Siegmund seinen Rechten auf Lief; Esth; und Kurland, und seinen Ansprüchen auf den russischen Thron. Auf

L 2

dies

diesen sich zu heben, machte die Marina, die Gemahlin von zwey falschen Demetriern, noch einen Versuch. Sie gab, weil sie selbst keine leiblichen Erben hatte, ein untergeschobenes Kind für einen Sohn des ersten falschen Demetrius aus. Zur glücklichen Ausführung ihres Planes verheyrathete sie sich mit dem Kosaken-Obersten Jarnhky. Aber das Heer, das dieser zusammenbrachte, wurde von dem Kriegsvolke des Zars so geschwächt, daß Marina bey den uralischen Kosaken ihre Zuflucht suchen mußte. Eben machte sie Anstalten, sich nach Persien zu begeben, als die (1622) ihr nachgeschickten Strelitzen sich ihrer bemächtigten, und sie nach Moskau brachten, wo sie bald vom Tode überrascht wurde. Um gegen die Einfälle der Tataren in der Krim gesichert zu seyn, schloß der Zar Michael einen Waffenstillstand mit dem türkischen Sultan.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Das türkische Reich breitet sich immer weiter aus. Syrien und Aegypten werden türkische Provinzen. Gipfel der türkischen Macht unter Soliman II. Ungern kommt an das Haus Desceich. Der persische Schach Abbas erhebt sich zum furchtbaren Nachbar des osmanischen Staates.

Die türkische Macht zeigte sich, seit der Eroberung von Constantinopel, *) den christlichen Staaten im östlichen Europa immer fürchterlicher. Mohamed II, der sich dieser Hauptstadt des griechischen Kaisers thums

*) Theil VIII, S. 298.

thums bemächtigte, breittete seitdem seine Waffen auf allen Seiten aus. Zwar mißlang ihm die Belagerung von Belgrad; aber nach dem Tode des braven Huniads breittete er sich an der Donau immer weiter aus, bemächtigte er sich (1458) des ganzen umherliegenden Landes. Nun mußten sich ihm auch die Fürsten von Rumänien und Macedonien unterwerfen. Jetzt blieb nur noch Albanien und Griechenland übrig. Kammen auch diese Länder in die Gewalt der Türken, so befand sich das von denselben nur durch das adriatische Meer getrennte Italien in der größten Gefahr. Dieß fühlte vornehmlich der weltkluge Papst Pius II (Aeneas Sylvius *). Dieser erredete Venedig, Ungern und den Scanderbeg zu einer Verbindung, welche die Absicht hatte, die Türken wieder aus Europa zu vertreiben. Die Venezianer allein gaben 60 Galeeren her. Aber die Uneinigkeit verhinderte das Abssegeln der gegen die Türken bestimmten Flotte so lange, bis der Papst (1464) starb. Venedig und Scand:

Scanderbeg thaten jetzt den Türken nur noch allein Widerstand. Durch diesen wurden aber die letztern nicht abgehalten, sich (1468) der Insel Megroponte, und verschiedener Orter in Morea, zu bemächtigen. Sie eroberten, nachdem Scanderbeg gestorben war (1478) auch Krajowa und andre Orter in Albanien. Die Venezianer mußten dem Mohamed II Scutari in Albanien, ingleichen die griechischen Inseln Tenaros, Lemnos u. a. m. abtreten. Die Stadt Kassa in der Krimm, den wichtigsten Handelsort, den die Genueser auf der Küste des schwarzen Meeres besaßen, hatte Mohamed (1474) gleichfalls schon erobert, und der Chan der Krim war nun sein Vasall. So brachte Mohamed II (st. 1481) ein strenger, oft unbarmherziger Verwalter der Gerechtigkeit, eine große Monarchie zusammen.

Der fernern Ausbreitung der türkischen Macht setzte sich kein europäischer Staat mit mehr Eifer und Standhaftigkeit entgegen, als der venezianische. Aber die Annäherung der Türken war auch für tei:
nen

*) Theil VIII, S. 182.

nen andern so leicht gefährlicher, als für eben diesen; auch standen keinem so leicht größere Kräfte zu Geboth. Im 15ten Jahrhundert, ehe der Handel, durch den von den Portugiesen gefundenen Seeweg nach Ostindien, eine ganz veränderte Richtung bekam, zählten die Venezianer 300 Kriegsschiffe, unter welchen sich 145 Galeeren befanden, über 90000 Mann Land- und Seetruppen, gegen 3000 Handelsschiffe, und 17000 Matrosen. Daher wollte es auch dem Bajazeth II, Mohameds II Nachfolger, nicht gelingen, die Venezianer aus dem Archipel zu entfernen. Diese brachten es vielmehr dahin, daß ihnen die Inseln Zante und Cefalonien von dem Bruder des letzten Besitzers, der sie den Türken wieder weggenommen hatte, abgetreten wurden. Die venezianische Prinzessin Cornaro, die Wittve eines Königes von Cypem, verhalf durch ihr patriotisches Testament der Republik (1486) zum Besitze der schönen, für den Handel sehr wichtigen Insel Cypem. Bajazeth stellte der venezianischen Seemacht eine Flotte von 270 Schiffen entgegen. Die Venezianer hatten nur 136 Schiffe; aber

uns

unter den Anführern derselben befand sich der vortrefliche Loredano, der Gouverneur von Corfu. Als dieser (1498) in einer Seeschlacht bey Morea den Tod eines Helden starb, verlor ihr Admiral Grimano so sehr den Muth, daß er die Flucht ergriff, daß er den Türken freche Gewalt ließ, sich der Stadt Lepanto in Livadien zu bemächtigen. Diese eroberten (1499) auch die Städte Modon und Koron in Morea, und ungeachtet sich Venedig mit Neapel verband, so kam doch Durazzo in Albanien noch in die Gewalt der Türken. Ihr Sultan Bajazeth II, der die Auflagen der Unterthanen verminderte, und die Gerechtigkeit unparteyisch verwalten ließ, wurde vom Podagra so gewaltig geängstigt, daß er (1511) die Regierung seinem ältern Sohne Achmet übergeben wollte. Aber die vornehmsten Staatsbeamten des Reichs, die einen wenig friedlich gesinnten Sultan zu haben wünschten, riefen dessen jüngern Bruder Selim aus Asien herbey. Der Vater schlug diesen zwar zurück; aber die Janitscharen nöthigten ihn dennoch, dem Selim den Thron abzutreten, und Bajazeth starb an Gift,

Gift, den ihm der boshafte Sohn hatte beibringen lassen. Der ältere Bruder Ahmet, für welchen sich ein ansehnlicher Theil der Türken erklärte, verlor immer mehr von seinen Anhängern, die sich durch Selims Freygebigkeit gewinnen ließen, und hatte endlich, nebst seinen Kindern, und den übrigen Prinzen vom Hause, das Schicksal, erdrosselt zu werden.

Doch Selim II., der sich auf eine so unbarmherzige Art auf dem Throne befestigte, war der Sultan, unter welchem der türkische Staat sich dem höchsten Gipfel seiner Macht näherte, unter welchem Syrien und Aegypten, in die türkische Gewalt kam.

Die türkischen Provinzen in Kleinasien waren für die Beherrscher von Persien, Syrien und Aegypten gefährliche Nachbarn. Der persische Staat hatte seit den Zeiten der Mongolen manche Regierungsveränderung erfahren *). Er wurde, nachdem er der Peststürmerey des Timurs nicht hatte wider-

ste;

stehen können, (1407) eine Deute der Turkmanen vom schwarzen Schaaf, die vorher in Al Dschesira ihre Wohnsitze gehabt hatten. Ihr Chan Kara Jusuf eroberte Adscherbidschan; eine von den westlichen Provinzen Persiens, Irak Arabi (am Ausflusse des Euphrats und Tigris, nebst einem Theile von Armenien, Adschesira (zwischen dem Euphrat und Tiger) und einen Theil von Georgien (auf der kaukasischen Landenge). Sein Enkel brachte noch das übrige Georgien, nebst einem großen Theile von Persien, hinzu. Das letzte entriß er den Nachkommen des Timur. Die Turkmanen vom schwarzen Schaaf mußten aber in der Folge denen vom weißen Schaaf weichen. Diese, die vorher in dem Lande zwischen dem Euphrat und Tiger, und in Kappas docien, herumzogen, wurden durch Usun Hassan (1458) zu einer furchtbaren Nation umgeschaffen, die den Nachkommen Timurs die persische Provinz Chorasän, und den Turkmanen vom schwarzen Schaaf das übrige Persien, und Irak Arabi, wegnahm. Aber auch Hassans Geschlecht wurde wieder von einem andern verdrängt.

*) Theil VII, S. 329.

Zu Timurs Zelten lebte zu Ardevil ein Scheik Zeist (der Erwählte) der in einem solchen Rufe der Frömmigkeit und Heiligkeit stand, daß der unbarmherzige Weltstürmer aus Achtung für ihn einem Haufen gefangener Karamanier das Leben schenkte. Einer seiner Nachkommen bemächtigte sich der Regierung über die Stadt Trebisond am schwarzen Meere; dessen Sohn Hayder wurde aber, nebst dem größten Theile seines Stammes, von einem Könige von Schirwan erschlagen. Dieser Hayder war der Vater des Jüngers Sofi, der sich für Ali's Grundsätze erklärte, und von den Anhängern seines Vaters einen Kriegshaufen von 7000 Mann sammelte, mit welchem er (1500) in Schirwan einfiel, und den Tod seines Vaters rächte. Seine Macht wurde allmählig so fürchtbar, daß er die Staaten der Turkmanen vom weißen Schaafe, Diarbekir, Georgien, Turkestan, Mawaralnar, allmählig überwältigen konnte. Dabey verfuhr er jedoch mit solcher Grausamkeit, daß er zu Schiras allein 40000 Menschen hinrichteten ließ, weil sie gegen seinen Vater die Waffen geführt hatten. Das Glück, das seine

seine Unternehmungen begleitete, lag hauptsächlich in seinem unerschütterlichen Muth, in seiner strengen Kriegszucht. Aber sein Stolz war auch so übertrieben, daß er, weil nur Ein Gott im Himmel wäre, auch nur Einen König auf der Erde vorstellen wollte. Indessen war die Verehrung seiner Anhänger, die ihn als den Stifter einer heiligen Secte betrachteten, so außerordentlich, daß sie ihn für ein höheres Wesen, als einen Menschen, hielten, daß sie seine Soldaten für göttliche Streiter erklärten. Dieser merkwürdige Mann war nun der Stifter des neuen persischen Reiches. Er nahm den Titel eines Schachs an.

Seine Monarchie kam dem türkischen Sultan Selim II sehr bedenklich vor. Er wünschte der Ausbreitung derselben zu rechter Zeit entgegen zu arbeiten. Auch drang er (1514) in Persien bis zu der großen und reichen Stadt Tauris vor. Zwar brachte sein großes Geschütz den persischen Schach in eine fühlbare Verlegenheit; aber durch Mangel an Lebensmitteln wurde Selim endlich zum Rückzuge genöthigt. Um dem

türkischen Sultane krafftvoller Widerstand thun zu können, verband er sich mit dem Sultane von Aegypten.

Die türkischen Beherrscher dieses Landes hatten eben das Schicksal, das die Türken den arabischen Chalfen zu Theil werden ließen. Sie verstärkten ihre Kriegshaufen durch junge, rüstige Leute, die man von der östlichen Seite des kaspischen Meeres herbeugeholt hatte. Diese Krieger, die sogenannten Mamluken oder Mamlucken (Sclaven) gelangten endlich zu einer so entscheidenden Gewalt, daß sie, zur Zeit Ludwigs IX, ihren schwachen Herren (1254) die Herrschaft über Aegypten entrißen. Die mamluckischen Sultane verbreiteten ihre Herrschaft auch über das benachbarte Syrien. Sie kamen dadurch in die Nähe des türkischen Reiches. Bajazeth II wollte sie daher schon zurückdrängen; auch eroberte er die Städte Tarsus und Adana in dem jetzigen Karman. Von weitem Fortschritten hielt ihn aber das furchtbare Heer des mamluckischen Sultans so nachdrücklich zurück, daß er (1493) in einer Schlacht bey Tarsus

20000

20000 Mann, nebst allem seinen Geschütze und Gepäcke, verlor, daß er die eroberten Städte wieder räumen mußte. Jetzt (1516) verband sich der ägyptische Sultan Thuman Bey mit dem persischen Soffi. Dennoch eroberte Selim II, durch einen bey Haleß erfochtenen Sieg, das ganze schöne Syrien. Von hier rückte er (1517) gegen Aegypten an. Thuman Bey verstärkte seine Armee durch viele Araber. Dieß schützte ihn aber nicht gegen die überlegene Macht des türkischen Sultans. Er wurde demselben (1518) von einem arabischen Emir ausgeliefert, und der unbarmherzige Sieger ließ ihn an einem Thore der Hauptstadt Kahirah aufhängen. Aegypten wurde nun eine Provinz des osmanischen Reiches. Verschiedene arabische Scherks, und vornehmlich auch derjenige, der zu Mecca, Mohameds Geburtssorte, seinen Wohnsitz hatte, unterwarfen sich nun gleichfalls dem türkischen Sultan, den jetzt nur noch der arabische Meerbusen von ihrem Gebiete trennte. Gegen den persischen Soffi, der den Frieden recht herzlich fortzusetzen wünschte, rüstete sich Selim aus allen Kräften, als (1519) sein unvermutheter Tod

Tod die Ausführung seines Planes vereitzelte. Von 40000 Janitscharen waren jetzt nicht mehr als 12000 übrig. So sehr hatte der Krieg unter diesem eben so trostigen, als furchtbaren Corps gewüthet!

Eben diese Janitscharen waren aber hauptsächlich die Krieger, die unter Soliman II die Macht des türkischen Reiches auf den höchsten Gipfel erheben halfen. Soliman II, der mit einem thätigen Unternehmungsgeist Muth und Klugheit verband, gab den entfernten Krieg mit Persien auf, um in der Nähe seines Staates sich desto wirksamer zeigen zu können. In der Nähe desselben, auf der Insel Rhodus, hatte nun auch der aus Palästina vertriebene Johanniter: Orden, der unversöhnlichste Feind der Osmanen, seinen Sitz. Die Ritter hatten (1309) den Türken die schöne Insel weggenommen. Ihre Caperschiffe störten den Handel von Constantinopel, und von den Städten im Archipelagus. Der Orden konnte der großen Armee der Türken (1522) nicht mehr als 6000 Ritter, und etwa eben so viel andre Soldaten,

ent-

entgegen stellen. Vergebens forderte der damalige Großmeister, Philipp Williers de l'Isle Adam, ein französischer Edelmann, die vornehmsten Mächte von Europa zum Beystande auf; vergebens wurden seine Bemühungen vom Papst Adrian VI unterstützt. Die mächtigsten Regenten in Europa, Karl V und Franz I, waren selbst zu sehr mit einander im Kampfe begriffen, als daß sie den Unternehmungen der Türken ihre Aufmerksamkeit hätten widmen können. Daher kamen nur einzelne Haufen von Freywilligen den Johanniter: Rittern zu Hülfe. Die schwache Macht derselben war dem Soliman sehr gut bekannt. Seinen Plan erleichterte ihm aber auch noch ein Verräther, der Ordenskanzler Amiral, der es dem Großmeister nicht verzeihen konnte, daß er ihm bey der Wahl zur höchsten Würde des Ordens vorgezogen worden war. Dieser verrieth er dem türkischen Oberbefehlshaber alle Verteidigungsentwürfe der Ritter. Dennoch waren alle Angriffe der Janitscharen so fruchtlos, daß sie die Belagerung nicht mehr fortsetzen wollten, daß Soliman selbst herbeyskommen mußte. Ein anderer

Gallotti Weltg. 117 Th. M Ober

Obergeneral setzte hierauf die Angriffe mit einem so anhaltenden Kanonen; und Bombenfener fort, daß der Großmeister, dessen Mannschaft durch Krankheiten sehr vermindert worden war (im Dec.) in die Uebergabe willigen mußte. Die Ritter bekamen die Erlaubniß, sich wegzubegeben. Dieser Erlaubniß bedienten sich noch auf 5000 andre Bewohner der Insel.

Soliman II, dessen Seemacht durch den Besitz der Insel Rhodus ansehnlich vergrößert wurde, breitete die türkische Herrschaft nun (1520) auch auf der Küste von Afrika aus *). Ein paar tausend Janitscharen, die Soliman dem Chairoddin schickte, machten durch andre Türken verstärkt, bald ein so furchtbares Corps aus, daß sie sowohl den Mauren und Arabern, als den Spaniern, Widerstand thun konnten. Sie sind die Stammväter der Osmanen, von welchen die Freystaaten der Verbercy noch jetzt beherrscht werden. Soliman schickte auch eine Flotte von 250 Schiffen nach Tunis, um

*) Theil IX. S. 402.

um sich dieser Stadt im Nahmen des Al Naschids, eines Prinzen von dem bisherigen Regentenhause, zu bemächtigen. Oberadmiral derselben war Barbarossa (Chairoddin) der erste Kapudan Pascha des türkischen Staates. Tunis bekam zwar (1535) durch Karls V Hülfe, wieder seinen eignen Beherrscher, Alnaschids Bruder Hassan, und auch im Besitze von Tripoli konnten sich die Türken noch nicht behaupten; dagegen verunglückte (1541) Karls V Plan, ihnen auch die Oberherrschaft über Algier zu entreißen. Barbarossa vergrößerte den Umfang der türkischen Oberherrschaft in Arabien. Durch eine List brachte er die wichtige Handelsstadt Aden, an der Spitze des arabischen Meerbusens, in seine Gewalt. Hierauf eroberte er (1538) das Reich Yemen im südlichen Arabien.

Die Thätigkeit des wackern Barbarossa war unaufhörlich beschäftigt, die Grenzen der türkischen Seemacht weiter hinauszurücken. Mit einer Flotte von 70 Schiffen eroberte er (1536) in weniger als sechs Wochen vierzehn Archipelsinseln, und unter

andern Scio, Patmos, Mio, Stampalia, Paros, Tine. Im folgenden Jahre (1537) kam noch Sctro hinzu. Als er (1539) aus Aegypten zurückkehrte, siegte er an der Küste von Albanien über eine Flotte, die aus päpstlichen, genuesischen und andern Schiffen, bestand. Der berühmte Genueser Doria, Karls V. Oberadmiral, floh vor dem furchtbaren Barbarossa, der den größten Theil seiner Galeeren entweder eroberte, oder zerstörte. Die Venezianer mußten dem Soliman nicht nur die eroberten Inseln, sondern auch die kleine Insel Malvasia, das Vaterland des Malvasierweins, imgleichen die Stadt Napoli in Morea, überlassen.

Den Johanniter ; Rittern, die Soliman von Rhodus vertrieben hatte, wies Karl V. (1529) die kleine Felseninsel Malttha zu ihrem Aufenthalte an. Dabey übernahmen sie die Verpflichtung, den kleinen Seekrieg gegen die Türken unaufhörlich fortzusetzen. Dieser war dem Soliman so unerträglich, daß er den festen Entschluß faßte, die Johanniter ; Ritter auch von der Insel Malttha zu vertreiben. Doch diese Insel befand sich

sich in einem solchen allen Angriffen trotzen- den Zustande, daß Solimans Minister und Feldherren die Unternehmung gegen dieselbe lebhaft widerriethen. Ihre Vorstellungen bewirkten aber weiter nichts, als daß sich Soliman um so kraftvoller rüstete. Eine Flotte von 159 Galeeren versetzte (1565 May) 40000 Janitscharen und Spahis nach Malttha. Der damalige Großmeister, Johann de la Valette Parisot, hatte unter andern den König Philipp II. von Spanien lebhaft um Hülfe gebethen. Aber weit früher als diese Hülfe kamen die von dem Großmeister aus allen Ländern herbeigekommenen Ritter, die, mit den schon vorhandenen, doch nur 700 Streiter ausmachten. Die Zahl der übrigen Soldaten belief sich auf 12000. Die Uneinigkeit der türkischen Oberbefehlshaber verschaffte dem so klugen als entschlossenen Großmeister Zeit, die nöthigen Vertheidigungsanstalten zu machen. Auch kostete die Eroberung des Castells S. Elmo den Türken schon so viel Zeit und Kräfte, daß ihnen der Muth, sich auch der übrigen zu bemächtigen, beynähe völlig gesunken war, als (im Sept.) ein spanisches

sches Hülfscorps von 6000 Mann anlangte, und, durch das Gerücht vergrößert, die türkischen Oberbefehlshaber zu dem Entschlusse brachte, die ganze Unternehmung aufzugeben.

Während daß Soliman auf dem mittelländischen Meere sich immer furchtbarer machte, ließ er die Erweiterung der östlichen Gränzen seines großen Reiches nie ganz aus den Augen. Er setzte den Krieg gegen Persien, dessen Macht zu einer bedenklichen Höhe stieg, mit großer Anstrengung fort. Er und sein vortrefflicher Großwesir Ibrahim, der an der glücklichen Ausführung seiner Entwürfe einen so großen Antheil hatte, eroberten (1534) nicht nur die persische Hauptstadt Tauris, sondern auch die weitläufige Stadt Bagdad in Syrien, die Residenz der ehemahligen Chalifen. Ein persischer Fürst, Elkasib, der mit Jemael's Nachfolger Mahmas unzufrieden war, reizte ihn (1548) die Stadt Wan am See ihres Nahmens erstürmen zu lassen. Ein Sieg über die persische Armee verschaffte ihm die zu Rum, Kaschan und Isapahan verwahrten Schätze der Soff's. Doch Elkasib verglich sich

sich mit dem Mahmas. Um sich der Bestrafung seiner Verräthercy zu entziehen, flüchtete er nach Georgien. Dieß benutzte Soliman (1549) zum Vorwande, auch dieses Land seiner Herrschaft zu unterwerfen. Einige Jahre hernach (1554) setzte er auch den Krieg gegen Persien fort. Er plünderte und verwüstete die Städte Ertwan und Naksivan, und schleppte eine große Beute mit fort. Dieß war aber auch alles, was ihm dieser Krieg am Ende einbrachte.

Von größerer Bedeutung, und wichtigerem Einflusse waren Solimans Unternehmungen gegen Ungern. Dieses Reich befand sich durch seine Regierungsverfassung in einem sehr schwachen Zustand versetzt *). Die Großen desselben, die sogenannten Magnaten, glaubten ihren König, Wladislaw VII, nicht genug einschränken zu können. Er mußte sich bey seiner Wahl verbindlich machen, nicht nur alle alten Freyheiten des Adels ungekränkt zu lassen, sondern auch, ohne Verathschlagung mit den Ständen, weder Krieg anzufangen, noch Frieden zu schließen.

*) Theil VII, E. 312.

schließen. Der sanftmüthige unentschlossene Vladislaw war aber gar nicht fähig, der Erfüllung seines Versprechens mit Ehsamkeit auszuweichen, und nach dem Rathe des Erzbischofs von Gran, mit eisernem Zepfer zu regieren. Die Großen hatten daher auch wenig Achtung für denselben. Man scheute sich nicht, ihn ein polnisches Schwein zu nennen. Der Reichspalatin behandelte ihn wie einen Knaben. Der Palatinus war derjenige, der die Geseze, auf deren Beobachtung er vorzüglich sehen sollte, am öftersten übertrat. Die Einkünfte des Staates, die sehr eigenmächtig verwaltet wurden, brachten nicht mehr, als 177300 Gulden ein. Sie reichten zu den Bedürfnissen nicht hin. Mit diesem Umstande widerlegte Vladislaw den Vorwurf der Stände, daß er den Krieg gegen die Türken unterlasse. Die Kräfte des Reiches befanden sich in den Händen der Großen, und vornehmlich der Prälaten, die im Besitze der größten Reichthümer waren. Selbst die weltlichen Magnaten beneideten sie darum, und dieß verursachte zwischen beyden Ständen eine Erbitterung, die sich immer lebhafter regte.

Ueber

Ueber die Großen führten aber die geringern Edelleute die lauteften Beschwerden, weil sie die Staatslasten allein tragen sollten. So traunten sich die Stände Ungerns in verschiedene Partheyen. Zum Oberhaupte des geringern Adels warf sich Johann von Zapolya, Graf von Zips, auf. Dieser junge, talentvolle Mann, eben so jung und unternehmend, als Matthias, behauptete ein so großes Ansehn, daß es seine Parthey wagte, dem Könige, der gefährlich krank war, (1505) den Antrag zu thun, daß er seine (1503 geborne) Tochter Anna dem Johann zur Braut bestimmen möchte. Aber Ahnenstolz, oder vielleicht die Vorstellungen seiner Gemahlin, aus dem französischen Geschlechte Foix, waren Ursache, daß er ben einer standhaften Weigerung blieb, daß er vielmehr mit dem Hause Oestreich ein Verwandtschaftsbündniß schloß. Die Anne sollte Maximilians Enkel Ferdinand. (geb. 1502) zum Gemahl bekommen, und sein noch nicht gebornener Sohn die kaiserliche Prinzessin Marie heyrathen. Man rechnete aber auf jene Geburth so wenig mit Zuverlässigkeit, daß Maximilian die Rechte seines

Hau:

Hauses auf Ungern mit den Waffen in der Hand schon geltend machen wollte, als Vladislaws Sohn Ludwig (1506) ganz unvernünftig, aber auch zu frühzeitig, zur Welt kam. Johann, dessen Aussichten auf die Krone dadurch vereitelt wurden, erzwang dagegen die Wojwodtschaft über Siebenbürgen und Zeverin, und die Generalscapitains Stelle. Seine Parthen war so mächtig, daß er dem Könige fast willkürlich Befehle vorschreiben konnte. Vladislaw fühlte die bedrängte Lage, aus welcher er sich nicht herauszureißen wußte, so innig, daß er sich einige Zeit aller Regierungsgeschäfte entschlag.

Der Pabst Leo X hatte (1514), um zur Sammlung von Ablassgeldern einen Vorwand zu haben, die abendländische Christenheit zu einem Kreuzzuge gegen die Türken aufgefordert, und der schwache König von Ungern erlaubte es dem Erzbischofe von Gran, dem Titularpatriarchen von Constantinopel, die Kreuzbulle verkündigen zu lassen. Dieser unvorsichtige Schritt verursachte einen ungrischen Bauernkrieg, zu welchem die Kreuz-

Kreuzfahrer die Veranlassung gaben. Zum Oberanführer dieser Kreuzfahrer, welche die Ungern Kuruken nannten, erwählte man den Georg Dosa, einen nervigen, kühnen, im kleinen Kriege ausgezeichneten Mann. Diesem liefen so viele Bauern zu, daß die adelichen Güther leer zu stehen anfiengen, daß die Edelleute ihre Bauern mit Gewalt zurückzuhalten suchten. Georg glaubte sich berechtigt, sie dafür zu züchtigen. Die Bauern lernten sich nun fühlen, und mit Vergnügen ergriffen sie die Gelegenheit, an ihren unbarmherzig strengen Herren Rache auszuüben. Sehr bereitwillig schlossen sich an dieselben die geringern Edelleute an, die ihrem Hasse gegen die Großen Genüge zu leisten wünschten. So entstand eine Empörung, die nur Japollia's Thätigkeit unterdrückte, nachdem sie über 70000 Menschenleben gekostet hatte. Die Art, wie man die Häupter des Aufstandes bestrafte, beweiset den höchsten Grad von barbarischer Nachsucht. Dosa, den die Kuruken zum Könige ausgerufen hatten, wurde lebendig verbrennt, und 9 von seinen vertrautesten Gehülffen ließ man so lange hungern, bis man

man sie des Entschlusses fähig glaubte, das Fleisch ihres Anführers zu verzehren. Sechs derselben waren schwach genug, mit der Vollziehung des unmenschlichen Befehls ihr Leben zu erkaufen. Georg schalt sie Hunde; er starb übrigens unverzagt. Die Bauern wurden Leibeigene. Der Adel war jedoch über den schwachen König und den unvorsichtigen Erzbischof, die Urheber dieses Unglücks, so aufgebracht, daß er beyde absetzen, und den Zapolya, den Wiederhersteller der Ruhe und Ordnung, auf den Thron erheben wollte. Nur böhmische Hülfstruppen retteten den Wladislaw. Seine elende Regierung wurde jedoch nicht gar lange hernach (1516 März) durch den Tod geendigt. Er hinterließ das ungrische Reich von mächtigen Partheyen zerrüttet, und von einem gefährlichen Feinde bedrohet.

Ludwig II war, als sein Vater starb, wegen seiner Jugend noch nicht regierungsfähig. Um so freyer konnten jetzt die Partheyen ihr Spiel treiben. Es trankte den Johann von Zapolya, daß er sich in seiner Erwartung, an der vormundschaftlichen

Re:

Regierung Theil zu nehmen, getäuscht sah. Seine Parthey trug auf einen Reichsverweser an. Aber Johannis stolzes Benehmen verscheuchte viele von seinen Anhängern. Sein Hauptgegner, Stephan Bathori, Obergespann von Temeswar, wurde, durch die Unterstützung der Magnaten, die sich an ihn angeschlossen, Palatinus. Der sanfte und biegsame Ludwig II hatte zu wenig Festigkeit und Entschlossenheit, um die Partheyen zu vereinigen, oder sie seinem Ansehen zu unterwerfen.

In dieser traurigen Lage des Reiches hatte man die dringendsten Ursachen gehabt, einen Krieg mit den Türken zu vermeiden. Aber man wollte (1519) den von Soliman II angetragenen Waffenstillstand nicht einmahl recht annehmen. Wahrscheinlich gaben die Neckereyen der Ungern dem türkischen Sultan einen Vorwand, ihr Reich feindselig zu behandeln. Er bekam (1521) Belgrad in seine Gewalt, weil es dem Oberbefehlshaber der Versatzung an Muth fehlte. Der Adel folgte dem Aufgebothe seines Königes nicht; dieser konnte daher auch nicht im Felde erscheinen. Ein Feld:

zug machte ihm aber ohnedieß weniger Vergnügen, als ihm die Lustbarkeiten und Verstreungen des Hofes gewährten. Vergebens bemühte sich seine kluge Gemahlin Marie, Kaiser Karls V Schwester, ihn von seinem unthätigen, ganz der Stilletheit gewidmeten Leben zurückzubringen. Alles, was man zur Sicherheit des Reiches that, war, daß man von dem östreichischen Herdinand, dem nächsten Erben, die croatischen und dalmatischen Festungen besetzen ließ.

Indessen wurde die unter den Ungern herrschende Uneinigkeit noch durch das in Siebenbürgen sich ausbreitende Lutherthum vergrößert. Die Bischöfe bothen ihren ganzen Eifer auf, um den Ludwig zur nachdrücklichen Verfolgung der Protestanten zu bewegen. Aber die zahlreichen Siebenbürgen trockten diesen Verfolgungen. Ludwigs Ansehen sank überhaupt so tief, daß es Werbőcz, der Mann, dem Ungern ein gutes Gesetzbuch zu danken hatte, in einer Reichsversammlung zu Pesth (1524) wagen durfte, sich gegen die Regierung des Königes und seiner Günstlinge laut zu äußern, die bisher

ris

rigen Staatsbeamten zu entfernen, und sich zum Palatinus wählen zu lassen. Doch Werbőcz dachte weniger patriotisch, als eigennützig. Es war ihm hauptsächlich darum zu thun, sich an die Stelle des Johann von Zapolya zu schwingen. Einige glückliche Unternehmungen gegen die Türken bewirkten aber, daß die zapolysche Partey alle Anordnungen der pesther Reichsversammlung wieder umstoßen konnte.

Die Gefahr wegen eines ernstlichen Türkenkrieges wurde aber jetzt dringender. Soliman drohete (schon 1524 Febr.) daß er auf der Unterwerfung Ungerns bestehen würde. Er ließ jedoch noch zwey Jahre hingehen, ohne seine Drohungen in Erfüllungen zu bringen. Man hatte zu Gegenanstalten Zeit genug. Aber diese wurden demungeachtet vernachlässigt. Die böhmischen Hülfsstruppen ließ man aus Besorgniß, Ludwig möchte sich derselben zur größern Ausdehnung seiner Gewalt bedienen, nicht über die Gränze gehen. Die Ungern selbst zogen sich in zwey Heere zusammen. Das eine, die eigentliche königliche Armee, war, mit

mit Inbegriff von 4000 Mann päpstlicher Truppen, nur 25000 Mann stark. Ein unglerch stärkeres Heer, welches, unter dem Befehle des Johannis von Zabolva, in Siebenbürgen stand, wurde durch widersprechende Befehle, abgehalten, der königlichen Armee näher zu rücken. Diese sollte Ludwig, dem dringenden Wunsche des Adels gemäß, selbst anführen. Aber der junge, zu wenig von Muth und Entschlossenheit besetzte König erblaste, als man ihn den Helm aufsetzte. Zum Unglücke gab er seinem Heere auch noch einen untauglichen Obergeneral. Paul Tomori, Erzbischof von Colocza, ein Franciscaner-Mönch, hatte einen Haufen von Türken geschlagen. Die Bischöfe, deren Rath Ludwig vorzüglich Gehör gab, glaubten ihn daher fähig, der Oberbefehlshaber eines Heeres zu seyn. Aber der alte Mann machte mit seinem Stricke um den Leib, und mit seiner Capuze auf dem Kopfe, schon eine lächerliche Senatsfigur. Ein solcher General konnte sich bey einem Heere, in welchem Ungehorsam und Uneinigkeit herrschte, unmöglich in Ansehn setzen. Er ließ sich von den unges-
stüm

stümten Bitten der Edelknechte bewegen, seine sichere Stellung gegen die Ebene bey dem Marktflecken Mohatsch an der Donau zu vertauschen, wo er einer Schlacht unmöglich entgehen konnte. Vergebens kündigte er, (1526 am 29. Aug.) durch alle Glieder reitend, seinen Kriegern den zuverlässigen Beystand des Himmels an. Soltman, der eine große Armee und einen Artilleriezug von 300 Kanonen hatte, lockte, durch einen verstellten Rückzug, das ungrische Kriegsvolk so glücklich unter sein Geschütz, das es schrecklich niedergeschossen, und auf allen Seiten überwältigt wurde. Bald war die Flucht allgemein. Kaum 4000 Mann retteten ihr Leben und ihre Freyheit. Ueber 1500 Officiere geriethen in die türkische Gefangenschaft. In die Gewalt derselben kam auch Tomori, dessen abgehauener Kopf, mit einer papirnen Bischofsmütze bedeckt, vor dem Lager des Sultans auf einem Pfahle paradierte. Ausser ihm wurden noch der Erzbischof von Gran, 5 andre Bischöfe, und über 500 Magnaten, ein Opfer dieser unglücklichen Schlacht. Aber auch Ludwig fand hier seinen Untergang. Er wollte auf
Galletti Weltg. 117 Th. D der

der Flucht über einen von Gewitterregen angeschwellten Graben setzen; aber sein von dem steilen Ufer zurückprallendes Pferd überschlug sich mit ihm, und tödtete ihn entweder durch sein Gewicht, oder durch das Versenken in den Morast. Ein schlesischer Edelmann, der ihn aus dem Wasser zog, fand ihn, als er ihm den Helm abnahm, schon todt. Wegen der nachsetzenden Türken, konnte man seinen Körper nicht mit fort schleppen. Soliman begnügte sich, Ungern schrecklich zu verwüsten, und noch schien die Eroberung desselben für ihn keine Wichtigkeit zu haben.

In Ungern waren aber die Meinungen, wegen der Wiederbesetzung des Thrones, sehr verschieden. Der Palatinus Bathori, dessen Haß gegen den Zapolya unversöhnlich war, erklärte sich mit seiner Parthey für den österreichischen Ferdinand, und dessen Schwester, Ludwigs Wittwe, Marie, gab sich alle Mühe, diese Parthey zu vergrößern. Man benutzte, um Zapolya's Ansehn herabzusetzen, unter andern eine Niederlage, die ihm die Türken, noch zur Zeit des Königs

Wenz:

Wenzeslaw, beigebracht hatten. Ferdinand besaß zwar keine Eigenschaften, die ihn des Thrones recht würdig machten; aber er war der Gemahl der Schwester des letzten Königs; er hatte, durch mehrere Erbverträge, sich gleichsam ein begründetes Recht erworben. Zapolya ließ sich zwar (am 11. Nov.), bey den Beerdigungsfeierlichkeiten zu Stuhlweißenburg, von den Magnaten und seinen Kriegsheuten, zum Könige ausrufen; aber Marie und ihre Parthey erklärten (am 26. Nov.) dessen Wahl für ungültig, und setzten den Ferdinand an dessen Stelle.

Dieser befand sich in Böhmen, wo der größte Theil der Stände, ungeachtet sie sich als Lutheraner und Ultraquisten keine besondre Schonung von ihm zu versprechen hatten, sich doch auf seine Seite schlugen, und sein Erbrecht anerkannten. Ferdinand und seine Minister waren behutsam genug, seiner erblichen Ansprüche auf die ungrische Krone in sehr gemäßigten Ausdrücken zu erwähnen, und das Wahlrecht der Stände nicht geradezu in Zweifel zu ziehen. So bahnte er sich mit Klugheit den Weg zum ungrischen

Thros

Throne. Er erkannte das freie Wahlrecht der ungrischen Stände nicht nur feyerlich an, sondern beschwor auch (1527 Febr.) die ihm vorgelegten Compactaten. So hörte Ungern auf, ein selbständiger Staat zu seyn; so bekam die ungrische Nation einen östreichischen König, der ihr schönes Land allmählig immer mehr als eine Provinz seiner Monarchie betrachtete!

Zapolya war, so lange sich Ferdinand noch in Böhmen aufhielt, von den meisten ungrischen Magnaten für ihren König anerkannt worden. Aber er wußte sich bey dem Vertrauen, bey der Ergebenheit der Nation, nicht sorgsam genug zu erhalten. Er versäumte es, den Ferdinand in seinem eignen Lande anzugreifen; er entzog sich die Zuneigung der Lutheraner, unter welchen sich viele Edelleute befanden, durch strenge Verordnungen. Ferdinand gewann dieselben hingegen durch heuchlerische Aussichten auf seine Duldsamkeit. Sein Heer wurde daher, als er in Ungern einrückte, durch starken Zulauf vermehrt. Johann verlor ein Gefecht, einen Ort nach dem andern.

Er

Er mußte endlich seine Zuflucht in Polen suchen. Ferdinand empfing indessen (1527 Nov.) zu Studtweißenburg die Krone. Den Valatinus Bathori ließ er als seinen Statthalter in Ungern zurück.

Derjenige, der sich in Polen des vertriebenen Königes Johann mit dem größten Eifer annahm, war Hieronymus Laschy, Voivode von Siradien. Dieser gab ihm den Rath, sich um die Unterstützung des mächtigen Solimans zu bewerben. Ein italienischer Juwelenhändler, Namens Gritti, unterhandelte, als Johans geheimer Gesandter, zu Constantinopel so glücklich, daß ihn Soliman (1528 Jan.) nicht nur für den König von Ungern, sondern auch für seinen Bundesgenossen, erklärte. Soliman wollte aber diese Gelegenheit benutzen, Ungern zu einer Provinz seiner weitläufigen Monarchie zu machen. Daher weigerte er sich, dem Johann die apostolische Krone, die in seine Gewalt gerathen war, auszuliefern; daher behandelte er den Johann auf eine sehr verächtliche Art. Dem Könige Ferdinand schlug er nicht nur die Herausgabe

gabe von Belgrad, sondern auch die Fortsetzung des Waffenstillstandes, ab.

Soliman beschloß, wider den Rath seines klugen Großwesirs Ibrahim, die österreichische Hauptstadt Wien selbst anzugreifen. Um sie zu überraschen, beschleunigte er seinen Marsch so sehr, daß er das Belagerungsgeschäft zu Belgrad zurücklassen mußte. Der Umfang von Wien war damals noch lange nicht so groß, als jetzt. Es konnte daher auch leichter besetzt und vertheidigt werden. Die Besatzung von 20000 Mann hatte an dem Grafen Nicolaus von Salm einen alten, erfahrenen Commandanten, der die muthigsten Stürme der Janitscharen so standhaft vereitelte, daß Soliman diese Belagerung, welche die schlimme Herbstwitterung noch erschwerte, wieder aufgeben mußte. Sie hatte ihm auf 20000 Mann gekostet. Für diesen Verlust rächte er sich durch schreckliche Verwüstungen des ungrischen Landes, und durch die Wegführung von vielen tausend unglücklichen Leuten. Gritti brachte es hierauf durch seine Pläne dahin, daß Soliman den Johann

hann, durch fenerliche Uebergabe der Krone und anderer Reichskleinodien, zum Könige von Ungern erklärte, daß er ihm einige Hülfsstruppen zurückließ. Gritti selbst stellte den Gubernator von Ungern vor. Der Krieg zwischen Johann und Ferdinand dauerte mit schrecklichen Verwüstungen fort. Wenn sie sich zu einer Ausöhnung auch einmahl geneigt fühlten, so suchte Bathori dieser Ausöhnung entgegen zu arbeiten. Als es endlich (1532) doch zu Unterhandlungen kam, wurden dieselben durch einen neuen Angriff Solimans unterbrochen.

Soliman hatte sich durch die schöne Italienerin Roxane zu einer Verbindung mit Franz I von Frankreich bereden lassen *). Wegen dieser Verbindung wollte er den Waffenstillstand mit Ferdinanden durchaus nicht fortsetzen. Er rückte vielmehr abermals mit einem großen Heere in Oestreich ein. Allein Wien wurde jetzt durch eine Armee von 70000 Mann Reichstruppen, Böhmen und Italiener gedeckt. Karl V

be-

*) Theil IX. S. 410.

befand sich, in der Nähe dieser Armee, zu Puz. Soliman richtete seine Unternehmungen mit zu wenig Klugheit und Vorsicht ein. Er war bis Grätz vorgerückt; aber eine starke Abtheilung seines Heeres, welche er durch den Wiener Wald anrücken ließ, wurde durch den berühmten Schürsting von Burschenbach völlig geschlagen. Soliman kehrte in der größten Verwirrung nach Ungern zurück. Von da begab er sich nach Constantinopel. Gritti, der von türkischen Hülfstruppen unterstützt, die Siebenbürgen unterjochen wollte, wurde von denselben überwältigt, und hingerichtet. Bathori starb (1535). Um so leichter kam jetzt (1. Aug.) zwischen dem Johann und dem Ferdinand ein Vergleich zur Reichtigkeit, der, wegen der Gefährdung eines neuen Türkenkrieges, (1638 Febr.) in einen feyerlichen Frieden überging. Ferdinand gestand dem Johann nicht nur den Königstitel und Siebenbürgen, sondern auch einen großen Theil von Ungern, zu. Ferdinand begnügte sich mit dem Ueberreste von Ungern, wozu noch Slavonien, Croatien und Dalmatien kam. Johanns Antheil war der größte; aber er mußte dem Erbrechte

rechte für seine Söhne entsagen. Erst vierzehen Tage vor seinem Tode (1540 am 7ten Jul.) wurde ihm ein Sohn geboren. Diesem wollte nun Ferdinand kein Land lassen. Seine Armee belagerte (1541) selbst Buda, die Residenz des Königes Johann. Dieser eilte jedoch Soliman so mächtig zu Hülfe, daß er das Lager und Geschütz derselben erbeutete. Isabella, Johans Wittwe, empfing ihn in Buda, und empfahl ihren kleinen Sohn seinem Schutze. Aber Soliman gab ihr bald einen Beweis, daß er Ungern für sich erobern wollte. Sie mußte sich von Buda entfernen, und dieses bekam türkische Verfassung. Soliman eroberte nun (1542) auch auf der linken Seite der Donau eine wichtige Stadt nach der andern; vornehmlich Fünfsirchen, Gran und Stuhlweißenburg, die damalige Hauptstadt des ungarischen Reiches. Die Türken und Tataren drangen (1544) in Oesterreich, Mähren und Schlesien so weit vor, daß sie ganze Schaaren von Menschen mit fortschleppen konnten. Da nun Ferdinand von seinem Bruder Karl V., der mit Franz I. Krieg führte, keinen Beistand erwarten durfte; da

da die deutschen Reichsfürsten ihn auch nicht nachdrücklich genug unterstützten, so mußte er (1546) dem Soliman nicht nur alles, was er in Ungern erobert hatte, abtreten, sondern ihm auch eine jährliche Abgabe von 30000 Ducaten versprechen. Siebenbürgen sollte der Prinz Johann Siegmund, als ein Vasall des Sultans, behalten. Zwar ließ sich, während daß Soliman mit dem persischen Kriege beschäftigt war, Isabella, die Mutter des Prinzen, von dem Bischofe Martinuzzi von Waradein bereden, das Fürstenthum Siebenbürgen, für die jährliche Summe von 150000 Thalern, an den König Ferdinand abzutreten. Allein, eine neue Armee, die Soliman (1552) nach Ungern schickte, nöthigte den Ferdinand, Siebenbürgen dem Prinzen Johann Siegmund wieder einzuräumen.

Im letzten Jahre seines Lebens (1566) machte Soliman noch einen Versuch, auch das übrige Ungern auf der linken Seite der Donau in seine Gewalt zu bringen. Er belagerte Sigeth in Oberungern mit 200000 Mann. Allein der entschlossene Commandant

dant dieser Festung, der Graf Serini, schlug mit 1500 Streichern auf 200 Stürme der Janitscharen zurück, und stürzte sich, als auch das Schloß in Brand gerieth, mit dem Ueberrest seiner Mannschaft, der nur noch aus 217 Köpfen bestand, unter die Türken, um ihnen, als Held sterbend, sein Leben noch recht theuer zu verkaufen. Dem Soliman soll diese unglückliche Belagerung über 30000 Mann gekostet haben. Der Verdruß, den er darüber empfand, rief seinen Tod herbey.

Soliman II, ein schön gebauter Mann, der sich, wenn er öffentlich erschien, in der glänzendsten Pracht zeigte, lebte in seinem Hause äußerst einfach, mäßig und sparsam. Die Italienerin Roxane, ein sehr gebildetes Weib, geboth so sehr über sein Zutrauen, daß er sich entschließen konnte, seine ältern Söhne aus der Welt zu schaffen. Dadurch bahnte sie ihrem eignen Sohne Selim II den Weg zum Throne. Aber Soliman II bleibt demungeachtet einer der größten und glücklichsten Beherrscher des türkischen Reichs. Seine Nachfolger widmeten, während

daß der Großwesir die Unternehmungen im Felde leitete, ihre meiste Zeit der Jagd und der Unterhaltung mit ihren Weibern. Im Umgange mit den Weibern und Verschmitzenen wurde das Sultansgeschlecht in inner weichlicher und entnervter. Um so weniger konnte es dem Troste der lermenden Janitscharen gebieten, und dieser ehemals so furchtbare Kriegshaufe vernachlässigte seine Kriegszucht immer merklicher, und fühlte sich immer weniger von der Neigung zu tapfern und entschlossenen Thaten belebt. Eben daher konnten diese Janitscharen den Armeen der Deutschen und Russen, die ihre Kriegskunst immer mehr ausbildete, keinen glücklichen Widerstand entgegensetzen. Anstatt die Gränzen des Reiches durch neue Eroberungen zu erweitern, war man nicht einmal im Stande, das, was man schon besaß, zu behaupten.

Selim II gab gleich einen Beweis, daß es ihm nicht darum zu thun war, die Gränzen des türkischen Reiches an der Donau weiter auszudehnen. Er schloß (1567) mit Oestreich einen Waffenstillstand auf acht Jahre. Johann Sigmund, der ohne Ur-

terstützung der Pforte, zu wenig Kräfte hatte, seine Ansprüche auf die ungarische Krone geltend zu machen, mußte sich (1570) mit Oestreich vergleichen, und bey dem Besitze von Siebenbürgen sich beruhigen.

Wenn Selim II an der Donau Frieden zu haben wünschte, so war sein Verlangen, sich der Insel Cypren zu bemächtigen, hauptsächlich daran Ursache. Er fand an den herrlichen Weinen dieser Insel so viel Geschmack, daß er den festen Entschluß faßte, sich zyn Herrn derselben zu machen. Diese Insel zählte damals 30 Städte, und sie befand sich in einem sehr angebauten Zustande. Dennoch versäumte es der venezianische Senat, die zu ihrer Vertheidigung nöthigen Anstalten zu machen. Er versäumte es, ihr eine hinlängliche große Besatzung zu geben. Erst, als er die Gefahr wirklich hereinbrechen sah, ward er Kriegsvolk an, rüstete er eine große Flotte aus. Zugleich forderte er die Mächte des westlichen Europa zum Beystande auf; aber weder Pabst und Philipp II von Spanien gaben seiner Aufforderung Gehör. Zu der-

venezianischen Flotte von 160 Schiffen stiegen 12 päpstliche und 52 spanische. Sie bestand also nun aus 225 Schiffen. Dem noch wurde Cypern nicht entsetzt. Der Genueser Dorta, der spanische Admiral, wartete erst noch lange auf einen Befehl seines Monarchen, sich mit den Venezianern zu vereinigen. Als die Vereinigung in einem Hafen von Candia (1570) endlich erfolgt war, wurde das Auslaufen derselben wieder dadurch verhindert, daß sich die drey Admiräle um den Rang stritten, und daß sie von ihren Höfen erst neue Befehle und Instructionen einholten. Indessen machte eine ansteckende Krankheit, die auf der venezianischen Flotte ausbrach, die Mannschaft derselben zu jeder Unternehmung unfähig. So kam der Winter herbey, und jede Abtheilung der vereinigten Flotte gieng nun wieder nach Hause.

Indessen war die Insel Cypern von den Türken weggenommen worden. Die Armee von 60000 Mann, die sie an das Land setzten, fand so wenig, Widerstand, daß sie bald die ganze Insel, bis auf die beyden

Sez

Festungen Mikosia und Famagusta, in ihrer Gewalt sahen. Die erste wehrte sich sechs Wochen hindurch (bis 9. Sept.) mit großer Standhaftigkeit, die den Türken viele Leute kostete. Aus Machsucht verfuhrn sie mit den Einwohnern derselben so unbarbarherzig, daß auf 15000 Personen, selbst wehrlose Knaben, als ein Opfer ihrer Wuth, fielen. Famagusta, an welcher nun die Reihe kam, hätte von der vereinigten christlichen Flotte noch gerettet werden können; aber Dorta wünschte diesen Krieg nicht so bald geendigt zu sehen, damit er die Subsidien, die ihm Philipp II zahlte, desto länger ziehen möchte. Er blieb daher standhaft bey der Meynung, daß die türkische Seemacht der ihrigen zu überlegen sey. Desto rühmlicher war die Entschlossenheit des Venezianers Querini, der (1571 Jan.) mit 16 Schiffen durch die türkische Flotte zu der bedrängten Festung sich durchschlug, und derselben neue Mannschaft, und einen frischen Vorrath von Kriegs- und Lebensbedürfnissen, zuführte. Die Türken setzten aber die Belagerung mit solchem Eifer fort, daß die brave Besatzung (am 1. Aug.) in die Uebergabe willigen mußte.

mußte. Sie schonten nicht einmal den tapfern Commandanten derselben, Vagradin, der das schreckliche Schicksal hatte, lebendig geschunden zu werden.

Philipp II. und sein Minister Granvelle, die gegen die auf ihren Handelsreichthum stolzen Venezianer gar nicht freundschaftlich gesinnt waren, freuten sich heimlich über den von denselben erlittenen Verlust der schönen Insel Cypem. Dennoch gaben sie zu einer Flotte, welche die Vernichtung der türkischen Seemacht zur Absicht hatte, ihre Schiffe ganz bereitwillig her. Eine größere christliche Flotte hatte man vielleicht noch nie beisammen gesehen. Sie übertraf selbst die sogenannte unüberwindliche Flotte noch weit; *) denn sie bestand aus 300 Kriegsschiffen, und 50 Transportschiffen, die 20000 Mann Landsoldaten am Bord hatten. Ihr Oberbefehlshaber war der berühmte Johann von Oestreich, damals noch nicht älter als 24 Jahre, und unter ihren übrigen vornehmsten Officieren befand sich auch der in der

Ge:

Geschichte der Niederlande so ausgezeichnete Prinz Alexander von Parma. Aber die Türken hatten auch noch niemals eine so große Flotte beisammen gehabt. Sie zählte 350 Galeeren; es fehlte ihnen jedoch an geschickten und erfahrenen Soldaten und Matrosen. Dieß zeigte sich in der großen Schlacht bey Lepanto, an der westlichen Küste Griechenlands (am 7. Oct.). Die Türken ließen sich vom Don Juan endlich den Wind abgewinnen. Nun wurde das Schiff des Kapudan Pascha erobert. Juan ließ, um den Vagradin zu rächen, den Kopf des Kapudan Pascha auf eine Seegelstange aufstecken. Dieser Anblick schlug den Muth der Türken völlig nieder. Sie verloren 153 Schiffe, und gegen 30000 Mann. Aber die Christen zählten gleichfalls gegen 15000 Tödtete und Verwundete. Nun fürchtete man sich in Constantinopel vor den Christen so lebhaft, daß man viele tausend Menschen Tag und Nacht an einem Ort bey den Dardanellen bauen ließ. Allein die christlichen Admirale wurden über die Theilung der Beute, mit welcher sie 14 Tage zubrachten, so uneinig, daß sie sich trennten.

*) Thöl X. E. 269.

Philipps II Flotte unter dem Don Juan hatte die spanische Oberherrschaft über Tunis wieder hergestellt. Den damaligen Regenten Ahmid, der wegen seiner despotischen Regierung sehr gehaßt wurde, traf deswegen (1570) das Schicksal, von dem Seeräuberhauptmann Ulicciali verjagt zu werden. Tunis wurde nun zwar vom Don Juan erobert, dieser gab es jedoch nicht dem Ahmid, sondern dem Mehemed, einem Vetter desselben, der aber der Aufsicht eines spanischen Staatsbeamten unterworfen war. Damahls kam auch Biserta in die Gewalt der Spanier. Doch Ulicciali, den Selim II zu seinem Oberbefehlshaber der Flotte machte, und durch dessen Eifer die Zahl ihrer Schiffe wieder bis auf 250 stieg, nahm dem Mehemed Tunis wieder weg. Er war vorher so glücklich, manche Unternehmung der christlichen Flotte zu vereiteln. Diese vereitelte jedoch am kräftigsten die geringe Uebereinstimmung, die zwischen dem spanischen Admiral, dem Herzoge von Sessia, und dem venezianischen herrschte. Sessia gab Brodmangel vor. Der Venezianer both ihm seinen Vorrath von Zwieback an; aber der Spanier

Spanier zu stolz, von den Kaufleuten Brod zu borgen, seegelte mit seinen Schiffen lieber nach Messina zurück. Die Venezianer wurden dadurch (1573) genöthigt, nicht nur dem Besitze der Insel Cypern völlig zu entsagen, sondern auch 300000 Ducaten Kriegskosten zu bezahlen. Ulicciali eroberte hierauf (1574) nicht nur Tunis, sondern auch Goletta. Selim II, der dieses Glück nicht verdiente, wurde (1575) von den Folgen seiner Ausschweifungen in den sinnlichen Vergnügen getödtet.

Murad III, Selims Sohn und Nachfolger, brachte der Sicherheit seines Thrones fünf Brüder zum Opfer. Er that dieses, weil ihm seine Staatsbeamten die Nothwendigkeit dieses Verfahrens recht fühlbar vorstellten. Aber er that es nicht, um desto ungestörter selbst zu regieren. Er überließ vielmehr dieses Geschäfte seinen Ministern, damit er in seinen Lieblingszeitvertreiben, im Umgange mit den Weibern, in der Besuchung der Moscheen, und im Pfeilschnitzen, um so weniger gehindert werden möchte. Einem so schwachen

Regenten war die Vergrößerung des Reiches sehr gleichgültig. Man führte jetzt blos Krieg, um sich bey dem Besitze zu behaupten. Dieser wurde vornemlich von dem klugen Schach Abbas in Persien angefochten. Dieser, der (seit 1588) daran arbeitete, jede fremde Macht aus Persien zu entfernen, wollte den Türken Tauris, und ihre andern Länder, wegnehmen. Wenn sie sich auch noch einige Zeit lang dabey erhielten, so entriß ihnen Abbas nicht nur die Oberherrschaft über die kaukasischen Völker, sondern er machte sich auch (1601) so furchtbar, daß kaum ein Pascha es wagte, die Anführung des gegen Persien bestimmten Heeres zu übernehmen, daß die Perser sowohl in Armenien, als in Al Dschesira, eindrangten. Der Widerstand, den die Türken den Persern entgegen stellten, war aber schon deswegen weniger nachdrücklich, weil ein Theil ihrer Truppen mit dem auführerischen Pascha Serinan in Kleinasien beschäftigt war, der von der persischen Gränze bis an den Archipelagus geboth, und, von einem Angriff der Hauptstadt Constantinopel, blos durch seinen Tod abgehalten wurde. Auch
sein

sein Sohn und Nachfolger Hassan blieb der osmanischen Pforte furchtbar. Indessen hatte Murad III, der (1595) ganz unmuthet während der Lustbarkeiten einer Vermählung starb, seinem eben so schwachen, und dabey noch grausamen und mißtrauischen Sohne Mohamed III Platz gemacht. Dieser opferte seiner Sicherheit 19 Brüder auf; dieser ließ 10 schwangre Weiber seines Vaters in das Meer werfen. Die Regierung wurde vom Serail aus geführt. Am Ruder derselben saß die Mutter des Sultans, die Italienerin Vaffo, auf die schon der Vater ein großes Vertrauen gesetzt hatte. Sie theilte die Regierung mit ihrem Lieb- linge, dem Kapi Aga (dem Vorgesetzten der weißen Verschnittenen). Als sie es aber (1602) endlich wagte, den Werth der Münze etwas zu erhöhen, so gertethen die Spahls und Janitscharen darüber in eine solche Erbitterung, daß sie den Kapi Aga von Mohameds Seite wegholten, um ihn ihrer Nachsicht aufzuopfern. Ueber den schwachen Mohamed spotteten endlich sogar seine Weiber. Die Mutter seines ältesten Sohnes wollte, im Einverständnisse mit
ei

einigen Paschen, jenen noch bey dem Leben des Vaters auf den Thron bringen. Doch Mohamed zeigte jetzt ganz unerwartet Muth genug, die Sultanin nebst den mit ihr einverstandenen Paschen ins Meer werfen, und den Sohn, vor seinen Augen, erdrockseln zu lassen. Er wurde aber nicht lange hernach (1603 Dec.) von der Pest ins Grab geführt.

Die Janitscharen spielten jetzt zu Constantinopel die Rolle der römischen Prätorianer. Ahmed I, Mohameds III Nachfolger, bediente sich der Schätze seiner Mutter, um sich der Ergebenheit jener Leibwache zu versichern. Zwar bewies er noch so viel Muth, seine Mutter und seine Großmutter von der Verwaltung der Staatsangelegenheiten zu entfernen; aber noch nicht volle 15 Jahre alt, machte er es seinen schlauen Staats- und Hofbeamten gar nicht schwer, seine geringe Neigung zu den ernsthaften Regierungsgeschäften, durch die frühzeitige Bekanntschaft mit schönen Weibern und Mädchen, ganz zu ersticken. Der junge Sultan genoss aber die Vergnügungen der

Sinn:

Sinnlichkeit so ausschweifend, daß er schon im 30sten Jahre seines Alters (1617) an der Auszehrung starb.

Unter einer solchen Regierung konnten nicht leicht glückliche Kriege geführt werden. Dieß zeigte sich bey dem persischen Kriege. Der Großwesir Massuf, der von einem Lastträger des Scraills zu dieser Würde emporgestiegen war, verlor (1611) als er bey Tauris eine Schlacht liefern sollte, den Muth gegen die Perser so sehr, daß er gleich Friedensvorschläge that. Die sinkende Kriegsmacht der Türken benutzte aber vornehmlich das Haus Oestreich, um die Türken immer mehr von der linken Seite der Donau zu entfernen. Unter dem Sultan Murad III gieng der Krieg mit Oestreich doch noch ziemlich gut. Der Großwesir, der 150000 Türken und 40000 Tataren unter seinem Befehle hatte, eroberte (1593) durch einen mörderischen Sturm, der 12000 Mann kostete, die Stadt Raab. Hierauf verursachte Siebenbürgen neue Handelszwischen den Türken und den Oestreichern. Der Fürst Siegmund Bathory hatte, als

er

er (1576) König von Polen geworden war, seinen Bruder Christoph zum Statthalter von Siebenbürgen ernennt. Dieser fand es unerträglich, ein Vasall der osmanischen Pforte zu seyn. Er verband sich daher (1595) mit Oestreich, und er behauptete seine Unabhängigkeit gegen die Türken mit solchem Nachdruck, daß er ihnen auch die Herrschaft über die Walachey und die Moldau entreißen konnte.

Das Haus Oestreich stellte aber, in Verbindung mit dem Papst, dem Großherzog von Toscana, und dem Herzoge von Mantua, ein Heer von mehr als 60000 Mann auf, welches Gran und Bissegrad eroberte. Doch Mohamed III. gieng damals (1596) selbst zu Felde, und beschloß die Festung Erlau mit Kanonen von einem ungeheuern Caliber so standhaft, daß sie sich ergeben mußte. Der Erzherzog Maximilian, der sie nicht entsetzen konnte, weil die zur Verstärkung seines Heeres bestimmten Reichstruppen zu spät kamen, wollte nun den Türken Erlau wieder wegnehmen. Auch ersocht er (26. Oct.) einen Sieg über diesel-

selben, den er seinen weniger schweren, aber schneller bedienten Kanonen zu danken hatte. Allein die deutschen Reichstruppen stürzten sich über die reiche türkische Beute so unvorsichtig, so ohne alle Ordnung, her, daß die sich wieder sammelnden Türken eine vollkommene Niederlage unter ihnen anrichteten, daß sie fast ihr ganzes Fußvolk niederhauen konnten. Die Walachen und die Moldau mußten nun die Oberherrschaft der Pforte wieder anerkennen.

Dagegen kam nun Siebenbürgen in die Gewalt des Hauses Oestreich. Siegmund Bathori vertauschte es demselben gegen das schlesische Fürstenthum Oppeln. Er bekam sich zwar bald wieder anders, nahm es (1598) von neuem in Besitz, und trat es seinem Vatersbruder, dem Cardinal Andreas Bathori, für eine jährliche Abgabe von 24000 Ducaten, ab. Dieser wurde jedoch von dem walachischen Voivoden Michael, der sich (1599) in östreichischen Schutz begeben hatte, aus Siebenbürgen wieder herausgetrieben, und Siegmund Bathori, der sich nun wieder in demselben behaupten wollte, fühlte

fühlte die östreichische Uebermacht so lebhaft, daß er sich (1602) zu Prag mit dem Kaiser vergleichen mußte. Als Besitzer von Siebenbürgen, und als Schutzherr von der Walachen, saß nun das östreichische Haus an der linken Seite der Donau so fest, daß es den Plan entwerfen konnte, die Türken hier ganz zu verdrängen. Schon einige Jahre vorher (1598) war es dem Erzherzog Maximilian geglückt, die wichtige Festung Raab durch eine Ueberrumpelung in seine Gewalt zu bekommen. Die kaiserlichen Truppen eroberten hierauf auch Ofen. Ihr General Mercœur bemächtigte sich (1601 Sept.) Stuhlweißenburgs, der vornehmsten ungarischen Stadt nach Presburg und Ofen; diese kam jedoch im folgenden Jahre wieder in die Gewalt der Türken. Auch mußte Siebenbürgen den Schutz der Pforte von neuem anerkennen. Die östreichische Regierung kam den Bewohnern dieses Landes so drückend vor, daß es Moses, einer von den Feldherren Siegmunds Bathori, wagen durfte, von den Türken unterstützt, sich zum Herrn von Siebenbürgen aufzuwerfen. Als derselbe von dem walachischen Fürsten Michael

ges

getödtet worden war, trat Gabriel Bethlen, einer der vornehmsten Anhänger des Moses, an seine Stelle. Dieser ließ sich aber von dem Votschkai bereben, ihm das Fürstenthum abzutreten. Die Türken, die demselben Beystand leisteten, eroberten die Hauptfestung Gran, und waren, nebst den Siebenbürgen und Tataren, den Östreichern so überlegen, daß ganz Ungern in Gefahr gerieth, daß man zu Wien (1606) die Nothwendigkeit einsah, sich sowohl mit dem Votschkai, als mit der Pforte, zu vergleichen. Dem Votschkai trat man Siebenbürgen, nebst einigen Gespannschaften von Ungern, für sich und seine Erben, ab; die Türken verstanden sich aber dazu, ihre letzten Eroberungen wieder herauszugeben. Neun Jahre hernach (1615) räumten die Türken dem östreichischen Monarchen auch Stuhlweißenburg, Pesth und Canischa ein.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

F. Ferdinand theilt die östreichische Monarchie. Grumbach'sche Händel. Verfolgungsgeist der Katholiken. Uneinigkeit der Protestanten. Concordienbuch. Gebhard von Eöln. Gregorianischer Kalender. Jülich'scher Erbfolgestreit. Union und Ligue. Kaiser Mathias.

Das Haus Oestreich, dessen Macht durch Ungern und Böhmen ansehnlich vergrößert worden war, arbeitete in der Stille an dem Plane, sich zum uneingeschränkten Monarchen von Deutschland zu machen *).

Seine

*) April X. S. 101.

Seine erste Absicht war daher darauf gerichtet, sich den festen Besitz der Kaiserkrone zu verschaffen. Ferdinand I bewirkte auch, durch seine Unterhandlungen mit den Kurfürsten, daß sein Sohn, Maximilian II, schon zwey Jahre vor seinem Tode (1562) zum römischen Könige gewählt wurde. Aber er beging den politischen Fehler, die östreichischen Erbländer durch eine Theilung zu zerstückeln. Maximilian bekam, ausser Ungern und Böhmen, nur das eigentliche Herzogthum Oestreich; seinem ältern Bruder Ferdinand wurde Tyrol und Vorderösterreich, und dem jüngern, Karl, Steyermark, Kärnthen, Krain und Görz, zu Theil.

Unter der Regierung Maximilians II ereignete sich noch ein merkwürdiges Bneyspiel des Faustrechts. Ein fränkischer Edelmann, Wilhelm von Grumbach, glaubte sich von seinem Lehnherrn, dem Bischofe von Würzburg, Melchior von Zobel, ungerrecht behandelt. Um den Bischof zum Gefühl seines Unrechts zu bringen, machte er den Plan, sich der Person desselben zu bemächtigen. Aber dieser Plan wurde so

ge:

gewaltsam ausgeführt, daß der Bischof das Leben einbüßte. Grumbach wurde hierauf von dem Kaiser in die Acht erklärt. Aus einem Lande in das andre fliehend, fand er endlich bey dem Herzoge Johann Friedrich dem Mittlern, dem Sohne des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich, *) zu Gotha, seine Zuflucht; er fand sie, aller Warnungen und Vorstellungen ungeachtet. Der Gedanke, durch Hülfe des deutschen Adels, den Grumbach anwerben wollte, wieder zum Besitze der verlohrnen Kurwürde und Kurlande zu gelangen, drückte bey dem ohne dieß leichtgläubigen Fürsten alle Ueberlegung nieder. Johann Friedrich ließ sich vom Kaiser in die Acht erklären; er ließ die Acht zur Vollziehung bringen. Sein Vetter, der Kurfürst August von Sachsen, brachte (1567 April) die Stadt Gotha, nebst dem Schlosse Grimmenstein, durch eine Capitulation in seine Gewalt. Das Schloß wurde völlig niedgergerissen; Grumbach und seine vornehmsten Anhänger starben unter den schrecklichsten Martern, und der Herzog Jo-

Johann Friedrich mußte, bis an seinen Tod, 28 Jahre lang, zu Wienerisch-Neustadt in Oestreich, in der Gefangenschaft schmachten.

Ganz andre Bewegungen veranlaßten aber in Deutschland die beyden verschiedenen Religionspartheyen; Bewegungen, die endlich den dreyßigjährigen Krieg erzeugten. Sehr viel kam bey diesen Händeln auf die Rolle an, die das Reichsoberhaupt dabei spielte. Der Kaiser Ferdinand I zeigte ziemlich gemäßigte Gesinnungen. Diese mißfielen dem Pabst Paul IV so sehr, daß er Karls V Abdankung nicht wollte gelten lassen. Karl wäre, sagte er, als er die Regierung niedergelegt hätte, nicht bey gesundem Verstande gewesen. Der damalige Reichsvicekanzler D. Seld nahm sich aber die Freyheit, dagegen zu erinnern, daß gerechte Zweifel entstanden, ob nicht die Verstandeskräfte Ihro Heiligkeit durch Alter und andre Unfälle geschwächt worden wären, weil Dieselben, geringer Ursachen wegen, so in Hitze gerathen könnten, daß sie im Stande wären, die Cardinäle, so ehrerbietig sie

*) Theil X. S. 87.

sie sich auch bewiesen, mit dem Stocke zu prügeln.

Paul IV und sein Nachfolger Pius IV (1559 : 1565) rechneten, wegen der Unterdrückung des lutherschen Glaubens, auf die Kirchenversammlung, die nun wieder nach Trient verlegt worden war *). Pius gab sich große Mühe, durch besondre Gesandten, die er (1560) nach Deutschland schickte, die vornehmsten protestantischen Fürsten für die Theilnahme an derselben zu gewinnen. Einige von ihnen schienen auch seinen Hoffnungen zu schmeicheln; aber am Ende ließen sie durch ihre Theologen die Ursachen, die sie von der Kirchenversammlung entfernten, in einer besondern Schrift, darstellen, und am Ende schimpften die lutherschen Theologen sowohl auf das Concilium, als auf den Pabst, den Urheber desselben, den sie den Antichrist nannten. Die Kirchenversammlung bestand also blos aus katholischen Mitgliedern. Der Pabst hatte auf 30 bis 40 Bischöfe in seinem

Gold.

*) Theil X. S. 63. 84.

Gold. Selbst die Präsidenten der Versammlung mußten den Gang der Verhandlungen hauptsächlich nach seinen Absichten zu lenken sich bemühen. Der, von den versammelten Vätern so hoch gepriesene h. Geist (sagte man zu Trient) würde von Rom in einem Felleisen herübergebracht. Selbst der französische Gesandte zu Rom führte darüber Klage. Daher entsprach auch der Erfolg der Verhandlungen gar nicht den Hoffnungen, die man sich von ihnen gemacht hatte. Es blieb in Ansehung der römischen Kirche alles in der alten Verfassung, und wenn auch einige Mißbräuche abgeschafft wurden, so waren es blos Mißbräuche andrer Kirchen. Am allerwenigsten aber stellte man die Beschwerden ab, die das hierarchische System zum Gegenstande hatten. Da die Decrete der Versammlung blos eine Bestätigung der von den Protestanten verworfenen Lehrsätze von dem Fegfeuer, von der Messe, von der Anrufung der Heiligen, und von dem Ablass enthielten, so glaubten sich jene völlig berechtigt, die Annahme der trientinschen Schlüsse standhaft zu verweigern. Diese Kirchenversammlung entsprach also gar

Galletti Weltg. 117 Tb. P nicht

nicht der Absicht, eine Wiedervereinigung beyder Religionspartheyen zu bewirken; sie trug vielmehr dazu bey, daß die Scheidewand zwischen denselben nur noch höher wurde. Denn da der Kaiser und die katholischen Stände die Decrete derselben allmählig annahmen, so bekamen sie dadurch einen scheinbar gerechten Vorwand, ihre protestantischen Mitbrüder zu verfolgen.

Ferdinand I, und sein Nachfolger Maximilian II, bewiesen noch viele Duldsamkeit gegen die Verehrer Luthers und Calvins. Ferdinand wünschte, die Katholiken und Protestanten wieder vereinigen zu können. Der Informator seines Sohnes Maximilians II war lutherisch gesinnt. Maximilian hatte einen heimlichen Lutheraner zum Hofprediger. Da er von seinen Ständen manche Geldunterstützung forderte, so mußte er sich auch in Ansehung ihrer Religionsmeynungen nachgiebig beweisen. Er mußte ihnen (1570) Religionsfreiheit versichern, und ein Consistorium bewilligen. Seine Duldsamkeit ermunterte die protestantischen Reichsfürsten in Niedersachsen und Westphalen,

sich

sich immer mehr Stifter zuzueignen. Die lutherischen Bischöfe und Domherren fiengen an, sich zu verheyrathen. Aber mit Maximilians II Tode (1576) hörte dieser für die Protestanten glückliche Zeitraum auf.

Rudolf II, der schon bey dem Leben seines Vaters römischer König war, der sich mehr mit der Sternkunde, als mit den Regierungsangelegenheiten, beschäftigte, folgte, in Spanien von Jesuiten erzogen, zu blindlings jesuitischen Rathgebern. Für die Jesuiten hatte sich schon der bekannte Kurfürst Albrecht von Mainz, Tschels Principal, günstig erklärt. Aber in keinem deutschen Lande fanden sie früher eine freundschaftlichere Aufnahme, als in Bayern, wo man ihnen zu Ingolstadt und zu München herrliche Stiftungen widmete. Seit Rudolfs II Regierung gelangten sie auch in Wien zu einem vorzüglich großen Einflusse. Nun werden die protestantischen Geistlichen und Schullehrer aus Wien verbannt. Nun verlohren auch die übrigen Oestreicher die ihnen von Maximilian II ertheilte Religionsfreiheit. Man schaffte die protestantischen Bücher aus

P 2 dem

dem Lande, und machte alle Anstalten, um eine Gegenreformation durchzuführen. Die Einwohner einer Stadt wurden auf dem Rathhause so lange eingesperrt, bis sie die Rückkehr zum katholischen Glauben schriftlich versicherten, bis sie sich zur Ohrenbeicht stellten, und das Sacrament empfingen. Diejenigen, die den lutherschen Grundsätzen standhaft treu blieben, mußten in Zeit von 3 Monathen ihr Vaterland, ihr väterliches Haus, verlassen. Dieses harte Verfahren bewirkte Widerseßlichkeit, bewirkte Empörungen, und eben diese wurden als ein gerechter Vorwand angesehen, die evangelische Religion in Oestreich mit Gewalt auszurotten, und die Pfarrerstellen mit katholischen Geistlichen zu besetzen. Ein ähnliches Schicksal hatten die Protestanten in Salzburg, Wirzburg, Baden, Aachen, und in andern deutschen Ländern.

Die schlauen Jesuiten, die Urheber dieser Religionsverfolgungen, benutzten, als einen gerechtfertigenden Vorwand zu denselben, die zwischen den protestantischen Deutschen ausgebrochene Uneinigkeit. Der Tod

des eben so sanftmüthigen als einsichtsvollen Melancthon's war Ursache, daß seine Schüler sich nun nicht mehr scheuten, über die Gränzen des bescheidenen Lehrers hinauszufragen *) Calvin's Thätigkeit zeigte sich jetzt immer auffallender, vornehmlich in den Rheinländern. Luthers Haß gegen die Anhänger desselben war auf seine Religionsgenossen so vollkommen übergegangen, daß Lutheraner und Katholiken einander weniger zu verabscheuen schienen, als Lutheraner und Reformirte. Die Zänkereyen der letztern wurden schon zur Zeit Karls V sehr lebhaft. Ihre Lebhaftigkeit vermehrte besonders der jenaische Professor Mathias Flacius Illyricus, der, als er in einem (1557) zu Worms gehaltenen Religionsgespräche zwischen den Katholiken und Protestanten, Melancthon's Neigung, den calvinischen Grundsätzen sich anzuschmiegen merkte, einen gewaltigen Lärm ansteng. Vergebens ermahnten die weltlichen Räte der Fürsten die Theologen zur Einigkeit. Diese erklärten diejenigen, die mit Luthers Grundsätzen

*) Theil X. S. 61.

nicht ganz genau übereinstimmten, geradezu für Ketzer. Den katholischen Theologen verursachte die Uneinigkeit unter den Protestanten die innigste Freude. Wie froh waren sie nicht, einen Vorwand zu finden, das ihnen so verhaßte wormsische Religionsgespräch mit den Protestanten abzubringen! Jede Parthey schob nun die Schuld auf die andre.

Der Hauptsitz der eifrigen Lutheraner wurde die neue Universität zu Jena, die der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, während seiner Gefangenschaft, von seinen Eöhnen stiften ließ, um den Verlust der hohen Schule zu Wittenberg zu ersetzen. Man nahm zu Jena alle diejenigen, die, mit den Meinungen Melancthons und seiner Anhänger unzufrieden, Wittenberg verlassen hatten, mit offenen Armen auf. Doch selbst zu Jena entstanden bald zwey Partheyen, die ihre Bänkereyen mit solcher Hitze betrieben, daß der Herzog Johann Friedrich (1559) sich bewogen fand, einige hundert Mann Kriegersleute dahin zu schicken, um zwey von den streitsüchtigsten Professoren auf die Leuchtenburg bringen zu lassen. Da
das

das augsbургische Glaubensbekenntniß das vornehmste symbolische Buch der Lutheraner ausmachte, so schien das wirksamste Mittel, die Streitigkeiten unter den Protestanten zu schlichten, eine neue, feyerliche Unterzeichnung desselben. Man veranstaltete in dieser Absicht den Convent zu Naumburg (1561). Hier wollten aber diejenigen, die Calvins Grundsätze angenommen hatten, nicht unterschreiben, und der Convent diente also bloß dazu, um den Unterschied zwischen den Calvinisten und den Lutheranern noch auffallender zu machen.

In keinem deutschen Lande aber zankten sich die Theologen mit größrer Erbitterung, als in Sachsen, dem Vaterlande der Reformation. Der Herzog Johann Friedrich der Mittlere, hatte diese Händel in politischer Absicht zu benutzen gesucht. Er hatte seinem Vetter, dem Kurfürsten August von Sachsen, dem Vollzieher der gegen ihn erklärten Reichsacht, die Absicht, die evangelische Religion auszurotten, Schuld gegeben. Der politische Haß verbarg sich nun auch hier, so wie schon oft, unter der Maske des Res
lt

litionseifers. Die meißnischen und thüringischen Theologen zankten sich schon wegen der verschiedenen politischen Interesse ihrer Landesherren. Seitdem Johann Friedrich sich im Verhafte befand, fehlte es den thüringischen Theologen an einer kraftvollen Unterstützung. Sein Bruder, der Herzog Johann Wilhelm, und der Kurfürst August, wurden vielmehr mit einander einig, das Ende der Zänkereyen ihrer Theologen durch ernsthafte Anstalten zu befördern. Einige von ihren Råthen, die deswegen (1568 Jan.) zu Weimar eine Zusammenkunft hielten, setzten gemeinschaftlich fest, daß jeder Theil 6 Theologen, nebst 3 weltlichen Råthen und 1 Notarius, zu einem Convente abschicken möchte. Zum Orte dieses Conventes wurde die Stadt Altenburg bestimmt. Der Herzog Johann Wilhelm wohnte demselben (im Oct.) in eigner Person bey. Er ermahnte die versammelten Theologen, bey ihrer Unterredung hauptsächlich auf die Ehre Gottes und der Wahrheit Rücksicht zu nehmen, und von allem Ausbruche der Leidenschaft sich entfernt zu halten. Dieß war jedoch den eifrigen Theologen unmöglich.

Die

Die thüringischen zählten die Irthümer ihrer meißnischen Amtsbrüder in einem langen Aufsatze her, dessen Vorlesung acht Stunden dauerte. Ueber einen einzigen Ausdruck in dem Artikel von der Rechtfertigung wurde 5 Monathe lang disputirt. Die bittern Vorwürfe der thüringischen Theologen waren den meißnischen zuletzt so unerträglich, daß sie sich, aller Protestationen jener ungeachtet (1569 März) von Altenburg entfernten. So endigte sich dieses Religionsgespräche, welches für ganz Deutschland ein Gegenstand der gespanntesten Aufmerksamkeit gewesen war. Man schimpfte jetzt nun noch weit lebhafter auf einander.

Eine neue Veranlassung zu Zänkereyen gab ein (1571) zu Wittenberg herausgekommener Katechismus, der einen Professor dieser hohen Schule, den D. Pelkel, zum Verfasser hatte. Dieser gieng, zum großen Aerger der jenaischen und niedersächsischen Theologen, in der Lehre vom Abendmahle, von Luthers Grundsätzen merklich ab. Verschiedene von den berühmtesten Theologen der lutherschen Parthey, traten öffentlich

ge

gegen denselben auf. Von andern protestantischen Höfen kamen Schreiben an den Kurfürsten, in welchen man es beklagte, daß Luthers Stuhl durch calvinische Lehrer entweiht würde. Der Kurfürst befand sich in einer um so größern Verlegenheit, je mehr seine eignen Theologen auf Sectirer, Convente und Vereinigungsschriften schimpften. Er ließ endlich die vornehmsten Theologen seines Landes nach Wittenberg zusammenkommen, um sich gegen die Beschuldigungen des heimlichen Calvinismus sverlich zu rechtfertigen, um ihr Glaubensbekenntniß in Ansehung der Lehre vom Abendmahle genau und bestimmt anzugeben. Man nannte ihre Versammlung den dresdenschen Consens. Da jedoch die wittenbergischen Theologen die Leitung des ganzen Geschäftes in ihrer Gewalt hatten, so entfernte sich das dresdensche Glaubensbekenntniß von den wittenbergischen Grundsätzen nur sehr wenig. Die eifrigen Lutheraner lernten jetzt weit mehr, als jemahls. Dem Kurfürsten war es so unangenehm, für keinen echten Lutheraner gehalten zu werden, daß er recht viel darinn gegeben hätte, wenn die Verhandlungen des
dres:

dresdenschen Consenses nicht gedruckt worden wären; daß er den neuen Katechismus, und andre mit demselben übereinstimmende Bücher sverlich verboth; daß er es den wittenbergischen Theologen zur Pflicht machte, von dem Verdachte des heimlichen Calvinismus sich vor dem Publikum zu reinigen. Aber von der Nothwendigkeit, diese Pflicht zu erfüllen, befreute sie der an Augusts Hofe vielgestendte Leibarzt D. Peucer, ein heimlicher Gönner der Calvinisten.

Doch August wurde endlich seine Täuschung gewahr. Peucer war der vornehmste Urheber des Buches Eregesis, welches alles dasjenige, was seit einiger Zeit gegen die Wittenberger geschrieben worden war, widerslegen, und ihre Grundsätze rechtfertigen sollte. Ungeachtet das Werk, um seinen Geburthsort zu verbergen, eine völlig ausländische Gestalt hatte; ungeachtet Papler, Lettern, Format nach französischer Sitte eingerichtet war, so wurde es doch bekannt, daß das Buch (1574) zu Wittenberg gedruckt worden war. Der Kurfürst August ärgerte sich nicht wenig über die Kühnheit,
daß

daß man es in seinem Lande, auf seiner hohen Schule, unter seinen Augen, gewagt hatte, die calvinischen Meinungen auszubreiten. Aber er ärgerte sich noch mehr, als die genaue Untersuchung, die er wegen dieses Buches zu Wittenberg anstellen ließ, ihm eben die Männer, denen er bisher das größte Zutrauen geschenkt hatte, als die vornehmsten Beförderer des Calvinismus bekannt machte. Der kaiserlich aufgebrachte Kurfürst beschloß jetzt die strenge Ausrottung der heimlichen Calvinisten. Um seine Absicht desto nachdrücklicher auszuführen, berief er seine Landstände nach Torgau zusammen, trug er 16 ihm unverdächtigen Theologen eine sorgfältige Untersuchung dieser Sache an. Aber auch diese stimmten in ihren Grundsätzen nicht mit einander überein; auch diese weigerten sich zum Theil, manchen von den Artikeln, die man ihnen vorlegte, zu unterschreiben. Der Kurfürst ließ sie daher in Verhaft nehmen, und auf die Pleißenburg zu Leipzig bringen. Sie bekamen hernach ihren Abschied, und den Befehl, das Land zu verlassen. Dieses Schicksal traf noch mehrere heimliche Calvinisten, und der eifrige

eifrige Kurfürst ließ nicht eher nach, als bis (1575) alle Professoren zu Leipzig und Wittenberg, als bis alle Pfarrer seines Landes, die torgauer Artikel unterschrieben hatten. Peucer, der vornehmste Beförderer des heimlichen Calvinismus, mußte 12 Jahre im Gefängnisse büßen.

Dieser strengen Maßregeln ungeachtet, gab es in Kursachsen doch noch immer heimliche Calvinisten, und die neuen Professoren zu Wittenberg dachten nicht weniger calvinisch, als ihre Vorgänger. Der Kurfürst und seine Rathgeber hielten es unter diesen Umständen für das wirksamste Auskunftsmittel, ein neues symbolisches Buch verfassen und unterschreiben zu lassen. Sie übertrugen die Ausarbeitung desselben einer Gesellschaft von zwölf Theologen, die sie (1576 Febr.) auf dem Schlosse Lichtenburg an der Elbe versammelten. Es ließen aber damals noch mehrere deutsche Fürsten solche Glaubensbücher, welche die Einigkeit der evangelischen Kirche wieder herstellen sollten, oder solche Concordienformeln, verfertigen. Dieß geschah vornehmlich in Württemberg, unter

unter der Leitung des D. Andrea, eines der berühmtesten Theologen dieser Zeit. Diesen bath sich nun der Kurfürst August von dem Herzoge aus. Seine und die sächsische Concordienformel sollten in ein Ganzes zusammengeschmolzen werden. Man trug diese Arbeit einer Gesellschaft von 18 Theologen auf, die man (1576 März) auf dem Schlosse Hartenfels bey Torgau versammelte. Ihre Arbeit brachte das torgauische Glaubensbuch hervor, welches bey Fürsten und Theologen großen Beyfall fand, welches vornehmlich in Brandenburg, Wolfenbüttel, Hessen und Mecklenburg, sehr gut aufgenommen wurde. Es war indessen doch der Gegenstand von vielen Bedenken und Prüfungen. Die Untersuchung derselben übertrug der Kurfürst drey der angesehensten Theologen, den Doctoren Chemnitz, Andrea und Selnecker, die (1577 März) im Kloster Berge bey Magdeburg, in Verbindung mit noch einigen andern Geistlichen, die der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog von Mecklenburg schickten, eine neue Concordienformel ausarbeiteten, die von der torgauischen nur in Worten und Ausdrücken

vers

verschieden war. Die meisten Veränderungen rührten vom D. Andrea her, der, zum Bedruffe der übrigen, sein Ansehen am meisten geltend zu machen sich bemühte. Man wußte indessen das neue Glaubensbuch als so vortreflich und nothwendig zu schildern, daß Fürsten und Theologen es in großer Anzahl unterschrieben, daß in Ober- und Niedersachsen nur sehr wenige der Unterzeichnung sich entzogen. Aber in Kurpfalz, Hessen, Anhalt, Holftein, Nürnberg und Zweibrücken, erklärte man es für nachtheilig oder gar schädlich, ein neues Glaubensbuch zu unterschreiben. Dagegen erhob es der Kurfürst August (1579) zum Landesgesetze; auch nahmen es Pfalz und Brandenburg noch an. Es wurde von 22 Fürsten, eben so viel Grafen, 4 Freyherrn, 35 Städten, ingleichen von 8000 Geistlichen und Schul Lehrern, unterzeichnet. Man ließ es (1580) mit den drey alten Glaubensbekenntnissen der christlichen Kirche, der augsburgischen Confession und der Apologie derselben, mit den schmalkaldischen Artikeln, und Luthers großem und kleinem Katechismus, zu Dresden zusammen drucken. Dieß war nun das so-

get

genannte Concordienbuch, welches (am 25. Jun.) gerade 50 Jahre nach der Uebergabe der augsburgischen Confession, feyerlich bekannt gemacht wurde. In eben diesem Tage erhielt jeder von den Theilnehmern von dem Kurfürsten August ein schön eingebundenes Exemplar, welches die Fürsten von ihren Geistlichen von neuem unterschreiben ließen, welches auch jeder Geistliche und Schulmeister, ehe er sein Amt antrat, unterschreiben mußte. Dieses Concordienbuch, welches dem Kurfürsten August 100000, und dem Herzog Julius von Braunschweig 40000 Thaler kostete, brachte nur die Wirkung, die man sich von ihm versprochen hatte, so wenig hervor, daß es vielmehr den Unterschied zwischen Lutheranern und Reformirten nur noch merklicher machte. Seit der Concordienformel stritt man sich noch weit lebhafter und erbitterter, als vorher, weil man einen rechtlichen Grund dazu zu haben glaubte. Die Anhänger Calvins und Zwingli's, welche von den Lutheranern Sacramentirer genannt wurden, die sich aber selbst den Namen der Reformirten beylegen, machten das Concordienbuch zum Gegen-

genstande ihres Spottes. Die Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und Pfalz sahen sich dadurch bewogen, sie (1584) in einer besondern Schrift vertheidigen zu lassen, die aber zu nichts diente, als ein neues Gezänke zu veranlassen. Doch selbst in Sachsen, selbst noch unter der Regierung des Kurfürsten August, stand das Concordienbuch in geringer Achtung. Noch tiefer aber sank das Ansehn desselben unter seinem gutmüthigen, aber schwachen Nachfolger, Christian I. Der D. Nicolaus Crell, Christians gewesener Lehrer, dem sein bequemer Zögling die Regierung fast ganz überließ, besetzte allmählig die vornehmsten Aemter am Hofe und im Staate mit Calvinisten. Er erlaubte sich, um dem calvinischen Glauben in Kurhsachsen immer mehr den Weg zu bahnen, sowohl Ueberredung, als Gewalt. Doch als Christian I frühzeitig (1591) starb, ließ der Vormund seines unmündigen Sohnes, der Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, den Canzler Crell sogleich auf den Königsstuhl bringen, ließ er ihn, als er zehn Jahre hernach (1601) die vormundschaftliche Regierung niederlegte, vorher enthaupten.

Eben derselbe rottete auch den Calvinismus in Sachsen mit strengem Eifer aus.

Die reformirte Religion breitete sich indessen, von Wittenberg aus, in dem benachbarten Anhalt, vornehmlich aber am Rhein, und unter andern in der Pfalz, und in Baden, aus. Im letztern Lande war, nach der Laune der Regenten, bald der calvinische, bald der luthersche Glaube, an der Tagesordnung. Da hatten wohl die Katholiken nicht ganz Unrecht, wenn sie den Protestanten wegen ihrer Uneinigkeit Vorwürfe machten.

Nichts aber war für die katholischen Fürsten, und vornehmlich für die Bischöfe, auffallender, als daß ihnen so manches schöne Bisthum durch die Protestanten entzogen wurde, daß ein solches Bisthum wohl gar in die Hände eines weltlichen Fürsten kam. In den augsbургischen Religionsfriede-
den *) war daher, des Widerspruches der evangelischen Stände ungeachtet, als eine
Ent-

*) Theil X, S. 93.

Entscheidung des römischen Königes Ferdinand, eine Stelle eingerückt worden, nach welcher jeder Geistliche, der künftig seine Religion ändern würde, seine geistliche Stelle, und alle mit derselben verbundenen Ehren und Vortheile, verlieren sollte. Man nannte dieß den geistlichen Vorbehalt, und dieß war unstreitig der stärkste Damm, den man der Ausbreitung der Reformation in Ländern, wo sie noch nicht herrschend war, den man der Neigung manches Bischofes, seinen geistlichen Sprengel in einen weltlichen Staat zu verwandeln, entgegen stellen konnte.

Diese Neigung äusserte sich aber immer lebhafter. Besonders gelang es manchem Fürstensohne, ein benachbartes Hochstift unter dem Titel eines Administrators sich anzueignen. Das erste Beyspiel dieser Art ereignete sich in Ansehung des Erzstiftes Magdeburg, und des Hochstiftes Halberstadt. Der Kurfürst Joachim II von Brandenburg, der die Einführung des lutherschen Glaubens in Magdeburg befördern half, brachte es (1551) dahin, daß einer von seinen

Söhne, der Markgraf Siegmund, zum Besitze von Magdeburg und Halberstadt gelangte. Um so leichter wurde es ihm, die brandenburgischen Bisthümer Havelberg und Lebus seinem Hause zuzueignen. Der Nachbar von Brandenburg, der Kurfürst August von Sachsen, behauptete nicht nur seine Landeshoheit über die Stifter Merseburg und Naumburg, die sich derselben so gern zu entziehen wünschten, sondern bestimmte auch, als ihre Bischöfe (1561 und 1564) gestorben waren, die Domcapitel derselben, seinen Sohn Alexander zum Administrator anzunehmen. In der Folge gelangten zwey Söhne des Kurfürsten Christians I zum Besitze von Merseburg und Naumburg. Auf eben diese Art kamen die Stifter Bremen, Verden, Osnabrück und Minden an lüneburgische, und die Bisthümer Schwerin und Rügen an mecklenburgische Prinzen.

In Bisthümern, die auf allen Seiten von protestantischen, und noch dazu von mächtigen Fürsten, umringt waren, fand eine solche Umwandlung keine große Schwierigkeiten. Desto weniger aber gelang sie in

Län:

Ländern, wo die katholische Religion noch die meiste Herrschaft ausübte, wo ein mächtiges Domcapitel seine Wahlrechte nicht aufopfern wollte. Diese Erfahrung machte der Kurfürst Gebhard von Köln. Gebhard, ein geborener Truchseß zu Waldburg, ein Freund der sinnlichen Vergnügungen, fand die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld, eine Stiftdame von Gieresheim, die ihre in Köln verheyrathete Schwester oft besuchte, so äußerst liebenswürdig, daß er nicht eher ruhig war, als bis er sich im Besitze ihrer vertrautesten Liebe sah. Gebhard, der das Schloß Poppelsdorf zu seinem Aufenthalte wählte, legte zu Bonn, wo er ihrem Schwager eine Wohnung angewiesen hatte, manchen Besuch bey ihr ab, und wurde eben so oft von ihr besucht. Dieser zärtliche Umgang hatte schon über zwey Jahre gedauert, als das Gerüchte ihn (1582) den Brüdern der Agnes in Thüringen bekannt machte. Diese, die es für einen großen Schimpf ihrer alten und edlen Familie hielten, daß ein Fräulein aus demselben eine Maitresse abgeben sollte, reiseten sogleich zum Kurfürsten, und droheten ihm und sei-

ner

ner Schwester mit dem Tode, wenn er diese Schande durch eine eheliche Verbindung nicht wieder auslöschte würde. In der Bestürzung machte sich Gebhard feyerlich verbindlich, seiner geistlichen Würde zu entsagen, und die Agnes sich antrauen zu lassen. Doch eben hatte ein Markgraf von Brandenburg, der den Administrator des Erzstiftes Magdeburg vorstellte, sich vermählt, und die Verwaltung seines Erzstiftes dennoch benbehalten. Wenn nun Gebhard diesem Beyspiele folgte, wenn er Erzbischof von Eöln blieb, und seine schöne Agnes dennoch heyrathete, wenn er das Erzstift nur auf seine Lebenszeit behalten wollte — wer konnte da mit Recht etwas dagegen einzuwenden haben? In der Hauptstadt Eöln hatte schon ein großer Theil der Einwohner sich so bestimmt für den reformirten Glauben erklärt, daß er auf die freye Ausübung desselben drang. In den übrigen Städten, und unter den Edelleuten des Erzstiftes, gab es auch schon viele Protestanten. Allein das Domcapitel zu Eöln fühlte sich so wenig geneigt, sein Oberhaupt protestantisch werden zu lassen, daß Gebhard von der

der Unmöglichkeit, seinen Plan ohne gewaltsame Mittel durchzusetzen, sich bald überzeugete. Er warb daher neues Kriegsvolk an, um sich des Besizes verschiedener Städte versichern zu können. Nun entstand zwischen ihm und dem Domcapitel eine Fehde. Das Domcapitel hielt sich zum Widerstande um so mehr berechtigt, weil der Pabst, dem Gebhard seine Absicht ganz offenerzig zu erkennen gegeben hatte, ihn für unfähig erklärte, sein hohes Amt fernhin zu verwalten. Man stellte ihm, in der Person des bayrischen Prinzen Ernst, einen neuen Erzbischof entgegen, der, hauptsächlich durch spanische Truppen aus den Niederlanden unterstützt, seine Bemühungen, das Erzstift Eöln mit Gewalt zu behaupten, ganz vereitelte. Gebhard mußte (1584) seine Zuflucht bey dem Prinzen von Oranien suchen. Als dieser seinen Wunsch, ihm ein Heer zu geben, nicht befriedigen konnte, mußte Agnes nach England reisen, um einen Versuch zu machen, ob sie die Königin Elisabeth zur nachdrücklichen Theilnahme an seinem Schicksale bestimmen könnte. Ihre nächstlichen Conferenzen mit dem Grafen von

Esfer wurden aber der Königin so bedenklich, daß Agnes von ihr den Befehl erhielt, England plötzlich zu verlassen. Sie kehrte nun zu ihrem Gemahle, nach dem Haag, zurück, und da man ihres Besuches endlich auch hier überdrüssig wurde, so begab sie sich mit ihrem Gemahle nach Straßburg, wo letzterer die Stelle eines Domdechanten bekleidete.

In Straßburg half Gebhard die evangelische Parthey des Domcapitels verstärken. Diese wählte (1592) als der bisherige Bischof gestorben war, den Markgrafen Georg von Brandenburg, den zweiten Sohn des Administrators zu Magdeburg, einen Prinzen von 15 Jahren, zum Bischof. Die katholischen Domherren gaben dem lothringischen Prinzen Karl, der schon Cardinal und Bischof von Metz war, ihre Stimmen. Nun entstand zwischen den beyden Bischöfen eine Fehde; die sich nach zwölf Jahren (1604) durch einen Vergleich endigte. Der Markgraf überließ dem Prinzen von Lothringen das Hochstift, und empfing dafür die Summe von 130000 Goldgulden.

Im

Im westlichen und südlichen Deutschland wollte man also durchaus keine protestantischen Bischöfe aufkommen lassen, und wenn ihnen die katholische Parthey im nördlichen Deutschland nicht kraftvoll genug entgegen arbeiten konnte, so suchte man ihnen doch ihre Stimmrechte in der Reichsversammlung streitig zu machen. Die Unterhandlungen, die die protestantischen Stände mit den katholischen bewegen pflogen, waren verzögert. Der Erzbischof von Salzburg wollte (1594) den Gesandten des Administrators von Magdeburg durchaus nicht neben sich sitzen lassen, und als dieser seinen Platz standhaft behauptete, stand der Erzbischof eiligst auf, ermahnte er den Bischof von Würzburg, ihm zu folgen, und forderte er mit großer Hefigkeit auch die übrigen katholischen Reichsstände auf, ihre Sitze zu verlassen. Auch leisteten sie alle seiner Aufforderung Gnüge. An dieselben schlossen sich sogar einige protestantische Fürsten an. Genug, die katholischen Reichsstände setzten es durch, daß die protestantischen Bischöfe und Stiftsadministratoren ihre Stimmrechte nicht ausüben durften.

Die

Die Katholiken und die Protestanten, die ihre Erbitterung gegen einander immer weiter trieben, waren indessen wegen des Kalenders in einen neuen Streit gerathen. Julius Cäsar hatte doch in seinem neuen Kalender festgesetzt, daß alle 4 Jahre ein Schalttag Statt finden sollte. Da jedoch das Jahr nur aus 5 Stunden und noch nicht völlig 49 Minuten über 365 Tage besteht, so schaltet man alle 4 Jahre über 44 Minuten, und folglich beynahe drey Viertelfstunden, zu viel ein. Dieß macht in hundert Jahren gegen 20 Stunden aus. Man muß daher von einer Zeit zur andern einen Schalttag auslassen. Dieß war aber seit dem Mittelalter so wenig beobachtet worden, daß man um diese Zeit zehn Tage zu viel im Kalender hatte. Der damalige Pabst Gregor XIII hielt sich dadurch berechtigt, in seinem neuen Kalender (1581) zwischen dem 5ten und 15ten October 10 Tage auszulassen. Von der Nothwendigkeit dieser Auslassung waren aber selbst manche Gelehrte so wenig überzeugt, daß sie den neuen Kalender für ein Narrenwerk erklärten. Sodenn mißfiel auch die Art, wie

wie der Pabst seinem neuen Kalender Eingang zu verschaffen suchte. Da von der Berichtigung des Kalenders die Bestimmung des Osterfestes und anderer Feiertage abhieng, so betrachtete man denselben als eine Angelegenheit der Kirche, und der Pabst glaubte daher das Recht zu haben, in der Einführungsbulle, die er dem Kaiser Rudolf II (1582) auf dem Reichstage übergeben ließ, nicht nur allen Geistlichen, sondern auch allen weltlichen Regenten, und unter andern auch dem deutschen Reichsoberhaupte, die Annahme seines Kalenders mit so stolzer Zuversicht anzubefehlen, daß er jedem, der an der Nichtigkeit desselben zu zweifeln sich unterstehen würde, mit dem Fluche drohete. Der Kaiser nahm nun zwar den verbesserten Kalender vorläufig an; er erklärte jedoch gegen den päpstlichen Legaten, daß er, wegen der allgemeinen Einführung desselben, sich erstlich mit den Fürsten berathschlagen müsse. Er verlangte auch deswegen von dem Kurfürsten von Sachsen sein Bedenken. Dieser fragte den Landgrafen Wilhelm V von Hessencassel, einen großen Verehrer der Sternkunde, um Rath. Dieser widerrieth die

die Annahme des gregorianischen Kalenders aus dem Grunde, weil ihn der Pabst auf eine so geistliche Art einführen wollte. Nun weigerte sich auch jeder von den übrigen protestantischen Fürsten, den neuen Kalender anzunehmen, und diese blieben daher überall dem alten Kalender treu. Der Unterschied des Kalenders brachte aber öfters verdrüssliche Handel hervor. Wenn z. B. bei einem Geldwechsel der alte oder neue Strich nicht ausdrücklich bemerkt war, wenn der Anfang einer Messe oder eines Jahrmekes auf einen bestimmten Festtag fiel, so konnte dieß gar leicht zu Mißverständnissen die Veranlassung geben. Noch bedeutender aber war die Sache, wenn in Einer Stadt zweyerley Religionsverwandte wohnten. Wenn die Katholiken Oßern feyerten, so wollten die protestantischen Metzger und Bäcker ihr Handwerk nicht ruhen lassen, und kam nun 10 Tage später das Fest der Protestanten, so schlachteten und baken die Katholiken immer fort. Noch mehr Unbequemlichkeiten verursachte das Gegentheil. Denn noch währte es 120 Jahre, ehe die Protestanten sich entschlossen, ihren Kalender mit

mit dem katholischen in Uebereinstimmung zu bringen.

Die Katholiken drückten aber die Protestanten zu oft und zu fühlbar, als daß diese nicht alle Gelegenheit zu Verährungspuncten mit denselben hätten vermeiden sollen. In der Reichsstadt Aachen hatten sich viele reformirte Bürger aus Antwerpen niedergelassen, und man hatte diesen vermögenden Leuten nicht nur freye Religionsübung, sondern auch das Recht, in den Stadtrath zu kommen, zugestanden. Durch einen Ausspruch des Reichshofrathes wurde ihnen aber (1593) beides abgesprochen. In der schwäbischen Reichsstadt Donauwerth wollte der protestantische Stadtrath den Katholiken keinen feyerlichen Umgang gestatten. Als dieser demungeachtet erfolgte, und die darüber aufgebrachte gemeine Bürgerschaft an denen, die daran Antheil nahmen, sich vergriß, wurde die Stadt von dem Kaiser in die Acht erklärt, und von dem Herzoge von Bayern, der sich auf diesen Fall schon im voraus gerüßet hatte (1607) zur Unterwürfigkeit gezwungen. Wegen der auf die

die Belagerung gewendeten Kosten blieb er im Besitze derselben, und die bisherige Reichsstadt Donauwerth sank zur bayrischen Landstadt herab.

Die Erbitterung zwischen den beyden Religionspartheyen wurde auch durch den jülichischen Erbfolgestreit vermehrt. Der letzte Herzog von Jülich, Johann Wilhelm, auf dessen Tod so manche mit Sehnsucht gewartet hatten, starb endlich (1609 im März). Auf die Herzogthümer Jülich, Cleve und Berg, und auf die Grafschaften Mark, Ravensberg und Ravensstein, die er im Besitze gehabt hatte, machten nun viele deutschen Fürstenhäuser Ansprüche. Unter diesen befanden sich auch die Kurfürsten und Herzoge von Sachsen. Allein der Kurfürst Johann Siegmund von Brandenburg, und der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, kamen allen andern in der Besetzung der erledigten Länder zuvor. Da die andern Fürsten, denen gleichfalls ein Erbrecht zustand, den Kaiser um seine Unterstützung bathen, so gab derselbe dem Erzherzoge Leopold den Auftrag, die streitigen Länder,

bis

bis zur Entscheidung der Sache, zu besetzen. Dieser bemächtigte sich auch der Festung Jülich, aus welcher er aber (1610 Sept.) durch französische und holländische Hülfstruppen wieder herausgetrieben wurde. Um die Einigkeit zwischen den beyden im Besitze sich befindenden Fürstenhäusern noch mehr zu befestigen, sollte die Tochter des Kurfürsten von Brandenburg den Sohn des Pfalzgrafen, den Prinzen Wolfgang Wilhelm, zum Gemahle bekommen. Allein der Kurfürst wurde mit seinem künftigen Schwiegersohne zu Cleve über der Tafel so uneinig, daß er ihm eine Maulschelle gab. Dieser wollte hierauf nichts mehr mit ihm zu thun haben. Er wendete sich vielmehr an den Hof des Herzogs Maximilian von Bayern, und heyrathete (1613) dessen Schwester. Er machte (so schrieb er an seinen Vater) einen Versuch, dem Herzoge für die protestantische Religion Neigung einzufößen; aber dieser fiel so wenig glücklich aus, daß ihn derselbe vielmehr für den katholischen Glauben gewann. Dieß verschaffte ihm den Beystand der katholischen Parthey, und vornehmlich auch des Königes von Spanien. Aber seine

Mei

Religionsänderung hatte auch auf seine Unterthanen Einfluß. Da sein Vater, Philipp Ludwig, bald darauf (1614) starb, so machte er sogleich Anstalten, die katholische Religion in seinem Lande wieder einzuführen. Des Pfalzgrafen Gegner, der Kurfürst Johann Siegmund, nahm aus Achtung für die Holländer, deren Beystand er in der jätischen Sache zu haben wünschte, die reformirte Religion an. Solche Folgen hatte eine Maultschelle!

Das Mißtrauen, welches die bisher erzählten Ereignisse bey den Protestanten erregten, war Ursache, daß sie zu Halle in Schwaben (1610 Febr.) ein Vertheidigungsbündniß schlossen. An diesem nahmen jedoch verschiedene lutherische Fürsten, aus Abneigung gegen alle Gemeinschaft mit den Reformirten, keinen Antheil. Die Mitglieder dieses Bundes, die sich die unirten Stände nannten, gehörten meistens zu den Fürsten des westlichen Deutschlands. Ihr Oberhaupt war der Kurfürst Friedrich V von der Pfalz. Dieser Union der Protestanten setzten die katholischen Reichsstände,

die

die 3 geistlichen Kurfürsten, an welche sich die Bischöfe und Aebte angeschlossen (1610 Oct.) eine Liga entgegen, zu deren Oberhaupt Friedrichs Vetter, der Herzog Maximilian von Bayern, erwählt wurde. Diese beyden Verbindungen griffen nun einander bald mit Worten, mit Vorwürfen und Verschuldigungen, an, und es gab keine so schlimme Absicht, die sie sich nicht wechselseitig schuld gaben.

Diesen Verbindungen, und dem daraus erwachsenden Partheygeist entgegen zu arbeiten, hatte der damalige Kaiser Rudolf II viel zu wenig Regentensorgfalt und Ansehn. Dieß benutzte sein älterer Bruder Matthias, die Stände von Ungern, Böhmen und Mähren zu bereben, ihn, als das Oberhaupt des östreichischen Fürstenhauses, wofür ihn (1606) die übrigen östreichischen Fürsten, wegen der Gemüthschwachheit des Kaisers, erklärt hatten, zu ihrem Oberherrn anzunehmen. Sie versahen ihn mit einem Heere von 25000 Mann, und nun mußten auch die Bewohner Mährens ihn als ihren künftigen König anerkennen. Dem Rudolf blieb jetzt

nichts, als Böhmen und Tyrol, übrig. Doch auch dieses ließ ihm sein Bruder nicht. Er nöthigte ihn vielmehr (1610) zu einem Vergleiche, nach welchem ihm Rudolf, den er übrigens für den Kaiser, und das Haupt des östreichischen Hauses anerkannte, Ungern, Oestreich und Mähren, für die jährliche Abgabe von 2000 Eimer Wein, und 100000 Gulden an Geld, abtreten mußte. Ein Jahr hernach (1611) preßte er ihm auch Böhmen ab. Dafür sollte er jährlich 300000 Gulden bekommen. Aber Verdruß und Kummer führten Rudolfs II Lebensende (1612 Jan.) bald genug herbey. Auf die Beschleunigung desselben wirkte die Warnung des berühmten Tycho de Brahe, daß er sich vor den Nachstellungen der Verwandten in Acht nehmen sollte.

Matthias hatte sein Glück vorzüglich der Unterstützung der Protestanten in den östreichischen Erbländern zu danken. Diese benutzten die Handel zwischen ihm und seinem Bruder, um ihre Religionsfreyheit zu erzwingen. Als Rudolf II, dieser Handel wegen, die böhmischen Landstände (1605)

ver:

versammelte, erklärten dieselben standhaft, daß sie sich durchaus auf nichts eher einzulassen würden, als bis ihnen der Kaiser ihre freye Religionsübung zugestanden hätte. Da man ihnen nun diese abschlug, hielten sie (1609) Versammlungen, wählten sie ein Collegium von 30 Directoren, und warben sie Kriegsvolk an. Nun gab selbst der Erzbischof von Prag dem Kaiser Rudolf den Rath, ihrem Verlangen nachzugeben, und ihnen freye Religionsübung zu gestatten. Der Kaiser ertheilte ihnen auch dieselbe vermittelt einer schriftlichen Versicherung, die, wegen des an ihr hängenden großen Siegels, der Majestätsbrief genannt wurde. Durch diese Versicherung, die man den Privilegien des Reichs einverleibte, erhielten die böhmischen Protestanten das Recht, sich mit Kirchen und Schulen, und einem eignen Consistorium, zu versehen. Man überließ ihnen sogar die hohe Schule zu Prag. Eben solche Rechte wurden auch den Schlesiern zu Theil.

Die Oestreicher setzten ihr Vertrauen auf den Matthias, der ihnen deswegen mit

N 2 schd;

Schönen Hoffnungen geschmeichelt hatte. Als dieser sich jedoch in der Regierung der Erbländer befestigt sah, ließ er sich durch die eifrigen Vorstellungen des päpstlichen Nuntius, und des Bischofs von Wien, Melchior Klesel, die ihm die Nachgiebigkeit in diesem Punkte als eine Gewissenssache darstellten, bewegen, den Oestreichern die Erfüllung ihres Verlangens zu verweigern. Diese hatten jedoch schon ihr Kriegsvolk in Bereitschaft, und da sie ihm nicht eher huldigen wollten, so mußte er (1609 März) endlich nachgeben. Herren und Edle sollten nun in ihren Schlössern, Dörfern und Festungen freye Religionsübung genießen, in den Städten aber nur auf Privathäuser eingeschränkt seyn. In den Städten sollten die Protestanten berechtigt seyn, zu den Rathsherren: und andern Stellen gewählt zu werden. Aber Matthias, der diese Duldsamkeit nur gezwungen bewies, folgte als Kaiser zu sehr dem Bischof Klesel, den er zum Director seines geheimen Raths ernannt hatte. Daher wurde (1614) die Reichsstadt Aachen, wegen eines Aufstahs ihrer protestantischen Einwohner, welche die

Jes

Jesuiten fortjagten, in die Acht erklärt, und der spanische General Spinola rückte in das sogenannte Reich von Aachen mit 20000 Mann ein. So näherte sich allmählig der schreckliche dreyßigjährige Krieg, der, gleichfalls eine Folge der Reformation, zu den wichtigsten Begebenheiten unseres Erdtheiles gehört. An diesem Kriege nahmen die ersten Mächte von Europa, Frankreich, Spanien, Oestreich, England, nahmen die vereinigten Niederlande, Dänemark und Schweden, einen mehr oder weniger lebhaften Antheil. Doch auch die übrigen Staaten, als Portugal, Italien, Polen und Ungern theilten das Gefühl seines Einflusses.

Drey und'zwanzigstes Kapitel.

Philipp III von Spanien, nebst Lerma und Calderona. Stülfsend von Antwerpen. Oldenbarneveld. Moriz von Oranien. Arminius und Gomar. Die Holländer setzen sich auf den sundischen und moluckischen Inseln fest; auch verdrängen sie die Portugiesen aus China und Japan. Geschichte dieser Staaten. Die Moriscos werden aus Spanien vertrieben. Pulver- und Schwärzung unter Jacob I. Commerz, Jacobs Liebling.

Spanien und die vereinigten Niederlande treten schon unter denen auf, die bey den Vorspielen des dreyßigjährigen Krieges sich thätig zeigten. Veyde mischten sich in den jüdischen Erbsreit, und die Spanier volls

zogen das Urtheil gegen Nachen. Ihr König, Philipp III, bey dem Tode seines Vaters, Philipps II, *) erst zwanzig Jahre alt, und in der Grammatik besser, als in der Politik, unterrichtet, fühlte so wenig Regierungseifer in sich, daß er die Leitung der Geschäfte seinem ersten Ministler, dem Herzoge von Lerma, ganz überließ. Don Francisco de Roxas, de Sandoval, Marquis von Denia, und hernach Herzog von Lerma, schaffte Philipps II Art der Staatsverwaltung, der an der Spitze eines Staatsrathes selbst regierte, zum Vergnügen seines Monarchen ab, und übernahm die Geschäfte ganz allein. Eigentlich war er aber nicht derjenige, der das Ruder der Regierung in den Händen hatte, sondern sein Günstling D. Rodrigo de Calderona, der Sohn eines armen Soldaten von Antwerpen, erst sein Page oder Bedienter, und hernach ein Graf, ein Ministergehilfe, der jährlich 100000 Kronenthaler Einkünfte zog. Dieser Calderona, ein stolzer, höchst anmaßlicher, die Gunst des

*) Theil X. S. 390.

allgewaltigen Verma mißbrauchender Mensch, war an der schlechten Staatswirthschaft, die dem Geldmangel durch die verwerflichsten Mittel abzuhelpen suchte, hauptsächlich Ursache. Um in Ansehung der neuern Steuern, mit welchen man das Volk drückte, weniger Widerspruch zu erfahren, lud man (seit 1652) die beiden ersten Classen der Reichsstände, die Bischöfe und die weltlichen Herren, nur selten, nur in ganz außerordentlichen Fällen, zu einer Reichsversammlung, ein.

Das Bedürfniß des Geldes machte vornehmlich der Krieg in den Niederlanden recht fühlbar. Der Obergeneral Spinola, ein kluger Feldherr, der in zwey Feldzügen, ohne eine Schlacht zu liefern, aller Gegenbemühungen des Prinzen Moriz ungeachtet, den niederländischen Staat in eine ziemlich große Verlegenheit versetzte, brauchte für seine Armee in jedem Monath 300000 Dublonen, die Verma selbst mit Hülfe der amerikanischen Schätze, nicht aufzubringen vermochte. Die unbezahlten Soldaten wollten ihre Befriedigung durch einen Aufstand erzwingen.

Spinola gab daher seinem Könige den Rath, sich mit dem Besitze der zehn katholischen Provinzen zu begnügen. Verma und Calderona fühlten das Gewicht dieses Rathes auch so gut, daß sie (1607) mit der neuen Republik Unterhandlungen anknüpften *). Die Holländer hatten mehr als eine Ursache, diesen Unterhandlungen ein geneigtes Ohr zu leihen. Ihr Staat war bereits 26 Millionen Gulden schuldig. Daran waren die kostbaren, und doch fruchtlosen, Unternehmungen des Prinzen Moriz hauptsächlich Ursache. Man sehnte sich also nach dem Ende eines Krieges, der einen gar keinen Gewinn bringenden Aufwand verursachte; man sehnte sich nach demselben um so lebhafter, da die vereinigten Niederländer durch den Tod der Elisabeth eine mächtige Stütze verlohren hatten; da Jacob I, der Nachfolger derselben, sie zum Frieden ermahnte; da dieser (1604) mit Spanien Frieden schloß. Die Generalstaaten bequemen sich daher (1607 am 24. April) einen Waffenstillstand mit dem Erzherzogo

Als

*) Theil X, S. 400.

Albrecht, und der Infantin Isabella, einzugehen, der acht Monate dauern sollte. Das erzherzogliche Paar erklärte bey der Gelegenheit die vereinigten Niederlande für einen freyen, unabhängigen Staat, auf welchen es keine Ansprüche hätte. Es machte sich zugleich verbindlich, in Zeit von drey Monaten es dahin zu bringen, daß der König von Spanien in alle Puncte dieses Vertrages, die ihn beträfen, einwilligen möchte. Allein dieser wollte die vereinigten Provinzen nur während der Waffenstillstandszeit für unabhängig anerkennen. Der Pensionär oder Minister der Provinz Holland, Johann Oldenbarneveld, damals der wichtigste Rathgeber der vereinigten Provinzen, zu dessen vornehmsten Wünschen der Friede gehörte, begab sich selbst nach Frankreich, um Heinrich IV zur Uebnahme der Vermittlung zu bereeden. Es glückte ihm auch. Heinrich übertrug diese Vermittlung dem Präsidenten Peter Jeannin, einem Meister in der schlaunen Unterhandlungskunst.

Eine Hauptschwierigkeit der Unterhandlungen machte jetzt der Handel nach Indien aus,

aus, weil die Holländer nun nicht mehr, wie vor zehn Jahren, unter dem Namen der Spanier und Portugiesen, ihre Geschäfte treiben, sondern vielmehr diesen Handel, in dessen Besitze sie sich befestigt hatten, als ihr Eigenthum betrachten wollten. Diesen Punct wollte man ihnen aber, von Seiten Spaniens, durchaus nicht zugestehen. Auch drang man auf die freye Religionsübung der Katholiken. Moritz trug, aus eigennützigen Absichten, wenigstens gar nichts zur Beförderung der Unterhandlungen bey. Desto mehr Thätigkeit aber bewies, von den Gesandten Jacobs I und der deutschen Fürsten unterstützt, Jeannin, der es auch glücklich dahin brachte, daß wenigstens ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Man zog dem förmlichen Frieden einen Stillstand vor, weil derselbe das Schicksal der Niederlande nicht so entscheidend bestimmte, weil man durch denselben zur Veruzung günstiger Ansichten Zeit gewann. Selbst Moritz arbeitete einem bloßen Stillstande weniger entgegen. Man durfte ja während desselben die Kriegsrüstungen gar nicht ruhen lassen. Spanien wollte, zum

zum großen Mißvergnügen der Holländer, alle gar zu bestimmten Erklärungen verweizten. Doch die Besorgniß der Holländer, Moriz möchte bey längerer Fortsetzung des Krieges für ihre Freyhelt gefährlich werden, bewog endlich die Generalstaaten zur Unterzeichnung des Waffenstillstandes von Antwerpen, auf zwölf Jahre (1609 am 9ten April). Die freye Indiensfahrt, die Spanien den Holländern nicht zugestehen wollte, wurde ihnen durch eine geheime Erklärung der vermittelnden Mächte zugesichert. So endigte sich der Krieg zwischen Spanien und den Niederlanden, nachdem er 40 Jahre ununterbrochen fortgedauert hatte.

Spanien verlor durch diesen Krieg sieben Provinzen, die das Geld, welches der ihrer Wiedereroberung wegen geführte Krieg gekostet hatte, freylich nicht werth waren; denn ihr blühender Zustand fieng sich erst von der Zeit an, da sie von der spanischen Monarchie sich losgerissen hatten. Die übrigen zehn Provinzen der Niederlande, die sich damahls unter der Herrschaft des Erzherzogs Albert und der Erzherzogin

Isa:

Isabella befanden, lebten in einem ziemlich glücklichen Zustande. Das liebenswürdige Fürstenpaar, dessen Tugenden selbst ihren Feinden Bewunderung abnötigten, bemüheten sich, von vortreflichen Rathgebern unterstützt, alle Hindernisse des Friedens zu besiegen, alle Folgen des Krieges zu entfernen. Durch ihre Fürsorge wurden in kurzer Zeit auf 300 Kirchen wieder hergestellt, wurde das Land mit neuen Einwohnern versehen, Ackerbau und Gewerbestand von neuem belebt. Allein der Handel, und die großen Fabriken, waren von den Spaniern auf immer verschleucht worden. Man hatte, nach der Einnahme von Antwerpen, nicht daran gedacht, die Schelde wieder zu öffnen. Schiffahrt und Handel zogen sich daher nach Holland, nach Amsterdam. Die neue Republik besetzte gleich in den ersten Jahren Vilvoorde, welches den Eingang in die Schelde in ihre Gewalt brachte; auch versäumte sie es nicht, sich noch anderer Städte und Plätze am Meere zu versichern. Als Spanien sein Verschleucht endlich zu spät einfah, wurden seine Bemühungen, den Fehler zu verbessern, durch die Handelsseifersucht

der

der Engländer furchtlos gemacht. Unter den vereinigten Provinzen war jedoch eigentlich Holland diejenige, welche von der Nachlässigkeit Spaniens den größten Vortheil zog. Ihre Bewohner, für welche die Natur Handlung und Schifffahrt zum einzigen Gewerbe bestimmt hatte, wurden bald so wohlhabend, daß sie, bey der Armuth der übrigen Provinzen, den Aufwand des Krieges fast allein bestreiten konnten.

Die Regierung der Provinz Holland, die, wegen ihrer Wichtigkeit, den gesammten vereinigten Niederlanden oft ihren Namen gab, befand sich damals in den Händen des Johann Olden: Barnevelts, ihres Rathspensionärs. Dieser von einem berühmten altadelichem Hause in Oberyssel abstammende, vortrefliche Staatsmann, ehemals Pensionär von Rotterdam, zu vielen Gesandtschaften gebraucht, und sowohl von Heinrich IV, als von der Elisabeth, besonders geachtet; war, als leidenschaftlicher Republikaner, der furchtbarste Gegner des ehrgeizigen Prinzen Moritz, der es sehr bald vergaß, daß er ihm seine Erhebung zur

zur höchsten Würde in dem neuen Freystaate schuldig war. Moritz von Nassau, nachmaliger Prinz von Oranien, der jüngste Sohn aus der zweyten Ehe Wilhelms I, studierte, während der traurigen Lage seiner Familie wenig bekannt, zu Leyden, als ihn Olden: Barneveld, als einen Jüngling von 17 Jahren, den Generalstaaten vorstellte, um ihn mit allen Ehren und Würden seines Vaters bekleiden zu lassen. Er war sein Lehrer, sein Führer. Der mit außerordentlichen Fähigkeiten geborne Prinz übertraf alle Erwartung. Im Unglücke aufgewachsen, wurde er der größte Mann seiner Zeit, der, selbst seinen Vater, wenigstens als Feldherr, verdunkelte, der durch seine Siege und Eroberungen der neuen Republik Festigkeit verlieh, dessen Tapferkeit und Waffenglück alle diejenigen, die als Generale glänzen wollten, zu seiner Armee, als zur ersten Schule der Kriegskunst, hinlockte. Er war der Gegenstand der allgemeinen Achtung und Liebe des Volkes. Auf eben dieselbe aber baute sein feuriger Ehrgeiz den Plan der Oberherrschaft. Nachdem er denselben lange im Verborgenen mit sich herumge:

getragen hatte, entdeckte er ihn zuerst seiner Stiefmutter, Luise von Colligni, einer auferst klugen Frau, deren Tugend und Standhaftigkeit manche Prüfung des Unglücks ausgehalten hatte, die Moritz in seinen wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe zog. Luise machte ihn, mit der beredtesten Sorgfalt, auf das Gefährliche seines Planes aufmerksam, und theilte, als er ihn demungeachtet nicht aufgeben wollte, dem Minister Barneveld mit. Dieser wendete vergeblich alle Mühe an, um ihm die traurigen Folgen, denen ihn die Ausführung dieses Planes aussetzen könnte, recht lebhaft zu schildern. Allein Moritz gieng, nur zum Scheine, von seinem Plane, wieder ab. Er verstellte sich wie bisher, während daß er auf alles, was denselben befördern konnte, aufmerksam blieb. In dieser Rücksicht schienen ihm auch die damaligen Religionszänkereyen der Holländer wichtig.

Die Staaten von Holland hatten die weise Duldsamkeit bewiesen, allen Religionssecten innerhalb ihres Gebietes eine Zursucht zu gestatten. Handelsinteresse war
das

das Band, von welchem sie alle umschlungen wurden. Seit dreißig Jahren (seit 1582) hatte aber Calvins Lehre so viele Anhänger gefunden, daß man sie für die Religion des Staates hatte erklären müssen. Ihre republikanische Form, welche alle Hierarchie verbannte, und auf wenig gottesdienstliches Gepränge sich einschränkte, empfahl sie ganz besonders einem Freystaate. Doch wurden alle übrigen Secten geduldet. Männer, die zu Genf oder auf deutschen Universitäten, studiert hatten, verbreiteten die Grundsätze der Episcopalen, Presbyterianer, Puritaner, Lutheraner u. a. m.

So wenig der Staat, wenigstens im Anfange, auf die verschiedenen Secten aufmerksam zu seyn schien, so bedeutend wurden doch die Händel, die unter zwey Lehrern der Theologie zu Leyden entstanden. Jacob Arminius, von Oudenaarde, ein Zögling mehrerer hohen Schulen, ein feins gestitteter, einnehmender Mann, aufserte sich über verschiedene Grundsätze der Calvinisten, als über die Prädestination, über die Gnade Gottes, über die Erbsünde, und über den
Gallertj Welst. 111 Th. S freyen

freien Willen, so freymüthig, daß er den strengen Reformirten ein papistischer Ketzer schien. Am lebhaftesten widersprach ihm Franz Gomar aus Brügge, der zu Straßburg und Heidelberg studiert hatte; ein finsterner, mürrischer, pedantischer, leidenschaftlicher Disputirer, der seinen Gegner geradezu verdamnte. Ihre Uneinigkeit verbreitete sich auch unter ihren Zuhörern und Schülern. Endlich kam es dahin, daß man einander sowohl in den Hörsälen, als in ihrer Nähe, durchprügelte.

Arminius suchte seine Meynungen durch eine ausführliche Vorstellung an die Generalstaaten, eine sogenannte Remonstracion, zu rechtfertigen. Diese beantworteten die Gomaristen in einer Gegenremonstracion. So entstanden die Partheynahmen der Remonstranten und Contraremonstranten. Leizder nahmen die Generalstaaten, dem Rathe des weisen Varnevelts zuwider, an diesen theologischen Zänkeren einen zu lebhaften Antheil. Arminius starb (1609); aber er hinterließ viele Verehrer. Gegen diese äußerte sich Gomar mit der unbarmherzigsten

sten Wuth. Für ihn erklärte sich die Geistlichkeit, und das gemeine Volk, während daß die Staatsbeamten, daß die Gelehrten, daß alle aufgeklärte Männer den Grundsätzen des Calvins ihren Beyfall gaben. Der Prinz Moriz trat auf die Seite der Gomaristen, weil er durch dieselben seinen ehrgeizigen Plan durchzusetzen hoffte, weil sein Hauptgegner Varneveld ein Verehrer des Arminius war. Er besetzte alle Stellen, die von ihm abhiengen, allmählig mit Gomaristen, ohne übrigens die Miene der Gleichgültigkeit aufzugeben. Diese wurden seitdem immer ungestümer, immer troziger. Ihr Einfluß bewirkte, daß die größern Städte, als Amsterdam, Delft u. a. m. sich Kriegsvolk anschafften, um Gomars Meynungen mit Nachdruck behaupten zu können. Es kam bereits zu gewaltsamen Austritten. Endlich beschloß die herrschende Parthey, den Ausgang des Streites durch eine Synode zu entscheiden. Diese wurde (1518 am 13. Nov.) zu Dordrecht gehalten. Es fanden sich zu derselben auch fremde protestantische Theologen aus der Pfalz, aus Hessen, aus der Schweiz, aus

Niedersachsen und Westphalen, ein. Man ahmte auf eine lächerliche Art die Gebräuche und die Versfahrungsweise der alten Kirchensversammlungen nach. Das Ende war die Verdammung von fünf Lehresätzen des Arminius. Moritz zog hierauf, mit bewaffneter Mannschaft, von einer Stadt zur andern, um die arminisch gesinnten Magistratspersonen gegen andre zu vertauschen, um einige derselben in Verhaft zu bringen, oder ihnen gar ihre Aemter zu entziehen. Dieses gewaltsame Verfahren kostete dem Staate auf eine Million Gulden, und die Secte der Arminianer dauerte dennoch fort.

Moritz glaubte jetzt der Ausführung seines Planes um so näher zu seyn, je mehr sich Olden : Barneveld durch seine Ergebenheit für den Arminius bey der Geistlichkeit, und dem gemeinen Volke, verhaßt gemacht hatte. Er durfte es unter diesen Umständen wagen, den für sein Vaterland so rechtschaffen gesinnten, den um dasselbe so verdienten Mann, eines eigenmächtigen Verfahrens, eines Mißbrauchs des Ansehns seiner Staatswürde, zu beschuldigen. Einige vom

nie:

niedrigen Pöbel, die man dazu erkaufte hatte, bezeugten, Barneveld habe das Vaterland an Spanien, und an die Papisten, verkauft. Die Prediger wendeten alle ihre Veredtsamkeit an, um ihn, von der Kanzel herab, als einen Landesverräther darzustellen. Da nun der Prinz Moritz mit dem Militär auch die Macht des Staates in seiner Gewalt hatte, so konnte Olden : Barneveld seiner Nachsicht nicht entgehen. Der vorztreffliche Greis, dem man weiter nichts als einen zu unbiegsamen republikanischen Geist vorwerfen kann, wurde (1619 am 13 May) im 72sten Jahre seines Alters, auf einer von Soldaten umringten Bühne, enthauptet, und sein Leichnam vom Pöbel schrecklich gemißhandelt. Sein Freund Hugo von Groot, Stadtsyndicus zu Rotterdam, wurde zum ewigen Verhafteten verurtheilt; aber er entgleng diesem traurigen Schicksale durch die List seiner Gattin, die ihn in einer Büchertiste aus seinem Gefängnisse herausbrachte.

Moritz sah nun seine Feinde entweder tod oder entkräftet. Dennoch wagte er es nicht,

nicht, seinen Plan auszuführen. Das gemeine Volk, das vom Raufche der Leidenschaft nun wieder nüthern war, fühlte das Eigennützig, das Nachsichtige in dem Verfahren des Prinzen Moritz zu innig, als daß dieser nicht ein Gegenstand seines Hasses und Abscheues hätte werden sollen. Dleß gieng so weit, daß hier und da einer wohl gar nicht mehr den Hut vor ihm zog. Der Gram, den er über seine so schrecklich getrübten Aussichten empfand, tödtete ihn nach fünf Jahren (1625 April).

Seine Statthalterschaft war der Zeitpunkt, wo der niederländische Freystaat seiner Schifffahrt und seinem Handel einen größern Schwung gab; wo sich die eifrigen Holländer vornehmlich auf den sundischen und moluckischen Inseln festsetzten; wo sie mit China und Japan in Handelsverhältnisse geriethen. Sie waren hier die Nachfolger der Portugiesen, die, als Unterthanen der Spanier, das Unglück hatten, von den Holländern als Feinde behandelt, und aus ihren reichen Besitzungen in andern Erd-

theils

theilen verdrängt zu werden *). Zu diesen gehörten vornehmlich die südindischen Inseln Sumatra, Borneo, Java, um deren Entdeckung sich Barros verdient machte. Die Insel Sumatra, die sie schon im Jahre 1511 fanden, lieferte ihnen Zinn, Pfeffer, Sandelholz, Achatzholz, und Kampfer. Der letztre hatte in Rücksicht der Güte selbst vor dem chinesischen den Vorzug. Mit der Insel Java wurden die Portugiesen (1513) zwey Jahre später bekannt. Borneo lernten sie erst zehn Jahre hernach (1523) kennen, und es wurde von ihnen weniger besucht. Die Philippinen, besonders Sulu und Luzon, entdeckten sie mit Sumatra zu einerley Zeit (1511). Die Molucken (von Molot d. i. das Vorzüglichste, das Vortreflichste) blieben ihnen nicht lange unbekannt. Die Insel Celebes wurde (1525) von Garcia Henriquez, Banda und Amboina (1611) von Anton d'Abreu entdeckt. Die Portugiesen fanden auch schon Neuguinea, das Land der Papuas.

Fast

*) Theil IX. S. 183.

Fast alle diese an kostbaren Produkten, vornehmlich an Gewürzen, reichen Inseln wurden den Portugiesen von den Holländern, die ihnen Anfangs ihre Waaren nur abnahmen, völlig entzogen. Diese Erwerbung machte den eben so eifrigen, als schlaun Holländern auch keine große Mühe. Die Portugiesen, die auf den Molucken, und auf den in der Nähe liegenden Inseln, Städte und Festungen hatten, machten sich bey den Landeseinwohnern durch ihr despotisches Verfahren, das sie bey der Eintreibung der Abgaben beobachteten, und durch den unbarmherzigen Bekehrungszeifer ihrer Missionarien, so verhaßt, daß die Entfernung derselben zu ihren Lieblingswünschen gehören mußte. Die Portugiesen, in welchen das heiße Klima Muth und Entschlossenheit niedergedrückt zu haben schien, ließen die Holländer ungestört zwischen diesen Inseln hin und her fahren, ließen sie alle Küsten und Mündungen genau beobachten. Sie hatten aber auch von ihrem Hofe den Befehl, nur den Angriff zurückzutreiben.

Uns

Unter den inländischen Staaten auf diesen Inseln, welche von den Holländern von dem Sund (der Meerenge) zwischen Sumatra und Java, die Sundischen genannt wurden, verdiente das Königreich Jacatra auf der Insel Großjava die meiste Aufmerksamkeit. Die Hauptstadt durchloß ein schöner Strom, dessen Mündung einen natürlichen Hafen bildete. Die Stadt, länger als breit, gleich einem Park mit einer niedrigen Mauer umgeben, enthielt einen unordentlich zusammengestellten Haufen von elenden Strohhöhlen. Selbst der königliche Pallast war von Stroh gebaut und mit Stroh gedeckt. Die angeborene Trägheit der Einwohner machte sie des Verstandes unfähig; auch bestand die ganze Seemacht dieses Staates nur aus 4 Ruderschiffen, die eigentlich zum Pfefferverkaufe bestimmt waren. Dennoch benahmen sich die Holländer, als sie (1607) zum ersten Mal auf der Insel Java, im Königreiche Jacatra, landeten, so klug und vorsichtig, daß sie sich das volle Vertrauen des Königes erwarben. Sie kauften demselben nicht nur seinen ganzen Pfeffer-Vorrath ab, sondern sie

sie machten ihm auch mit Dingen, die sie aus Europa mitgebracht hatten, und die öfters keinen bedeutenden Werth hatten, sehr angenehme Geschenke, sie zeigten sich außerordentlich geschäftig, ihm allersley Gefälligkeiten zu erweisen. Es würde unter diesen Umständen sehr unhöflich von dem Könige von Jacatra gewesen seyn, wenn er ihnen ihren Wunsch, in der Nähe seiner Hauptstadt ein Stück Land zu besitzen, hätte erschweren wollen. Sie bauten hier eine große Hütte, die sie durch eine Redoute befestigten, und Fort Nassau nannten. Mehr zu bauen, verhinderte sie der Mangel an Arbeitsleuten. In der Folge erwarteten sie sich noch einen Landstrich, wo sie das Fort Moritz anlegten. Dieses war so nahe bey Jacatra, daß sie die Stadt nach ihrem Gefallen beschießen konnten. Jetzt legten sie die Maske der Freundschaft ab. Der König von Jacatra, und die Portugiesen sahen nun ihre Absicht, sich auf Java einen Hauptsitz zu verschaffen, lebhaft ein. Wenn die Javaner auch wenig Muth und Tapferkeit besaßen, so gab ihr treuloser, niederträchtiger und grausamer Charakter

ter den Holländern doch zu mancher traurigen Erfahrung Gelegenheit. Jene wurden von den Portugiesen und Engländern mehr als ein Mal zu Feindseligkeiten gereizt. Vorzüglich lebhaft war besonders ihr Angriff, den sie (1619) auf die Festungen Nassau und Moritz machten. Sie wurden dabey von den Engländern unterstützt, welche die Holländer aus dieser Gegend wieder zu vertreiben wünschten. Die Engländer bestürmten eine schlecht verwahrte Festung, die von nicht mehr als 240 Soldaten vertheidigt wurde, mit grobem Geschütz; allein die braven Holländer griffen mit 17 Schiffen, und einiger frischen Mannschaft, die Engländer so entschlossen an, daß diese ihre Schiffe und Kanonen verlehren. Am folgenden Tage bemächtigten sie sich der Stadt Jacatra, die sie, weil der König derselben sich treulos bewiesen hatte, ganz dem Feuer Preis gaben. Sie verschafften hierauf ihren Besitzungen durch eine große Citadelle mehr Festigkeit; sie legten die nach dem ehemaligen Nahmen ihres Vaterlandes genannte Stadt Batavia an; eine regelmäßig gebaute, durch schöne Mauern und 18 Bastionen ver-

verwahrte, mit breiten, geraden Straßen und ansehnlichen Häusern angefüllte, von Kanälen und Alleen durchschnittene Stadt, mit einem bequemen Hafen. Die Zahl ihrer Einwohner wuchs sehr geschwinde durch die Holländer, die seit dem Waffenstillstande, theils durch Gewinnssucht, theils durch Abentheuerlust, theils durch Noth getrieben, haufenweise nach Indien giengen. Die Holländer kauften hier die Gewürze, und andre kostbare Produkte, so wohlfeil ein; sie brauchten, ihrer Mäßigkeit wegen, auf ihren Seereisen so wenig Vorrath, daß sie um so mehr Waaren aufladen, und mit einer um so geringern Fracht sich begnügen konnten. Eben daher waren sie auch mehr, als andre Kaufleute, im Stande, wohlfeile Preise zu machen, und doch außerordentlich viel zu gewinnen. Vorzüglich einträglich war der Handel mit Gewürznägeln. Um den Werth derselben aber nicht zu tief herabsinken zu lassen, verbrennten sie nicht nur mehr als ein Mahl ältere Vorräthe, sondern sie rotteten auch die Bäume auf allen andern Inseln, ausser Amboina, aus. Sie machten aber in Asien selbst, in Indien,

Chi:

China und Japan, einen größern Absatz, als in Europa. Des indischen Handels wegen erwarben sie sich auf der Küste Malabar einen Landstrich von 15 Stunden in der Länge. Mit ihren Besitzungen wuchs auch ihre Seemacht, wuchs auch ihre Kühnheit, die Niederlassungen der Portugiesen anzugreifen und wegzunehmen. Da wurde manches See- und Landtreffen geliefert, manche Festung erobert. Nachdem sie sich (seit 1612) erst der Insel Amboina bemächtigt hatten, setzten sie sich auch auf Ceylon fest, wo ganze Wälder von Zimmbäumen ihren Handelsgeist reizten. Der König von Candy, der vornehmste Monarch auf Ceylon, bath sie (1630) gegen die Portugiesen und die Nairen (Negern) um Beistand. So bekamen sie die Gelegenheit, die Städte Colombo, Negombo, Puente de Gallo, in ihre Gewalt zu bringen. Auf der Küste Malabar unterwarfen sie sich das Reich Cochin.

Um ihrem Handel eine größere Ausdehnung zu geben, sparten aber die eifrigsten Holländer weder Gesandtschaften, noch Geschen:

schenke. Sie schlossen mit der Pforte, mit dem Großmogul, mit Persien, Handelsverträge. Die meiste Mühe und Kosten aber verursachte es ihnen, in China und Japan Eingang zu finden.

In China erblühte sich die Familie Ming, die Hong:wu gestiftet hatte, 276 Jahre hindurch auf dem Kaiserthron (*). Hong:wu, ein warmer Verehrer der Religion, ein für das Wohl seiner Unterthanen zärtlich besorgter Landesvater, ein Gönner der Wissenschaften, hatte (1398) seinen Enkel Kienwenli, zum Nachfolger. Allein der Vatersbruder, Yong:lo, König von Peking, glaubte sein Recht auf den Kaiserthron so gegründet, daß er dasselbe mit Gewalt besaß. Sein Neffe wurde (1402) ein Opfer der Flammen, die den kaiserlichen Pallast verzehrten. Yong:lo, in welchem die Herrschsucht die Verwandten-Liebe noch nicht ganz unterdrückt hatte, vergoß über das traurige Schicksal des Kienwenli Thränen, und bestrafte die Minister, die demselben

den die Besteigung des Thrones angerathen hatten, auf eine sehr unbarmherzige Art. Uebrigens besaß er alle Eigenschaften eines guten Regenten. Hong:wu hatte verordnet, daß vor dem 40sten Jahre niemand in ein Bonzen-Kloster aufgenommen werden sollte. Da dieser Verordnung nun häufig entgegen gehandelt worden war, so jagte er alle die Bonzen, die unter 40 Jahren waren, aus den Klöstern wieder heraus. So vernünftig dachten vor länger als 400 Jahren schon chinesische Kaiser über das Nüchternleben! Man hatte in China chemische Bücher, welche die Kunst, sich unsterblich zu machen, lehren sollten. Diese ließ Yong:lo, als ein Werkzeug des Aberglaubens, verbrennen. Einst brachte man ihm kostbare Steine, die man in der Provinz Schensi entdeckt hatte. Er befahl, die Grube sogleich wieder zuzumwerfen, denn er wollte, wie er hinzusetzte, seinen Unterthanen mit der Gewinnung eines Productes, welches einer Hungersnoth nicht abzuhelpen vermöchte, keine harte Arbeit zuziehen. Er verlegte (1409) seine Residenz nach Nanking, wo schon Hong:wu seinen Wohnsitz gehabt hatte. In Peking ließ

*) Theil VII, S. 387.

ließ er seinen Kronprinzen mit einem großen Hofstaate zurück. Um diese Zeit waren die Chineser zur See eben so mächtig, als zu Lande. Ihre Flotten besuchten damals alle Inseln und Küsten des südlichen Asiens. Sie kamen nach Bengalen, Calcut, Sumatra, Ceylon; sie durchfuhren den persischen Meerbusen; sie dröhgen bis nach Aden im arabischen Meerbusen vor.

Ein so großer Staat wie der chinesische würde sich, wenigstens im östlichen und südlichen Asien, immer weiter haben ausdehnen können, wenn er mit seinen nördlichen Nachbarn, den Mongolen, nicht schon in einen sehr lebhaften Kampf verwickelt gewesen wäre. Diese vergaßen es nicht so leicht, daß sie ehemals in China geherrscht hatten; sie blieben vielmehr nach dem Besitze des schönen Landes immer lüstern. Die große Mauer setzte ihren oft wiederholten Angriffen einen viel zu schwachen Damm entgegen. Der Kaiser Jingtong III zog, um sich ihnen furchtbar zu machen, mit einem starken Heere über die große Mauer hinaus. Allein sein Heer gerieth, in den

mons

mongolischen Steppen, in eine solche Noth, daß sie, (1449) eines nachdrücklichen Widerstandes unfähig, sich schlagen, und den Kaiser gefangen nehmen, lassen mußte. Jingtong wurde in die entlegenste Gegend der Mongolen gebracht; er kam jedoch wieder in Freyheit, und (1456) auch endlich wieder auf den Thron. Zu den Einfällen der Mongolen kam noch Hungersnoth und Pest, kamen noch schreckliche Erdbeben hinzu, die dem chinesischen Reiche viele tausend Einwohner entzogen, die oft wieder zurückkehrten. Der oft sich ereignete Mangel an Getreide bewieset, daß der Ackerbau noch nicht hinlänglich getrieben wurde, und daß es an Magazinen fehlte! Unter diesen Umständen war es keine Hülfe für das Land, wenn ergiebige Gold- und Silberbergwerke entdeckt wurden. Man ließ sie, nachdem man sie 6 Jahre hindurch gebaut hatte, wieder eingehen. Ein weises Vorurtheil, welches die Menge der Metalle, nach welchen man den Werth aller andern Dinge mißt, zu vermehren verbietet, befehlt den Chinesern, keine Gold- und Silberbergwerke zu haben.

Unter den Mongolen, die China durch ihre Einfälle beunruhigten, zeichneten sich die Mantschu (Mantschu), die Abkömmlinge der ehemaligen Kin oder Njudschen, aus. Diese machten sich so furchtbar, daß man ihnen (1586) einige Bezirke in der Provinz Leaotung einräumen mußte. Durch ungerechte Behandlung reizte man sie aber so sehr zu feindseligen Gesinnungen, daß sie endlich (1617) mit einem Heere von 50000 Mann bis in die Provinz Petscheli, bis in die Nähe der Stadt Peking, vordrangen. Sie wurden zwar damals wieder zurückgeschlagen; aber ihr König Tien Ming führte sich in der Provinz Leaotung noch immer so mächtig, daß er sich den Titel eines Kaisers von China anmaßte. Zwar wurde er durch Kriegshändel in der Mongoley auf einige Zeit aus Nordchina wieder entfernt; aber er war den Chinesern bald wieder so furchtbar, daß er ihnen bey Lebensstrafe befehlen konnte, sich den Kopf auf die mongolische Art scheeren zu lassen. Viele tausend Chineser opferten aber lieber ihr Leben, als ihre Haare, auf.

China war also jetzt wieder, so wie zur Zeit der Njudschen, in zwey Staaten getheilt. Um dem weitem Vordringen der Mongolen kraftvoll Einhalt zu thun, war ein muthvoller und entschlossener Kaiser nöthig. Hoßfong besaß alle Tugenden eines Privatmannes, aber gerade nicht diejenigen, die für einen chinesischen Kaiser dieser Zeit nöthig waren. Misstrauisch von den Mongolen bestürmt, und innerlich mit Empörungen kampfend, war er unkriegerisch gesinnt, unentschlossen, mißtrauisch gegen seine Minister, war er von dem größten Theile der Unterthanen verachtet. Hatten die Mantschu (seit 1636) nicht einige Zeit eine republikanische Verfassung angenommen, so wäre China noch eher von ihnen unterjocht worden. Litsching, einer der mächtigsten unter den chinesischen Empörern, ein Mensch von niedriger Herkunft, aber von einem viel umfassenden, von List und Bosheit unterstützten Unternehmungsgeist, bemächtigte sich (1644) durch Verrätheren der Stadt Peking. Doch der Oberbefehlshaber in Leaotung rief die Mantschu zu Hülfe,

und diese setzten ihren König Schinti auf den Kaiserthron.

In Japan, wo der Dairi von dem Reichsgenerale seiner Gewalt immer mehr beraubt wurde *), hatte er (1557) endlich das Schicksal, daß dieser Reichsfeldherr oder Großwesir, Quamboku, Mahmens Fideschoffi, ihm endlich auch noch den kleinen Ueberrest seiner weltlichen Macht entzog, und sich zum weltlichen Souverain, oder Kubo, aufwarf. Doch leistete er demselben, um seine Anmaßung den Augen des gemissten Volkes zu verbergen, noch die gewöhnliche Huldigung.

Sowohl in Japan, als in China, waren nun die Portugiesen und Spanier, seit ihrer Bekanntschaft mit Südindien, hier und da gelandet, und hatten Missionarien mitgebracht, die einen großen Eifer bewiesen, den Japanern und Chinesern eine Anwartschaft auf den christlichen Himmel zu verschaffen. Unter diesen Missionarien that sich

besonders der in der Folge zum Heiligen erhobene Franciscus Xavier hervor. In Japan beredete er ziemlich viele, sich taufen zu lassen; in China kam er aber nicht weiter, als bis an die Küste; auch starb er (1552) auf einer Insel bey China. In dessen glückte es doch verschiedenen von seinen Schülern, und vornehmlich den Pater Nicel, das unter dem Hongwu vertilgte Christenthum wieder etwas zu beleben. In Japan, wo das Christenthum noch bereitwilliger Eingang fand, und wo der Kubo selbst nicht ganz ungeneigt schien, sich taufen zu lassen, ereignete sich aber eine Revolution. Schessasama, der Vormund des Fideschori, der sich (1611) mit Gewalt auf den Thron des Dairi hinauf drängte, war kein Freund der Christen. Man beschuldigte sie der Absicht, daß sie sich der Stadt Jeddo, und eines Theiles des Staates, bemächtigen wollen. Die Portugiesen wurden hierauf verbannt, und da sich ihre christlichen Anhänger (1619) widersetzten, so entstand ein mörderischer bürgerlicher Krieg, in welchem auf 60000 Menschen getödtet wurden. Zu der schrecklichen Ausrottung des

päbstl.

*) April VII, S. 353.

päpstlichen Christenthumes in Japan soll, wie man erzählt, ein holländischer Handelsfactor, durch Geschenke, Intriguen und untergeschobene Briefe, sehr viel hergetragen haben. Genug, man wollte jetzt in Japan durchaus keine andern Ausländer, als Ihtineser und Holländer, dulden. Man beruhigte sich indessen mit der Erklärung der Holländer: daß sie keine Christen, sondern Holländer wären, daß sie die holländische Religion hätten. Anfangs hatten sie nur auf der Insel Firando eine Niederlassung. Diese lag ihnen aber von dem Hauptlande zu weit entfernt. Sie erhielten endlich die kleine Insel Desima (Disma), eine Art von Vorgebirge vor dem Hafen von Nagasacki. Der ausschließliche Handel nach Japan, der immer sehr eingeschränkt blieb, kostete den Holländern aber unermessliche Summen, und verurtheilte ihnen einen lebhaften Kampf mit den mißtrauischen und eifersüchtigen Japanern.

Die unermüdblichen Holländer suchten sich aber auch in Amerika festzusetzen. Hierzu verschaffte ihnen der wieder angefangne Krieg mit

mit Spanien eine günstige Gelegenheit. Dieses näherte sich während der Zeit, daß Hollands Kräfte sich immer schöner entwickelten, seinem Verfall allmählig sichtbar. Zu seinen fleißigsten Bewohnern hatten bisher die Abkömmlinge der Mauren, die Moriscos, gehört. Allein der geizige Erzbischof von Valenza, bezahlte die Pensionen, die ihn päpstliche Befehle auf Kirchen und Schulen der Moriscos, und auf die für dieselben bestimmten Missionen, anzuwenden nöthigten, schon lange mit so lebhaftem Widerwillen, daß er seinen Plan, derselben überhoben zu seyn, endlich durchzusetzen sich vornahm. Dabey unterstützte ihn der Erzbischof von Toledo, der Bruder des Herzogs von Lerma. So wurde es nicht schwer, zur Vertreibung der Moriscos, die königliche Einwilligung zu bekommen. Man beschuldigte sie unter andern, daß sie heimliche Mohamedaner wären, daß sie aufrührerische Gesinnungen hegten, und mit Frankreich (Heinrich IV.) heimlich unterhandelten. Das letztre ließ sich wohl schwerlich beweisen. In der königlichen Verordnung, die deswegen (1609 Sept.) an die Stadt Valenza ergieng, auf

ausserte man die Besorgniß, daß sie die Grundsätze und Sitten der spanischen Christen verderben würden. Sie sollten daher, bey Lebensstrafe, in Zeit von einem Monate, sämmtlich das Land räumen. Vergeblich waren die rührendsten Bitten und Vorstellungen derselben, und nur der schreckliche Gedanke, ihr Vaterland, ihr Eigenthum, ihre Wohnsitze verlassen, und der drückendsten Dürftigkeit sich preis geben zu müssen, konnte sie bewegen, zur Behauptung ihres Besizes, mit den Waffen in der Hand, noch einen verzweiflungsvollen Versuch zu machen. Doch ohne einen Anführer, ohne einen haltbaren Platz, ohne Kriegskunst, konnten sie kaum Einen Feldzug aushalten. Sie mußten sich also zur traurigen Nothwendigkeit der Auswanderung entschließen. Die unbarmherzigen Erzbischöfe von Valenza und Toledo, wollten von der Befolgung der königlichen Verordnung, auch nicht im undeutendsten Punkte, abgehen. Sie wollten selbst die Kinder unter 5 Jahren nicht einmal ausnehmen. Von Valenza allein mußten 56000 solche unglückliche Menschen auswandern. Der Adel war über den Verlust

seiner fleißigen Pächter und Fabrikanten untröstlich; aber seine Vorstellungen und Bitten konnten da, wo blinder Kezereifer alle andern Betrachtungen überwog, unmöglich Eingang finden. Nachdem der größte Theil dieser Unglücklichen aus Valenza nach Afrika geschafft worden war, traf (im Dec.) die Moriscos in Granada, Murcia, Sevilla eben dieses Schicksal, und im folgenden Jahre (1610) mußten auch diejenigen, die bisher in Aragonien und Catalonien, in Alt- und Neucastilien, in Estremadura und la Mancha gelebt hatten, den Wanderstab ergreifen. Man rechnet, daß Spaniens Einwohner damals um 800000 Köpfe vermindert worden sind, und nach 8 Jahren (1618) mußte der hohe Rath von Castilien es selbst eingestehen, daß Spanien noch nie so volkarm gewesen wäre, daß man überall leere Häuser, leere Städte und Dörfer sehen könne. Dieser gewaltsamen Entfernung der Moriscos ungeachtet, blieb aber dennoch mohrisches Blut in Spanien noch genug übrig. Man hatte viele Kinder der Moriscos zurückbehalten, um sie in der christlichen Religion aufzuziehen. Diese

wurden, als sie zwölf Jahre alt waren, freygelassen.

So wie Spanien, aus unpolitischem Religionseifer, einer großen Menge seiner besten Einwohner sich beraubte, so verwendete es auch die Schätze, die ihm aus Amerika zufließen, auf die deutschen und italienischen Handel, von welchen es wenig oder gar keinen Vortheil hatte. In Italien wurden die Statthalter von Neapel und von Mailand, durch den allgemeinen Haß, dessen Gegenstand der Herzog von Lerma war, zu Versuchen, die Unabhängigkeit zu erlangen, aufgefordert. Lerma fühlte, daß sein Ansehen immer tiefer sank. Sein Sohn Alzeda ward der Liebling des Königes, mit welchem er in Ansehung der Fähigkeiten und Neigungen sehr viel Aehnlichkeit hatte. Sein Vertrauter, der Mönch Aliaga, wurde königlicher Beichtvater. Der Prinz von Asturien zog zwar seinen Neffen, den Grafen von Lemos, einen jungen Mann von vorzüglichen Geistesgaben hervor; aber Alzeda und Aliaga wußten nicht allein den Lemos, sondern (1618 Oct.) auch den Lerma, zu entfernen.

Ler-

Lerma konnte sich, als er vom politischen Schauplatze abtrat, durch die indessen erhaltene Cardinalswürde trösten. Philipp III überlebte diesen Zeitpunkt nur einige Jahre. Sein Tod (1621 am 15. März) war, wie einige erzählen, eine Folge übertriebener Etiquette. Ein Becken mit glühenden Kohlen (ein Brassero), durch welches man sich in Spanien gegen die Kälte zu schützen pflegt, fiel ihm durch die große Hitze, die von demselben auf sein Gesicht schlug, sehr beschwerlich, und dennoch hinderte ihn sein schwaches Mägdgen, dieses Brassero zu entfernen. Der anwesende Kammerjunker, der Herzog von Alba, wagte es nicht, das Brassero wegzuschaffen, weil dieser Dienst zu den Verrichtungen des Oberkammerers, des Herzogs von Alzeda, gehörte. Dieser war jedoch gerade abwesend, und man konnte ihn nicht finden. Darüber bekam der König ein Rothlauf, das seinen Tod beschleunigte.

Philipp IV überließ die Regierung dem Herrn von San Lucar, Grafen von Olivares, der sich durch die Liebchaften, womit er

er den Kronprinzen versah, den Weg zu seinem Herzen und Vertrauen gebahnt hatte. Uzeda und Alaga wurden sogleich vom Hofe entfernt, und Calderona, nach einem ungerechten Proceß, hingerichtet. Olivarez wurde nach dem Tode seines Oheims, Baltasars de Zuniga, auch dem Namen nach erster Minister. Ehrgeizig und thätig, aber dabei zu rasch, die Folgen zu wenig überdenkend, verwickelte er seinen bloß den Vergnügungen sich widmenden Monarchen in auswärtige Handel, die ungeheure Summen kosteten, und die spanische Monarchie immer sichtbarer entkräfteten. Zu diesen Handeln gehört der erneuerte Krieg mit den vereinigten Niederlanden, die Theilnahme an dem dreißigjährigen Kriege, und an dem mantuanischen Erbstreite.

Der zwölfjährige Stillstand war, vornehmlich von den Holländern, gar nicht pünktlich befolgt worden. Diese hatten, an dem jülichischen Erbstreite theilnehmend, nicht nur in Europa gegen die Spanier gekämpft, sondern auch in Ostindien den Eroberungskrieg fortgesetzt, und zwei spanische Flotten ge-

geschlagen. Der Erzherzog Albrecht, der sich die Erhaltung des Friedens so sehr zum angelegentlichsten Geschäfte machte, starb (1621 Jul.). Nun war der Ausbruch des erneuerten Krieges unvermeidlich. Jetzt traten aber England und Frankreich, als Spaniens Feinde und Hollands Bundesgenossen, auf.

In England regierte damals Jacob I., der Nachfolger der Elisabeth, dem, als dem Urentel der Margretha, der ältesten Tochter Heinrichs VII, niemand den Thron streitig machen konnte *). Aber wie wenig besaß er die Eigenschaften, die ihn hätten würdig machen können, den Thron der Elisabeth zu erben! Nichts weniger, als schön, gebildet, ohne körperlichen Anstand, eitel, ohne jedoch stolz zu seyn, in der Freundschaft gar zu nachgiebig, besaß er überhaupt manche mehr für einen Privatmann, als für einen Regenten passende Tugenden, die jedoch immer

au

*) Theil X, S. 412. Als König von Schottland war er Jacob VI, als König von Großbritannien Jacob I.

an das entgegengesetzte Laster gränzen. Vey seinen nicht geringen Fähigkeiten, führte er selten einen Plan mit entschlossener Standhaftigkeit aus. In den Augen der religionseifigen Engländer aber war es einer seiner größten Fehler, daß er die Katholiken nicht streng genug verfolgte. Dieser Fehler schien ihnen zuerst in der Geschichte der Pulververschwörung recht sichtbar zu werden. Jacob I hatte schon als ein junger Prinz einige Vorliebe für die katholische Religion geäußert, und den Verehrern derselben auch wohl mit reizenden Aussichten geschmeichelt. Als Regent schien er sich aber zur Pflicht zu machen, alle die Religion betreffenden Verordnungen der Elisabeth genau zu befolgen, und von ihren Maßregeln sich nur sehr wenig zu entfernen. Die Katholiken, die sich dadurch in ihren angenehmen Erwartungen getauscht sahen, warfen nun einen so lebhaften Haß auf den Jacob I, daß sein Untergang zu ihren vornehmsten Wünschen gehörte. Derjenige, der zur Befriedigung dieses Wunsches den ersten Plan entwarf, war Catesby, ein Mann von unternehmendem Geist. Er entdeckte ihn

(1604)

(1604) dem Pieren, dem Abkömmling einer angesehenen Familie in Northumberland. Nach seinem Plane sollte aber nicht allein Jacob, nebst seiner ganzen Familie, sondern auch das ganze Parlament, verthöhet werden. Das letztere war ja an der Unterdrückung des katholischen Glaubens hauptsächlich Ursache. Catesby, Pierey, und ihre wenigen Mitverschwornen, hofften dadurch den Katholicismus wieder herrschend zu machen. Die ganze Parlamentsversammlung sollte nun durch Pulver in die Luft gesprengt werden. Ueber das schreckliche Unglück, das dadurch so vielen Menschen zubereitet werden sollte, empfanden die abergläubisch frommen Leute nicht die geringste Gewissensunruhe. Sie bedauerten nur, daß so viele Katholiken, die, in Jacobs Gefolge, oder als Zuschauer, gegenwärtig seyn würden, das traurige Loos theilen müßten. Doch, die jesuitische Behauptung, daß, der Religion wegen, die Unschuldigen gleich den Schuldigen aufgeopfert werden müßten, schlug alle Bedenklichkeiten nieder, und die Verschwornen, die sich nun als geliebte Werkzeuge des Himmels dachten, waren, in dem Falle,

Falle, wenn ihr Vorhaben entdeckt werden würde, entschlossen, sich das Leben zu nehmen. Man mietete hierauf in Piercy's Mahmen, ein an den Parlamentspallast stoßendes Haus. Man mietete auch ein Gewölbe unter dem Parlamentspallaste, das zu einem Kohlenmagazine bestimmt gewesen war. Bald hatte man sich durch die drey Ellen dicke Mauer durchgearbeitet. Nun brachte man allmählig 36 Tonnen Pulver in das Gewölbe, die man mit Reisern und Büschen bedeckte. Man ließ die Thüre des Gewölbes dreißt offen stehen. Der geheime Plan blieb fast anderthalb Jahre verborgen. Ein Brief, durch den Monteagle, ein Katholik, einen seiner Freunde von der Theilnahme an der unglücklichen Parlamentsversammlung zurückzuhalten wünschte, war Ursache, daß das schreckliche Geheimniß zehn Tage vor dem zur Ausführung bestimmten Zeitpunkte (1605 am 5. Nov.) entdeckt wurde. Jacob, oder sein Minister Saltisbury, welchen der Brief mitgetheilt wurde, erriethen den Plan. In dem Briefe standen unter andern die Worte: es würde ein großer Schlag geschehen. Jacob, der sich

sich mit der Chemie beschäftigte, rieth sogleich auf Pulver. Man untersuchte hierauf alle Gewölbe unter dem Parlamentshause. Fawkes, einer der Verschwornen, der sich gewaltig ärgerte, daß er nicht Zeit gehabt hatte, von der Lunte, mit welcher er versehen war, Gebrauch zu machen, weigerte sich standhaft, seine Mitverschworne anzugeben, und bereute bloß sein fehlgeschlagenes Vorhaben. Doch die Folter, die man ihm zeltzte, presste ihm endlich das verlangte Geständniß ab. Die Verschwornen entflohen. Sie wurden jedoch von allen Seiten eingeschlossen. Da sie nun, nebst ihren Leuten, nur 80 Mann stark waren, so faßten sie den Entschluß, ihr Leben theuer zu verkaufen. Vorher beichteten sie einander. Doch ihr Pulver fieng Feuer. Das Volk stürzte sich nun über sie her. Catesby und Piercy wurden durch Einen Schuß getödtet. Andre wurden in Verhaft genommen und hingerichtet. Zwey katholische Herren, die sich durch ihr Nichterscheinen im Parlamente verdächtig gemacht hatten, wurden mit Geldstrafen belegt. Der Graf von Northampton mußte 30000 Pfund bezahlen, und

einige Jahre im Gefängnisse sitzen, weil er den Piercy, ohne ihm den gewöhnlichen Eid abzunehmen, unter die im königlichen Solde stehenden Edelleute aufgenommen hatte. Die eifrigen Reformirten unter den Parlamentsgliedern sahen mit gespannter Erwartung demjenigen, was Jacob über diesen Vorfall sagen würde, entgegen, als dieser, zu ihrem großen Aerger, in der Rede, die er an das Parlament hielt, erklärte, daß man die Schuld nicht den Katholiken überhaupt zuschreiben müsse, daß vielmehr nur einige junge Schüler der Jesuiten die Urheber des schrecklichen Planes gewesen wären.

Es war damahls in Europa das Zeitalter der Premierminister. Auch Jacob I ließ sich durch einen solchen beherrschen, Robert Carre, 20 Jahre alt, aus einer angesehenen Familie in Frankreich, von schöner Gesichtsbildung und vielem körperlichen Anstand, durch einige Reisen gebildet, wurde seinem Landsmanne, dem Lord Hay, empfohlen, und dieser war von seinen für einen Premierminister passenden Eigenschaften gleich bey der ersten Bekanntschaft überzeugt.

Jacob

Jacob liebte Jugend, Schönheit, und körperliche Anmuth. Es kam also nur darauf an, seine Aufmerksamkeit auf den artigen Jüngling geschickt hinzulenken. Hay ließ denselben, ohne ihn vorher bey Hof anzumelden, bey einem Turniere dem Könige seinen Schild, und seine Devise, überreichen. Als sich Carre dem Könige näherte, warf ihn sein Pferd ab, und er brach ein Bein. Dies zog Jacobs Aufmerksamkeit um so stärker an. Er ließ ihn in sein Schloß bringen; er widmete ihm eine besondere Sorgfalt. Der Gedanke, aus dem talentvollen Jüngling einen geschickten Minister zu bilden, schmeichelte seiner Eitelkeit. Und doch soll der Minister-Candidat nicht einmal die Anfangsgründe der lateinischen Sprache gewußt haben. Aber Jacob behandelte ihn auch wohl wie einen kleinen Schulknaben; er gab ihm die Nüthe. Seine Liebe zu ihm, die man indessen für unschuldig hielt, bewirkte, daß er mit den Fortschritten desselben äußerst zufrieden war. So stieg Carre in kurzer Zeit zum Ritter, zum Vicomte, zum Besitzer des Rosenbandordens, zum Mitgliede des geheimen Rathes, empor.

Kurz, es ward ihm die Leitung aller Angelegenheiten und Staatsfachen Jacobs zu Theil. Zugleich gelangte er in kurzer Zeit zu einem großen Reichtume. Und doch wußten Salisbury, und die andern weisen Minister, für die Staatsbedürfnisse kaum Geld zu finden!

Carre war durch sein ihn so schnell begünstigendes Glück nicht so verblendet, daß er seine Unwissenheit, seine Unerfahrenheit in den Geschäften, nicht hätte fühlen sollen. Er hatte jedoch an dem Thomas Overbury einen eben so aufrichtigen als klugen Rathgeber, der ihn vornehmlich auf die Nothwendigkeit eines gefälligen und zuvorkommenden Betragens gegen die Engländer aufmerksam machte. So gelang es dem Carre, die größte Gunst des Königes zu genießen, ohne vom Volke gehaßt zu seyn. Nur an der Liebe scheiterte sein Glück. Jacob erinnerte sich der Familien Howard und Devereux, die, wegen ihrer Ergebenheit für seine Mutter und für ihn, unglücklich geworden waren. Er wünschte sie zu entschädigen. Lady Francisca Howard sollte den Sohn des

un:

unglücklichen Esser, den er wieder zu Ehren und Würden erhoben hatte, heyrathen. Die Trauung erfolgte wirklich; aber das siebzehnjährige Mädchen wollte dem Esser die Rechte eines Ehegatten durchaus nicht einräumen. Carre war, durch den Briefstul seines Freundes Overbury unterstützt, bey der jungen Lady so glücklich gewesen, daß sie nur mit Ihm in einer ehelichen Verbindung leben wollte. Overbury widerrieth jedoch dem Commerzet diese Heyrath völlig. Commerzet war so unvorsichtig, dieses der Francisca zu entdecken. Ihre äusserst gereizte Empfindsamkeit schwor nun demjenigen, der ihr Glück stören wollte, Rache zu. Overbury wurde (1613) auf eine listige Art in den Tower gebracht, und endlich vergiftet. Jacob beförderte die Ehescheidung nun selbst, und Esser willigte ein, sich von einer Gattin zu trennen, die einen andern weit liebenswürdiger fand. Der bisherige Vicomte von Rochester wurde, um seiner Gemahlin auch in Ansehung des Ranges näher zu kommen, zum Grafen von Commerzet erhoben.

Jacobs einsichtsvollster Minister Salisbury war indessen (1612) gestorben. Der Graf von Suffolk, sein Nachfolger, ein Mann von geringer Fähigkeit, und besonders von geringer Beurtheilungskraft, brauchte, um für Jacobs und seines Günstlings Verschwendung Geld herbeizuschaffen, die tadelnswürdigsten Mittel. Man verkaufte Titel und Aemter; man machte eine Anleihe nach der andern, und dennoch war die Staatscasse immer leer. Es mußte ein Parlament zusammenberufen werden. Jacob ausserte bey dieser Gelegenheit despotische Gesinnungen; diese wurden jedoch so stark gefühlt, daß er sich in einer besondern Rede deswegen rechtfertigen mußte.

Doch Commerset, der ihm solche Gesinnungen einflößte, näherte sich jetzt seinem Ende. Vom bösen Gewissen gequält, durch die Liebe seiner Lady, und die Gunst seines Königes, nun nicht mehr glücklich, vom jugendlichen Frohsinn verlassen, mürrisch, und immer weniger unterhaltend, machte er dem Jacob bey weitem nicht mehr das Vergnügen, das er ihm ehemahls gewährt hatte.

Dies

Dies benutzten die auf die glänzende Lage Commersets neidischen Hofleute, um ihn aus derselben herauszubringen. Georg Villiers, 21 Jahre alt, von guter Familie, schön, angenehm, eben von Reisen zurückkommend, machte auf den reiskbaren Jacob sogleich einen für sich so günstigen Eindruck, daß nur Verstellung ihn noch hinderte, ihn nicht gleich zu seinem Mundschinken zu ernennen. Nun theilte sich der Hof einige Zeit hindurch in zwey Parteyen. Commerset konnte jedoch seinem Falle nicht mehr entgehen. Ein Apothekerpursch, der den für den unglücklichen Overbury bestimmten Gift zubereitet hatte, sprach in Holland so laut davon, daß es dem englischen Gesandten im Haag nicht unbekannt bleiben konnte. Dieser berichtete es an den Staatssecretär. Jacob ließ die Sache streng untersuchen. Commerset und seine Gemahlin wurden überwiesen, aber begnadigt; doch kamen sie auf einige Jahre in Verhaft, und verlebten ihre noch übrigen Jahre im einsamen Privatstande. Daß Jacob seinen ehemahligen Günstling so sehr schonte, das war wohl hauptsächlich eine Folge von den Geheimnissen,

nissen, die er ihm anvertraut hatte. Williers, sein jetziger Liebling, stieg nun bald bis zum Herzoge von Buckingham, und zum Großadmirale von England, empor. Eine große Menge von seinen dürftigen Verwandten wurden alle versorgt.

Buckingham, seit Commersets Fall der uneingeschränkste Minister, ohne alle Ministertalente, bloß mit den Eigenschaften eines Hofmannes versehen, sich übereilend, unvorsichtig, zu wenig Meister in der Verstellung, hatte auf Jacobs Regierung einen nachtheiligen Einfluß, und verleitete ihn zu Schritten, die den Untergang des Stuartischen Hauses vorbereiteten. Zu diesen Schritten gehörte vorzüglich die despotische Art, mit welcher er das Parlament behandelte, ges hörten die Unterhandlungen, die dem Prinzen von Wallis eine spanische Braut verschaffen sollten.

Jacob glaubte, und Buckingham konnte oder wollte ihn nicht vom Gegentheile überzeugen, seine königliche Gewalt komme unmittelbar von Gott her, und sie sey daher

daher keiner menschlichen Einschränkung unterworfen. Diese Behauptung stimmte mit der Meinung des, von jeher vom Freyheitsgefühle so sehr durchdrungenen, englischen Publikums so wenig überein, daß im Parlamente sich ein lebhafter Widerspruch auferte. Die Mitglieder desselben fiengen damals an, sich in die Hof- und Landparthey zu theilen. In den vorigen Zeiten, wo die Mitglieder des Parlaments meistens ungebildete Landedelleute waren, konnte ein beliebter König alles durchsetzen. Die Regierung des Hauses Tudor war regelmäßig, aber die Gewalt des Parlaments befand sich in einem sehr geschwächten Zustande. Die eben so verehrte als kluge Elisabeth durfte, weil man ihr nur Gutes zutraute, bloß nach Willkühr handeln. Jacob, der den zwischen der großen Königin und sich stattfindenden Unterschied zu wenig fühlte, glaubte threm Veyerspiele folgen zu müssen; allein seine schlechte Staatswirthschaft nöthigte ihn zu oft, vom dem Parlament sich abhängig zu machen. Die Puritaner, die ihn für einen heimlichen Katholiken hielten, benutzten seine Verlegenheit, um aus seiner Regierung den eigens

genmächtigen Charakter allmählig zu vertilgen, und während daß die geistlichen Mitglieder des Parlaments zur Unterwürfigkeit ermahnten, sprachen die Weltlichen von nichts so angelegentlich, als von Freyheit. Die Mitglieder des Unterhauses, die sogenannten Gemeinen, wagten nun (1621) allerley Beschwerden, z. B. über Monopolien. Diese wurden von Jacob gut aufgenommen und bestraft. Selbst der Grafsiegelbesitzer wahrer Bacon, der sich hatte bestechen lassen, konnte der Strafe nicht entgehen. Die Gemeinen wurden nun immer dreister. Sie unterstanden sich sogar, in politische Angelegenheiten sich einzumischen. Jacob empfand darüber einen großen Unwillen, den er in einem heftigen Schreiben an den Sprecher des Unterhauses äusserte. Das Unterhaus blieb jedoch bey seinen Forderungen. Den lebhaften Streit, der darüber entstand, endigte Jacob dadurch, daß er das Parlament aufhob, und verschiedene Mitglieder desselben mit Gefängnißstrafe belegte.

Die Vorstellungen des Parlaments waren aber vornehmlich gegen den Frieden mit

Spanien

Spanien, und gegen eine katholische Braut des Prinzen von Wallis, gerichtet. Die Puritaner konnten es nicht vergessen, daß Philipp II daran gearbeitet hatte, die protestantische Religion in England zu unterdrücken. Sie wollten daher mit Spanien durchaus keinen Frieden haben. Auch schmalzte der Krieg mit den Besitzern der gold- und silberreichen Länder von Amerika mit der reizenden Aussicht, ihnen entweder diese Länder, oder doch wenigstens mit großen Schätzen beladene Flotten, wegzunehmen. Der berühmte Walter Raleigh, der, seiner vom Publikum bedauerten Geistesgaben ungeachtet, 13 Jahre im Gefängnisse schmachten mußte, verbreitete das Gerücht von einer außerordentlich ergiebigen Goldgrube in Guiana. Jacob ließ sich endlich bereden, ihn zur Eroberung dieser Goldgrube 12 Schiffe anzuvertrauen. Raleigh richtete (1615) seine Fahrt gerade nach dem Orinoko, wo er die Stadt S. Thomas plünderte und anzündete. Darüber führte nun der spanische Hof große Klage, und Raleigh wurde, zum großen Mißvergnügen des Publikums, als ein Hochverräther, zum Tode verurtheilt.

Jacob

Jacob bildete sich ein, sein Kronprinz Karl müßte eine französische oder eine spanische Prinzessin heyrathen. Endlich blieb er bey einer Tochter Philipps III von Spanien stehen, weil er durch diese Verbindung seinem Schwiegersohne, dem pfälzischen Friedrich, einen Dienst zu erweisen hoffte. Für diese Verbindung stimmte auch Buckingham. Um sich mit dem Prinzen Karl, den er durch seinen Stolz beleidigt hatte, wieder auszusöhnen, stellte er sich an dessen Schicksal sehr theilnehmend an, brachte er ihn auf die Idee, selbst nach Spanien zu gehen. Er und Buckingham reiseten (1623 März) mit einem kleinen Gefolge, verkleidet und unbekannt, durch Frankreich. Sie besuchten sogar einen Hofball, wo Karl die Prinzessin Henriette, ein schönes, blühendes Mädchen, sah, die hernach seine Gemahlin wurde. In Madrid erregte seine Ankunft Erstaunen. Der gutgebaute, sanfte, bescheidne, mäßige und feingesittete Prinz Karl gefiel den Spaniern eben so sehr, als sein Vertrauen auf ihre Rechtschaffenheit, als der romanhafte Anstrich seiner Reise. Um so weniger konnten sie den anmaßlichen, den stolzen Bucking-

ham

ham liebenswürdig finden. Aus Nachsicht gab sich dieser nun alle Mühe, die Heyrath zu hintertreiben. Es glückte ihm, den Prinzen zur Abbrechung der Unterhandlungen zu bereden. Jacob willigte endlich auch ein. Er trat hierauf als Spaniens Feind auf. Hierzu trug die Schlaueit des französischen Ministers Richelieu nicht wenig bey.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Frankreich und Ludwig XIII. erst von Marie von Medici und d'Ancre, hernach von Luines, regiert. Richelieu, uneingeschränkter Minister, unterdrückt die Huguenotten, und nimmt sich der Graubündner gegen Spanien an. Spaniens und Frankreichs Einfluß auf Italien, vornehmlich auf Florenz, Savoyen, den Pabst, den mantuanischen Erbfolgestreit.

Ludwig XIII. der Nachfolger Heinrichs IV. war bey dem Tode seines großen Vaters erst 10 Jahre alt *). Es trat daher der

*) Theil X. S. 127.

Fall einer vormundschaftlichen Regierung ein, und diese wurde durch den Herzog d'Epemon, noch am Todestage Heinrichs, für die Mutter des jungen Königes, Marie von Medici, vom Parlament erzwungen. Die abwesenden Prinzen von der königlichen Familie, wurden gar nicht um ihre Bestimmung gefragt; sie widersprachen daher dieser Vormundschaft sehr lebhaft, und die daraus erwachsende Unreinigkeit störte Frankreichs innerliche Ruhe auf lange Zeit. Die vormundschaftliche Regierung der Marie bezeugte weibliche Schwäche und Veränderlichkeit, welche Unordnung und unzeitige Strenge zur Folge hatte. Den Grundsätzen Heinrichs IV untreu, schloß man (1611) mit Spanien einen Vergleich, den man durch eine Wechselfreyrath befestigte. Ludwig XIII sollte die Prinzessin Anna Maria, Philipps III älteste Tochter heyrathen.

Derjenige, der durch die Marie über Frankreich herrschte, war der Tonkünstler Concino Concini, den Marie aus ihrem Vaterlande Toscana mitgebracht hatte, und der jetzt einen Marschall d'Ancre vorstellte.

Er

Er und seine Frau Eleonore Gallgai, (auch Dori genannt) besaßen das ganze Vertrauen der schwachen Königin. Mit solchen Rathgebern konnte ein Minister, wie Sully, der alles so ernsthaft nahm, und so freymüthig sprach, unmöglich lange übereinstimmen. Man fand seine Rathschläge jetzt nicht mehr zweckmäßig; man nahm selbst in Finanzsachen manches ohne seine Einwilligung vor. Concini geboth hierauf eigenmächtig über die Staatscasse. Sully weigerte sich, die Verschwendung der Königin und des Concini zu befördern. Diese wurden seiner also bald überdrüssig, und da auch die Prinzen vom Hause, der Prinz von Conde und der Graf von Coiffons, seine Ernsthaftigkeit zu lästig fanden, so wurde seine Entfernung vom Hofe (1611 Jan.) um so leichter durchgesetzt.

Doch die Prinzen vom Hause, die in Ansehung Sully's mit der Königin übereinstimmend dachten, überzeugten sich bald, daß diese den Plan entworfen hatte, ihr Ansehn völlig zu unterdrücken, um mit ihren Günstlingen desto uneingeschränkter allein regieren

zu

zu können. Conde entfernte sich daher (1613) vom Hofe, und bald schlossen sich noch mehrere andre, die mit der damaligen Regierung unzufrieden waren, an denselben an.

Allein nun gesellte sich zu denen, die am Hofe eine vorzügliche Rolle spielten, ein neuer, der eine große Veränderung bewirkte. Ludwig XIII trat (1614 Oct.) als er sein 14tes Jahr zurückgelegt hatte, die Regierung selbst an. Jung, unerfahren, zu den Geschäften ganz untauglich, mußte er die Regierung andern überlassen. Sein ganzes Vertrauen aber besaß Karl d'Albert de Luynes (geboren 1578) von Mornas in der Grafschaft Venaisin. Der Vater, der Oberster und Hofcavaller war, wurde von Heinrich IV so geschätzt, daß er den Sohn nicht nur zum Vagen machte, sondern ihn auch dem Dauphin zum Gesellschafter gab. Karl und seine beyden jüngern Brüder waren nun diejenigten, welche die Vergnügungen des Dauphins vorzüglich theilten. Dieser fand besonders an der Falkenjagd vielen Spaß. Luynes, der ihm einige zur kleinen Vögeljagd abgerichtete Dohlen schenkte, bewirkte

Galletti Weltg. 11r Th.

Z

das

dadurch, daß ihn der Dauphin außerordentlich lieb gewann. An ihn schloß sich nun Ancre an, um den Marschallsstab desto eher zu erlangen.

Eine Nebenrolle des Ancre spielte anfangs Richelieu. Armand du Plessis (geb. 1588) anfangs nicht zum geistlichen Stande bestimmt, und daher auch in den Leibesübungen geschickt, entschloß sich, als sein zum Bischof von Luçon ernannter Bruder ein Karthäuser wurde, in den geistlichen Stand zu treten, um dessen Stelle einnehmen zu können. Er bildete seine vortreflichen Geistesgaben durch fleißiges Studiren noch weiter aus, und schon war er der Königin und dem Marschall d'Ancre, durch eine Hofdame, und durch den Haushofmeister der Königin, theilhaft bekannt, als er in der Versammlung der Reichsstände, die Ludwig XIII nach seinem Regierungsantritte hielt, sich so auszeichnete, daß er die Aufmerksamkeit der Marie noch stärker auf sich zog. Durch den Marschall d'Ancre wurde er Großalmosener oder Beichtvater der jungen Königin. Nun um die Theologie, und um das Predigen, sich

weniger bekümmend, spielte er den schlauen Hofmann mit dem glücklichsten Erfolge, wußte er, die Schwächen und Leidenschaften der alten Königin benutzend, in das Vertrauen derselben sich einzuschleichen, wußte er sich zur Triebfeder der wichtigsten Unterhandlungen zu machen.

Der Marschall von Ancre sank, während daß Richelieu emporstieg, von dem Gipfel seiner Größe herunter. Mit einer der höchsten Ehrenstellen des Reichs geziert, und mit mehreren Staatsämtern versehen, die ihm und seiner Frau jährlich gegen zwey Millionen Livres eintrugen, besaß er für 1 Million Häuser und Länderey, für 2 Millionen Konen Hausgeräthe, Juwelen, Silbergeschirre, (lauter Erwerbungen seit der Regentschaft der Königin Marie) trat er, von armen französischen Edelknechten, als von seinen Hofcavalieren, begleitet, stolz einher, fühlte er sich aber endlich als den Gegenstand des allgemeinen Hasses. Mit schlauer Vorsichtigkeit dachte er schon auf die Rückkehr in sein Vaterland, unterhandelte er schon mit dem Papste wegen des lebenslänglichen

Genuß von Ferrara. Aber seine weniger furchtsame als ehrgeizige Frau hielt ihn von der Ausführung seines Planes so lange zurück, bis die Herren des Hofes sich so lebhaft gegen ihn erklärten, daß er in seine Statthalterschaft Normandie entfliehen mußte. Das gemeine Volk zu Paris plünderte nun seinen Vasaall, und fügte ihm dadurch einen Schaden von mehr als 200000 Thaler zu. Seinen Kummer vermehrte der Tod einer zärtlichst geliebten Tochter. Er drang nun noch stärker in seine Frau, ihm nach Italien zu folgen. Er hatte schon große Summen vorausgeschickt. Aber ihr Stolz, ihr blindes Vertrauen auf das Ansehn, das sie bey der Königin Marie behauptete, war Ursache, daß sie sich, Frankreich zu verlassen, nicht entschließen konnte. Der schwache Mann, der sein Schicksal ahndete, blieb mit kummervollen Herzen zurück. Vergeblich waren alle seine Bemühungen, sich wieder Freunde zu verschaffen. Alle Feinde, die er am Hofe und in den Parlamenten hatte, vereinigten sich (1616) gegen ihn.

Der

Der vornehmste unter denselben, Conde, der, an der Spitze der Reformirten, gegen den Hof Krieg geführt hatte, kam durch die Vermittlung des schlaun Richelieus, der den Marschall, den Schöpfer seines Glücks nicht mehr brauchte, wieder an den Hof. Man gestand ihm die Bedingungen zu, an den Regierungsgeschäften Theil zu nehmen, und die Verwaltung der Staatseinkünfte zu leiten. Der Marschall war, von seiner Frau verleitet, dennoch so dreist, sich wieder nach Paris zu begeben. Doch Conde wußte es auf eine listige Art dahin zu bringen, daß er vom Hofe, wo er seines Lebens ohnedieß nicht mehr sicher war, in sein Gouvernement zurückkehrte. Conde stieg seit der Zeit im Ansehn. Die Königin Marie wurde darüber vernachlässigt. Die ehrgeizige Frau ließ ihn aber, die schwache Nachgiebigkeit ihres Sohnes benutzend (Sept.) im Louvre unvermuthet in Verhaft nehmen, und Ludwig XIII begab sich nun selbst in das Parlament, um diesen Vorgang registriren zu lassen.

Doch

Doch wenn Marie auch die Freude genoß, den Conde entfernt zu sehen, so blieb Luines, der Günstling des Königes, doch immer ein furchtbarer Gegner derselben. Dieser fand es unerträglich, daß ein übermüthiger Ausländer das Regierungsruder in den Händen haben sollte. Er wünschte ihn zu stürzen. Mit ihm vereinigte sich der Cardinal von Guise. Ludwig XIII wurde krank, und zwar dem Anscheine nach sehr gefährlich. Seine damalige Gemüthsstimmung benutzte der Cardinal, um ihm den zärtlichen Antheil, den die vom Hofe entfernten Herren an seinem Zustand nahmen, recht rührend zu schildern. Ludwig, den diese Theilnahme freute, und der der Vormundschaft seiner Mutter ohnedieß überdrüssig war, beschloß, wenn er wieder hergestellt seyn würde, sie und ihren Liebling zu entfernen. Von der Ausführung dieses Entschlusses wußte ihn aber Marie zurückzuhalten. Sie bewirkte dieß hauptsächlich durch neue Minister. Allein die über die damalige Regierung unzufriedenen Großen äußerten jetzt (1617) ihre Beschwerden in Schreiben, die sie an den König abgehen ließen, so

so nachdrücklich, daß sie eine Kriegserklärung zur Absicht zu haben schienen. Zugleich streuten sie im Reiche öffentliche Schriften aus, in welchen sie die Personen, die auf die Staatsverwaltung den meisten Einfluß hatten, vor dem ganzen Publikum verhaßt zu machen suchten. Sie wurden nur von eben denselben dem Könige als Rebellen geschildert. Man zog ihre Güther ein, und ließ drey Armeen gegen sie marschieren. Der Herzog von Mayenne, einer von den Häuptern derselben, wurde eben in Soissons belagert, als eine Revolution am Hofe die Lage der Dinge änderte.

Ludwig XIII fühlte die Vormundschaft, unter welcher er von seiner Mutter und dem Marschall gehalten wurde, endlich so innig, daß er sich derselben zu entledigen wünschte. Luines, dem er sein Herz öffnete, benutzte sein Gefühl, um den Untergang des Marschalls zu beschleunigen. Dieser, der sich aus der Normandie wieder am Hofe eingefunden hatte, achtete auf alle Warnungen eben so wenig, als Marie. Der schlaue Richelieu schloß sich noch zu rechter Zeit an

Lut:

Luynes an. Da eine bloße Entfernung den Marschall nicht verhinderte, zu einer günstigen Zeit wieder zurückzukommen, so beschloß man, ihn auf eine gewaltsame Weise aus der Welt zu schaffen. Dieses Geschäft übernahm ein Capitain der königlichen Garde, Namens Vitry, ein Erzfeind des Marschalls, den man durch den Marschallsstab zu belohnen versprach. D'Ancre hatte die Gewohnheit, an jedem Morgen um 6 Uhr in das Louvre zu kommen, und in dem Zimmer seiner Frau so lange zu warten, bis die Königin erwacht war. An einem Morgen (am 24. April 1617) stand er eben auf einer kleinen Brücke, einen Brief lesend, als der Marquis von Vitry zu ihm sagte: „der König läßt sie rufen — Mich?“ antwortete Ancre: „?“. Indem seine Edelleute, die Verdacht schöpften, den Degen ziehen wollten, fielen von den Gardesoldaten, und andren Vertrauten des Vitry, die schon ihre angewiesenen Posten hatten, so viel Pistolengugeln auf den Marschall, daß 8 derselben den Kopf und die Brust trafen, und daß er auf der Stelle getödtet war. Vitry rief: „es lebe der König!“ Ludwig dankte ihm

ihm vom Fenster aus, den Hut abziehend. Die Leiche des Marschalls wurde unter eine Treppe des Wachhauses geschleppt, wo sie den ganzen Tag zur Schau lag, bis man sie endlich, um sie der Wuth des Pöbels zu entreißen, in eine Kirche brachte. Bergesbens wünschte Marie, welche die traurige Nachricht noch im Bette antraf, ihren Sohn zu sprechen. Ludwig ließ seiner Mutter melden, daß das Vorgegange auf seinen Befehl geschehen wäre, und daß sie sich nicht aus ihrem Zimmer wegbegeben möchte. Die Frau des Marschalls wurde in Verhaft gebracht. Eben das Schicksal hatten auch zwey Minister, die zur Parthey des Marschalls gehörten. Der Bischof von Luçon, damahls Staatssecretär, erhielt vom Könige den Befehl, sich der Staatsangelegenheiten für die Zukunft zu enthalten; doch erlaubte man ihm, der Königin Marie noch ferner Gesellschaft zu leisten. An eben dem Tage wurde die Garde der Marie von der Leibwache des Königes abgelöst.

Ancre hinterließ einen einzigen, zwölfjährigen Sohn. Dieser war sehr erstaunt, als

als, eine Stunde nach der Entfernung seines Vaters, Leute auf sein Zimmer kamen, die alles, selbst sein Bett, vor seinen Augen wegnahmen, und ihn, in ein Zimmer eingeschlossen, bis auf den Abend hungern und dursten ließen. Jemand, der mit seinem thätigen Mitleiden hatte, meldete es dem Könige, und dieser gab den Befehl, den Knaben in das Louvre zu bringen, und für seine Verpflegung zu sorgen. Aber die Erbitterung des gemeinen Volkes über den Mord war so groß, daß ihn ein Bedienter, um ihn vor derselben sicher zu stellen, unter seinen Mantel nehmen mußte. Doch auch selbst die Leiche des Vaters konnte der Wuth desselben nicht entzogen werden. Einige Weiber und Kinder entdeckten das frische Grab in der Kirche zu St. Germain, gruben den Körper wieder aus, schleppten ihn durch alle Gassen, hingen ihn an den Füßen an einem Galgen auf, zerrissen ihn sodann in Stücke, und mißhandelten ihn überhaupt auf eine unmenschliche Art. Die Frau des Marschalls, der man schuld gab, gegen Gott und Menschen gesündigt, und vornehmlich auch Zauberey getrieben zu ha-

haben, wurde (8. Jul.) enthauptet, und hernach verbrannt. Der Sohn verlor die Adelsrechte, und die Fähigkeit, jemahls ein Amt in Frankreich zu bekleiden. Lange lebte er im Schlosse zu Nantes eingesperrt; endlich erlaubte man ihm, in das Vaterland seiner Eltern, nach Toscana, zurückzukehren, wo er zu Florenz von den Zinsen eines Capitals lebte, welches sein Vater kurz vor seinem Tode dahin geschickt hatte. Ein Bruder der Marschallin, der Abbe Gallai, Erzbischof von Tours, trat seine geistlichen Einkünfte gegen einen Jahresgehalt ab, und kehrte gleichfalls nach Italien zurück. Die übrigen Besitzungen und Kostbarkeiten dieser einst so glücklichen Familie kamen in die Hände derer, die sich an ihre Stelle schlangen, oder man gab sie dem plündernden Volke preis. Vitry erhielt den Marschallsstab, und Luines wurde Statthalter von der Normandie, und erster Kammerherr des Königs.

Die über die vorige Regierung mißvergnügten Großen, kehrten nun wieder an den Hof zurück, und Marie, ihrer vornehmsten Stüt-

Stütze beraubt, und von lauter Feinden umringt, erhielt den Befehl, sich zu entfernen. Sie gieng nach Moulins, im Bezirke von Bourbon, welches zu ihrer Apanage gehörte. Michelien, über die an den Hof zurückgekehrten alten Minister, die ihn nicht unter sich leiden wollten, unzufrieden, folgte der Marie, in der vollen Ueberzeugung, daß sie doch wieder zur Regierung kommen würde. Den König und seine Minister überredete er aber, daß sein Aufenthalt bey der verwiesenen Königin ihnen vortheilhaft seyn könnte. Er machte sich um jene durch einen zwischen ihr und ihrem Sohn gestifteten Vergleich verdient. Durch diesen wurden ihre Einkünfte, die sich auf 1100000 Livres beliefen, noch vermehrt. Der Hof, selbst Ludwig, nahm nun (im May) von ihr Abschied. Die Mutter konnte, als sie ihren Sohn sah, sich der Thränen nicht enthalten. Aber die Unterredung endigte sich weniger zärtlich. Ludwig schlug ihr nicht nur den Barbin, den sie als ihren Hofmeister mitzunehmen wünschte, mit ernsthaft kalter Miene ab, sondern er wich auch ihrer Umarmung mit einer tiefen Verbeugung aus. Ueber die

die Unempfindlichkeit des Sohnes äusserst gerührt, eilte sie, viele Thränen vergießend, ihrem Wagen zu.

Ludwig XIII stand zwar nicht mehr unter der Vormundschaft seiner Mutter und des Marschalls; aber, zum Selbstregieren einmal nicht geschaffen, ließ er sich nun ganz von Luines beherrschen, der, eben so anmaßlich, als d'Ancre, demselben an Geisteskräften nachstand. Diesem vertraute Ludwig, während daß er sich mit Andachtsübungen, mit kindischen Zeitvertreiben, beschäftigte, die ganze Staatsverwaltung an. Doch Luines war dem Herzog d'Epemon, einem von den alten Ministern, noch unerträglicher, als d'Ancre. Um der großen Gewalt desselben entgegen zu arbeiten, verstand sich Epemon, durch Italiener und andre heimliche Unterhändler bewogen, der Marie, die zu Blois ihrem damahligen Aufenthalte, sehr genau bewacht wurde, einen freyern Wirkungskreis zu verschaffen. Aber nur mit vieler Mühe brachte man es dahin, daß man ihr eine Wallfahrt verstattete. Sie mußte sich unter den heiligsten Versicherungen verbindlich machen,

hen, wieder nach Blois zurückzukehren. Doch Epernon entfernte sich von Paris. Marie, die (1619 Febr.) vermittelt einer Leiter aus dem Schlosse zu Blois entkam, begab sich zu ihm nach Loches in Argoulême. Der Hof wollte gegen sie und Epernon erst Gewalt brauchen; allein Luines, der lieber mit Richelieu, als mit Epernon, zu thun haben wollte, brauchte jenen, um zwischen dem Könige und seiner Mutter einen neuen Vergleich zu schließen. Marie bekam, außer ihrer Freiheit, auch noch den Bezirk von Anjou. Auch Conde wurde aus seinem Verhaftete entlassen. Luines, der dieses betrieb, erwarb sich dadurch auf dessen Freundschaft ein gegründetes Recht. Er erhielt die Würde eines Herzogs. Er stieg (1621) sogar bis zum Connetable von Frankreich empor. Schlau genug ließ er dem protestantischen Feldherren Lesdiguières, einem sehr verdienstvollen Generale, der zum Oberwarhschall über alle königlichen Armeen und Lager erhoben wurde, die Einkünfte der Würde eines Connetable, indem er sich blos mit dem Titel begnügte.

Et;

Im Connetable stellte Luines in dem Kampfe gegen die Reformirten vor, zu welchem sich Ludwig XIII von dem päpstlichen Legaten Ventivoglio bereden ließ. Die Provinz Bearn, wo dieselben ihren Sitz hatten, sollte wieder ganz katholisch werden. Ludwig gleng, um dieß durchzusetzen, selbst dahin. So fieng sich eine neue Reihe von Religionskriegen in Frankreich an. Die Häupter der Reformirten schrieben eine allgemeine Versammlung nach Nocheile aus. Ludwig untersagte sie ihnen. Sie rüsteten sich hierzu zur Vertheidigung der Rechte, die ihnen das Edict von Nantes zugesichert hatte. Ludwig und Luines zogen nun (1621) gegen sie zu Felde. Ein deutscher Graf von Schomberg, aus welchem die Franzosen einen Schomberg machten, war General der Artillerie. Mantauban wurde (im August) vergeblich belagert. Ludwig XIII kränkte dieß so sehr, daß er weinete. Aber an seinem Aerger war eigentlich die Unwissenheit seines Connetable, war die Uneinigkeit der demselben untergebenen Generale, war eine ansteckende Krankheit Ursache. Luines endigte noch in eben diesem Feldzuge sein Leben.

Als

Als er das Städtchen Monheur in ~~Normandie~~ belagerte, tödtete ihn (im Dec.) ein ~~heftiges~~ Fieber im 43sten Jahre seines Alters. Verdruß und Gift sollen seinen Tod beschleunigt haben. Ludwig, der seine Herrschaft so gut fühlte, daß er ihn manchmal einen König Luines nannte, war seiner überdrüssig. Luines sah sich an den beyden letzten Tagen seines Lebens fast von jedermann verlassen, und die Thüren seines Zimmers standen beständig offen, so, daß jedermann hinein- gehen konnte. Als man seine Leiche in sein kleines Herzogthum brachte, wurde sie, wie man erzählt, von keinen Geistlichen, sondern nur von zwey von seinen Bedienten begleitet, die während der Zeit, daß sie ihre Pferde fütterten, auf seinem Sarge Piquet spielten.

Jetzt wurden neue Minister angestellt. Unter denselben befand sich der Cardinal von Rich. Der achtzigjährige Lesdigueres ward, der Würde eines Connetable wegen, noch katholisch. Im Kriege gegen die Reformirten commandirte Conde; aber im folgenden Jahre (1622 Oct.) schloß man mit denselben Frieden, der ihnen eine neue

Ver-

Bestätigung des Edicts von Nantes verschaffte. Dieß geschah jedoch nur zum Schein; denn die Statthalter und Befehlshaber in den Provinzen erhielten heimlich Gegenbefehle. Die Beschwerden der Reformirten wurden daher bald wieder laut. Ihre Schritte wurden aber auch unüberlegter, besonders seit dem Tode des vortreflichen Mornay (st. 1623 Nov.) der sie so oft mit so großer Weisheit geleitet hatte. Die kriegsgerischen Austritte wurden (1625) erneuert. Sie endigten sich jedoch bald (1626 Febr.) und abermahls sollte alles auf den Fuß des Edicts von Nantes bleiben; die Katholiken sollten aber in Rochelle freye Religionsübung genießen.

Die Nachgiebigkeit, die man damals gegen die Reformirten bewies, war eine Folge von dem planmäßigen Verfahren Richelieu's, der sich indeß zum dirigirenden Minister emporgeschwungen hatte. Durch die Bemühungen der Königin Marie zum Cardinal erhoben, und durch Ludwigs XIII. eigne Hände mit dem Cardinalschute geziert, wollte er, schon nach dem Tode des Cardis-

Galletti Weltg. 117 Th:

9

nals

nals von Rich (1622 Aug.) Mitglied des Staatsraths werden. Es gelang ihm jedoch nicht eher, als bis er (1624 April) den bisherigen Minister und Aufseher der Finanzen Bieuville gestürzt hatte. Eigentlich bestand sein Regierungssystem blos darin, daß er zu Heinrichs IV Grundsätzen wieder umlenkte; aber in der Ausführung unterschied er sich durch große Geisteskraft, von Treulosigkeit, Grausamkeit und unerbittlichem Despotismus unterstützt. Um den letztern vollkommener zu befestigen, mußten die Reformirten völlig unterdrückt werden. Um aber die Entkräftung derselben mit glücklichem Erfolge bewerkstelligen zu können, mußten vorher die See- und Landmacht vergrößert, und die Finanzen in Ordnung gebracht, mußten den Großen mehr Treue und Gehorsam eingeprägt werden. Wegen der Nachgiebigkeit, die Richelieu damals gegen die Reformirten bewies, nannten ihn eifrige Katholiken, die seinen Plan zu wenig durchschauten, den Patriarchen von Rochelle, den Papst der Calvinisten.

Aber

Aber die Großen, die Prinzen vom Hause, sahen Richelieus Herrschsucht frühzeitig ein. Ludwig XIII, der schon seit elf Jahren verheyrathet war, hatte noch keine Kinder, und man durfte sich auch keine versprechen. Sein einziger Bruder, der Herzog Gaston von Anjou, hatte zwar Töchter, aber keine Söhne, und seine erste Gemahlin war gestorben. Aber Ludwig und Richelieu wollten ihm nicht verstatten, sich zum zweiten Male zu vermählen. Orano, der Hofmeister desselben, rieth ihm nun zu feindseligen Gesinnungen gegen den Cardinal. Es bildete sich eine Gegenparthey. Allein Orano, und verschiedene Freunde desselben, kamen in Verhaft. Der Plan, den Richelieu zu überwältigen, wurde verrathen. Anjou mußte froh seyn, daß man sich nicht an ihn vergriff. Orano starb. Auch Lesdigueres endigte sein Leben (1626 Oct.). Die Stelle eines Connetable wurde nun nicht wieder besetzt.

Richelieu stieg seitdem noch höher im Ansehn. Als erster Minister erhielt er in allen hohen Collegien Sitz und Stimme.

N 2

Er

Er verschaffte sich (1627) die Oberaufsicht über die französische Seemacht, mit einer uneingeschränkten Gewalt über die Handlung und Schifffahrt. Er verstand von diesen Gegenständen zu wenig, um nicht oft getäuscht zu werden. Indessen bediente er sich der Oberaufsicht über die Seemacht, um die Reformirten zu unterdrücken. Da er wegen des Beystandes, den dieselben von England erwarteten, besorgt war, so schloß er mit Spanien, und zugleich mit Holland, gegen England ein Bündniß. Er hatte aber eigentlich nicht Ursache, wegen der englischen Seemacht sehr in Verlegenheit zu seyn. Man ließ ihm Zeit genug, Rochelle mit Sicherheit zu belagern, und dennoch that Richelieu sehr viel, um Englands Unwillen zu reizen. Er schlug einem Hülfscorps, welches den Holländern gegen Spanien zu Hilfe ziehen sollte, den Durchmarsch ab, und die französischen Freybeuter nahmen den Engländern 120 Schiffe weg. Endlich (1627 Jul.) erschien auch eine englische Flotte von 100 Seegeln mit 7000 Mann Landtruppen; aber ihr Oberbefehlshaber war der unwissende Duckingham. Er landete auf der Insel Re.

Oh;

Ohne jedoch zur Verhinderung der Belagerung von Rochelle etwas beygetragen zu haben, schifften sich die Engländer (im Sept.) mit großer Geschwindigkeit wieder ein, und seegelten, mit nicht geringem Verlust, nach Hause. Ludwig, der, nur durch ein Fieber abgehalten, sich später bey der Armee einfand, und Richelieu, konnten nun die Belagerung von Rochelle ungehindert fortsetzen.

Um demselben alle Verbindung, sowohl mit der See als mit dem Lande, zu entziehen, ließ Richelieu die ganze Landseite der Stadt durch eine, 4 französische Meilen lange Verschanzungslinie einschließen, ließ er (im Dec.) den 740 Toisen breiten Kanal durch einen Damm sperren, der unten 12, oben aber 4 Toisen breit war. Seine Höhe war so beträchtlich, daß die Fluth ihn niemals erreichen konnte. Die Kugeln aus der belagerten Stadt trafen ihn nicht eher, als wenn sie ihre Kraft verlohren hatten. In der Mitte blieb eine 4 Toisen breite Oeffnung, damit der Strom der See seinen freyen Lauf behalten möchte; doch war diese Oeffnung durch Schiffe mit Mauerwerk, die man

man

man versenkt hatte, unzugänglich gemacht. Die Bürger von Rochelle spotteten anfangs über diesen Damm; aber bald erregte er ihnen Empfindungen der Bangigkeit. Ludwig, der die Belagerungsarbeiten zu langweilig fand, gieng (1628) nach Paris zurück. Die Lust, sagte man, wäre ihm nicht gesund. Er ließ den Cardinal Richelieu als seinen General-Lieutenant, als den Oberbefehlshaber über alle andern Generale, zurück. Richelieu hatte das Gute, das er auf strenge Mannszucht hielt, daß er aber auch für eine gute Verpflegung der Soldaten sorgte. Es stellte sich jetzt (im Man) die zweite englische Hilfsflotte ein. Sie bestand aus 92 Seegeln, und war mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen beladen; aber der Damm setzte ihrer Annäherung ein so furchtbares Hinderniß entgegen, daß sie gleichfalls, ohne etwas auszurichten, wieder abseegeln mußte. Indessen hatten die Bürger von Rochelle ihre Vorräthe fast ganz aufgezehrt; aber, des drückenden Mangels ungeachtet, wehrten sie sich doch mit entschlossener Standhaftigkeit, verwarfen sie die ihnen angebotenen Unterhandlungen. Sie rechneten dabei noch

immer auf Unterstützung der Engländer. Auch erschien wirklich (im Oct.) die dritte Flotte derselben von 140 Schiffen. Aber diese wagte sehr wenig, und Rochelle mußte sich, aller Hülfe und aller Lebensmittel beraubt, (am 30. Oct.) ergeben. Die ganze Besatzung war bis auf 64 Franzosen und 90 Engländer, lauter kraftlose Leute, zusammengesmolzen. Während der Belagerung, die 14 Monathe gedauert hatte, sollen überhaupt gegen 15000 Menschen umgekommen seyn. Die übergebene Stadt stellte den trübseligsten Schauplatz des menschlichen Elends vor. Ganze Haufen von Leichen, zu deren Beerdigung die Hände der wenigen entkräfteten Leute nicht hinreichten, gewährten den häßlichsten Anblick, und erfüllten die Luft mit verpesteten Ausdünstungen. Viele, der Hoffnung, ferner zu leben, beraubt, waren bis auf die Kirchhöfe gekrochen, um ihrem Grabe desto näher zu seyn. In den Häusern fand man ganze Familien in Leichen verwandelt. Die dem Tode zur Zeit noch entwichen, rissen, Gerippen ähnlich, den einmarschirenden Soldaten das Brod von den Wänden herunter. — Alle Festungswerke wurden

niedergerissen, und die Bürgerschaft verlor ihre Vorrechte und Freiheiten. Eben dieses Schicksal hatte (1629 Jan.) die Stadt Nohan in Languedoc. Die katholische Geisteslichkeit nahm nun die ihnen von den Reformirten entzogenen Güter wieder in Besitz. So wurde also schon damals Heinrichs IV. Edict von Nantes seiner Kraft beraubt!

So stieg aber auch Richelieu's Allgegenwart immer höher! Marie, die eigentliche Schöpferin seines Glückes, fühlte es immer lebhafter, daß er ihre fernere Unterstützung nicht brauchte, daß er auf ihre Pläne wenig achtete, daß er den König ganz allein beherrschte. Marie bewies sich thätig genug; ihren Sohn auf den höchst anmaßlichen Ministern aufmerksam zu machen; aber Ludwig war vor der Unentbehrlichkeit desselben zu sehr überzeugt, als daß er in seine Entfernung hätte einwilligen können. Diese durchzusetzen, war jedoch Marie fest entschlossen. Sie nahm zur weiblichen List ihre Zuflucht. Einst (1630 Nov.) stellte sie sich krank, um jedem, ihren Sohn ausgenommen, den Zutritt versagen zu dürfen. Dieser erschien,

um

um einen Besuch bei ihr abzulegen. Sie schloß sich sogleich mit ihm in ein Cabinet ein, damit sie in ihrer wichtigen Unterredung mit demselben, nicht gestört werden möchte. Eben both sie ihre ganze Verehrbarkeit auf, um den Sohn zur Erfüllung ihres Wunsches zu bewegen, als Richelieu, der sich durch eine kleine Kapelle hineingeschlichen hatte, in das Cabinet trat. Aber vergebens bemühte sich Richelieu, den Zorn der Königin zu besänftigen. Sie bestand auf seiner Entfernung, und der Cardinal ließ schon einpacken. Doch Ludwig, dem die ungesüßte Dose seiner Mutter unerträglich war, besann sich wieder anders, und Richelieu blieb auf seinem hohen Posten. Sie wurde vielmehr selbst ein Opfer seiner Herrschsucht.

Richelieu wünschte den Bruder des Königes, Gaston von Anjou, der indessen Herzog von Orleans geworden war, auf seine Seite zu ziehen. Dieser verließ jedoch lieber den Hof. Eigentlich war der Rath des spanischen Gesandten an seiner Entfernung Ursache. Aber Richelieu schrieb die Schuld der Marie bey, und er wußte Ludwigs

Um:

Unwillen gegen dieselbe so lebhaft rege zu machen, daß er (1631 Febr.) den Entschluß faßte, sie in Verhaft nehmen zu lassen. Vorher ließ er sich deswegen vom Vater Joseph, dem geistlichen Rathgeber des Cardinals, ein theologisches Bedenken ausstellen. Marie wurde zu Compiègne verhaftet. Sie wollte sich aber durchaus nicht weiter bringen lassen, und sie wünschte sich vielmehr der Gefangenenschaft durch die Flucht zu entziehen. Der schlaue Richelieu ließ, um ihre Absicht zu befördern, alle Wachen entfernen. So gelang es der Marie zur Nachtzeit zu entweichen, um zu ihrer Tante, der Infantin Isabella, Statthalterin der spanischen Niederlande, nach Brüssel, zu kommen. Richelieu hatte es nun dahin gebracht, daß sie niemals wieder nach Frankreich zurückkommen durfte. Man beschuldigte sie eines Einverständnisses mit Spanien. Sie starb elf Jahre nach ihrer Flucht (1642 Jul.) zu Eöln in dürftigen Umständen. Dieß war das Loos einer großen Königin, deren ränkevolle List der treulosen Politik, eines ehemahligen Günstlings unterliegen mußte.

Hi:

Richelieu, der, nach der Entfernung der Marie, die Statthalterschaft über Bretagne, nebst der Würde eines Duc und Pair erhielt, opferte auch die Prinzen vom Hause, und besonders den Herzog von Orleans, seiner Herrschsucht auf. Dieser heyrathete (1632 Jan.), um sich eine Stütze zu verschaffen, eine Tochter des Herzogs von Lothringen, die Prinzessin Marie. Er rechnete dabei zugleich auf den Beystand von Spanien. Dieß konnte ihn jedoch durch den niederländischen Krieg schon genug beschäftigt, nicht gleich nachdrücklich unterstützen, und der Herzog von Lothringen sah sich von Frankreichs Macht bald so überwältigt, daß er (im Jun.) einen nachtheiligen Vergleich eingehen, daß er sich zur Ergebenheit, und zur Lehnsmannschaft des Herzogthums Bar, verbindlich machen, daß er zum Unterpfande einige von seinen Städten einräumen mußte. Nun kam aber Orleans mit einem Heere von zusammengerafften Leuten, die er mit dem Ausstattungsgehalte seiner Gemahlin angeworben hatte, und von einigen spanischen Truppen unterstützt, nach Bourgogne. Hier erklärte er sich für einen Generalstatthalter

des

des Königs, der die Absicht habe, die von Richelieu in der Staatsverwaltung gestifteten Mißbräuche und Verordnungen abzustellen. Aber es wollte sich niemand an ihn anschließen. Man floh vielmehr vor seinen zuchtlosen Soldaten. Sein einziger Bundesgenosse von Bedeutung war Heinrich von Montmorenci. Dieser und Orleans wollten (1632 Sept.) dem von Schomberg belagerten St. Felix de Carmain in Languedoc zu Hülfe kommen, vorher aber das 3 Meilen davon entfernte Castelnaudari besetzen. Indessen wurde St. Felix erobert, und Schomberg rückte gegen die Vereinigten mit seinem ganzen Heere an. Diese hatten nur den dritten Theil so viel Truppen. Der allzuthätig vordringende Montmorenci wurde gefangen. Orleans, der zu wenig Thätigkeit gezeigt hatte, wollte nach Spanien entfliehen; als er aber die Wege dahin besetzt sah, mußte er sich zu einem Vergleich mit seinem Bruder bequemen. Doch Montmorenci hatte, aller Vorstellungen und Bitten ungeachtet, das Schicksal, zu Toulouse (im Oct.) hingerichtet zu werden. Ludwig fühlte es zu spät, daß er sich in der Unterschrift

Schreibung seines Todesurtheiles übereilt hatte.

Orleans fand Richelieu's Regierungsgehalt so unerträglich, daß er sich (1632 Oct.) zum dritten Mal entfernte. Richelieu verfolgte die Anhänger desselben mit unbarmherziger Strenge. Der Herzog von Lothringen verband sich, dem mit Frankreich geschlossenen Vertrage zuwider, mit Oestreich. Ludwig rückte nun (1633 Sept.) selbst in sein Land ein, und Nancy mußte sich ergeben. Richelieu rechnete schon darauf, daß Lothringen, dessen damaliges Herzogsgehalt schlecht seinem Aussterben nahe war, bald mit Frankreich in Verbindung kommen würde. Aber er rechnete falsch. Der Herzog Karl übergab (1634 Jan.) das Land seinem Bruder, dem Cardinal Franz, der das fast erloschne Geschlecht wieder herstellte. Er heirathete die Prinzessin Claudia, die Tochter seines Vatersbruders, damit Richelieu nicht etwa einen französischen Prinzen mit derselben vermählen möchte. Aber Richelieu's Uebermacht entriß dem Herzog Franz nicht nur sein ganzes Land, sondern drohete ihm auch

auch mit der Gefahr, die Claudia nach Frankreich geführt zu sehen. Er befand sich in Nancy gleichsam eingesperrt; allein in Bauerskleidern, und durch List, waren beyde (1. April) so glücklich, den wachsamten Augen der Franzosen zu entgehen, und sich nach Italien zu flüchten.

Orleans, der sich in seinen Erwartungen von der spanischen Hilfe getäuscht sah, beschloß, nach Frankreich zurückzukehren. Sein Günstling Puylaurens ließ sich von Richelieu, durch eine Heyrath mit einer von seinen Verwandtinnen, und durch reizende Versprechungen, so einnehmen, daß er den Herzog zu einem Vergleiche beredete. Ludwig empfieng seinen Bruder sehr zärtlich; aber Richelieu hielt nichts von dem, was er versprochen hatte. Er wollte des, Herzogs eheliche Verbindung mit der lothringischen Margrethe durchaus nicht gelten lassen, und da Orleans das Einverständniß mit Oestreich hoch immer fortsetzte, so ließ Richelieu (1635 Febr.) den Puylaurens, und alle übrigen Anhänger des Herzogs, in Verhaft nehmen. Dieser und der Graf von Soissons,

sons, verließ nun (1636) den Hof abermals.

Richelieu, der die Prinzen vom königlichen Hause seiner Herrschsucht immerfort aufopferte, bekam endlich (1641) an Eingmars einen furchtbaren Nebenbuhler. Dieser, ein Sohn des Marschalls von Effiat, durch Richelieu, Ludwigs vornehmster Gesellschafter, Oberstallmeister u. s. w. wurde mit dem Schöpfer seines Glücks endlich so uneinig, daß er sich eine eigne Parthey zu machen, und jenen zu stürzen suchte. Richelieu wollte ihn nicht Duc und Pair werden lassen; er schloß ihn vom Staatsrathe aus; er behandelte ihn mit Verachtung. An den mit Nachsucht erfüllten Eingmars schloß sich Franz August von Thou, ein Sohn des berühmten Geschichtschreibers, an, den Richelieu gleichfalls beleidigte hatte. Eingmars gab sich alle Mühe, durch außerordentliche Dienstfertigkeit sich Ludwigs Zutrauen zu erwerben, um ihm desto leichter Abneigung gegen den Cardinal einzusäßen. Aber Ludwig konnte sich zur Entfernung desselben nicht entschließen. So sehr sahnte er dessen

Gri:

Geistes: Ueberlegenheit! Indessen fieng er doch an, ihn dem Cinqmars nachzusehen. Cinqmars gewann den König hauptsächlich durch die Vorstellung, daß Richelieu beständig Krieg zu unterhalten suche. Cinqmars wollte ihn ermorden lassen; er benahm sich aber viel zu unvorsichtig und langsam. Nun sollten Orleans und der Herzog von Bouillon, von Spanien unterstützt, eine Revolution bewirken. Aber Richelieu erhielt eine Abschrift von den Unterhandlungen mit Spanien. Richelieu, der sehr gut wußte, daß der schwankende, furchtsame König, nur in Schrecken gesetzt werden durfte, um die Nothwendigkeit, sich an ihn wieder fester anzuschließen, recht innig zu fühlen, gab dem Grafen von Guiche, der die Armee gegen die Spanier anführte, heimlich den Befehl, sich von denselben schlagen zu lassen, um ihnen den Weg nach Frankreich zu bahnen. Diese List gelang. Ludwig, dem gleich gewaltig bange wurde, wußte jetzt bey niemand, als bey Richelieu, Rath und Trost zu suchen. Hierauf wurde Bouillon in der Mitte seiner Truppen, Orleans zu Auvergne, und Cinqmars zu Narbonne in Ver-

Verhaft genommen. Einer klagte den andern an. Bouillon lieferte, um Leben und Freyheit zu retten, Sedan aus. Orleans verlor den Zutritt am Hofe und seine Domänen. Die Hauptschuld wälzte man auf den Cinqmars, um ihn hinrichten zu können. Eben dieses Schicksal hatte de Thou, der, ohne eigentliche Theilnahme an der Verschwörung, weiter kein Verbrechen begangen hatte, als daß er seinen Freund nicht verrathen wollte. Vielleicht opferte ihn der rachsüchtige Richelieu den freymüthigen Aeußerungen des Vaters auf.

Nachdem Richelieu den Krieg gegen Spanien durch die Eroberung von Perpignan geendigt hatte, zog er in Paris im Triumphe ein. Er saß in einer Art von Zimmer, welches von 50 Mann seiner Garde getragen wurde. Im Regen, und bey abwechselnden Wind und Sonnenschein, blieb er ohne Hut. Jetzt war er aber auch am Ende seines Lebens. Nicht lange vorher hatte er seinen vertrautesten Rathgeber verloren. Der Vater Joseph, der Sohn Johann le Clercs du Tramblay, eines der

Galletti's Willg. 111 Th. 3 vor:

vornehmsten Rechtskündigen Frankreichs, ein Schüler des berühmten Lateinschreibers Muretus, sowohl im mündlichen als schriftlichen Ausdrucke sehr gelibt, fand, 16 Jahre alt, eine alte adliche Dame so liebenswürdig, daß er sie heyrathen wollte. Als sein Wunsch nicht befriedigt wurde, wurde er ein Capuziner. Vierzehn Jahre lang (seit 1624) war er Richelieu's Rathgeber. Unter der Maske eines sanften und liebevollen Verräthers, war er hart und grausam gesinnt, und eben diese Denkart war es, die ihm das Zutrauen des Cardinals verschaffte. Sein Zimmer, äußerlich einer Klosterzelle ähnlich, stieß an die Wohnung des Cardinals. Die Regeln seines Ordens beobachtete er mit solcher Strenge, daß er auch auf einer Strohecke schlief. Dabey war er der schlaueste Politiker, den man sich denken kann. Richelieu, der an ihm (1638) sehr viel verlor, überlebte ihn 4 Jahre. Sein Körper war (eine Folge seiner Lebensart?) mit Geschwüren bedeckt. Als er (1642 am 4. Dec.) starb, befand er sich in seinem 58sten Lebensjahre.

Nicht

Nicht leicht hat ein anderer Erster Minister eigenmächtiger regiert, als Richelieu; nicht leicht hat er über die Einkünfte des Staates eigenmächtiger verfügen dürfen! Diese beliefen sich damahls jährlich etwa auf 80 Millionen Livres, die Mark zu 27 Livres gerechnet. Sie möchten nach dem jetzigen Werthe also gegen 160 Millionen betragen haben. Die Geistlichkeit trug zu denselben regelmäßig 4 Millionen bey. So ansehnlich aber diese Staatseinkünfte für die damahligen Zeiten waren, so hatte sie Richelieu, als er starb, wegen seiner schlechten Staatswirthschaft, doch schon auf 3 Jahre voraus verthan. Er selbst hatte immer gegen 3 Millionen jetziger Währung vorrätzig. Er unterhielt eine Leibwache, die der königlichen gleich war, und an Pracht übertraf er selbst den König. So despotisch, und alle Menschenrechte beleidigend aber sein Verfahren war, so bleibt er doch immer derjenige, der die innere und äußere Macht des französischen Staates gegründet hat. Ludwig XIII, der sich seiner lästigen Vormundschaft nicht zu entziehen wußte, lächelte bey der Nachricht von seinem Tode. Sein Nachfolger

wurde

wurde Mazarini, den er dem Könige an seinem letzten Tage noch empfohlen hatte. So regierte er also über Frankreich, auch wie er nicht mehr lebte! Julius Mazarini, ein römischer Edelmann, der, als Secretär des päpstlichen Gesandten, nach Frankreich kam, befolgte genau die Regierungsgrundsätze, die den Richelieu zum Urheber hatten. Ludwig XIII, der einmahl dazu gebohren war, unter der Leitung eines andern zu stehen, überlebte den Cardinal nur 5 Monathe (st. 1643 am 14. May). Seit Richelieu's Regierung mischte sich Frankreich planmäßig in alle auswärtigen Handel. Es nahm sich des Veltlins gegen Spanien an; es spielte in Italien, vornehmlich wegen des mantuanischen Erbfolgestreites eine wichtige Rolle; es half den Ausgang des dreißigjährigen Krieges entscheiden.

Das Veltlin, und die Grafschaft Worms, gehörten zu den Unterthanen der Graubündner. In Graubünden fand aber, eben so wie in der übrigen Schweiz, Calvins und Zwinglis Lehre gleichfalls Eingang. Diese Lehre, oder die Reformation, brachte jedoch in

in der Schweiz, nicht so wie in Deutschland, Veränderungen in der Regierungsverfassung hervor. Auch gewann durch dieselbe die Obrigkeit, selbst wenn sie aristokratisch war, sehr wenig, oder gar nichts; denn die Güther, die man den Cisterciern und Klöstern wegnahm, mußten zum Besten des Volkes verwendet werden. Wenn die Reformation aber auch für die Regierungsverfassung der Schweiz gleichgültig blieb, so war sie es nicht für die Ruhe derselben. Die Verschiedenheit der Religionsmeinungen zündete vielmehr schon gleich bey ihrem Ursprunge ein Kriegsfeuer an *), und jetzt ward eben dieselbe von Spanien benutzt, um den Graubündnern das Veltlin, und die Grafschaft Worms, zu entreißen. Diese beyden kleinen Länder hatte (1512) der Herzog Franz Sforza von Mailand den Graubündnern für den Verstand, den sie ihm zur Behauptung seines Herzogthums leisteten, völlig abgetreten. Der König Franz I genehmigte dieß zwar; jedoch unter der Bedingung, daß Frankreich ausschließlich das Recht des Durch-

*) Theil X, S. 54.

Durchmarsches genossen sollte. Zur Zeit Heinrichs wurde dieses Recht von neuem bestätigt. Nun erhielt aber auch der Freystaat Venedig von der graubündenschen Regierung die Erlaubniß, seine in der Schweiz geworbenen Kriegersleute durchziehen zu lassen. Endlich wünschte sich auch Spanien dieses Recht, um seine Länder in Italien mit den österreichischen Provinzen in Deutschland in eine nähere Verbindung zu bringen. Auch gelang es seinen Ränken, die katholischen Bewohner Graubündens in sein Interesse zu ziehen, während daß die protestantischen sich an Venedig angeschlossen. Dieß verursachte Erennung und Erbitterung zwischen den Bündnern. Wetzlin und Worms kündigten (1617) den Gehorsam auf, und ermordeten alle Reformirten, die sich innerhalb ihrer Grenzen befanden. Die graubündensche Regierung sah sich dadurch bewogen, diese beyden kleinen Ländern an Spanien abzutreten. Ferra, der spanische Statthalter von Mailand, nahm sie (1620) in Besitz, und ließ alle Zugänge zu denselben sorgfältig bewachen. Dieß war für die übrige Schweiz, für Savoyen, für die italienischen Staaten,

am

am wenigsten aber für Frankreich, gleichgültig. Er verlangte von Spanien die Räumung des Wetzlins, und die Wiederherstellung des ehemaligen Religionszustandes. Philipp IV und Olivarez versprachen sie zwar, hielten aber ihr Wort nicht. Frankreich verhandelte hierauf mit Savoyen und Venedig. Jenes ließ ein Corps von 9300 Mann, die meistens in Graubünden und in der übrigen Schweiz angeworben waren, in Wetzlin einrücken, und (1624 und 1625) die Spanier aus den meisten Orten herausstreiben. Richelieu brachte es auch (1626) dahin, daß die schweizerische Tagsatzung zu Solothurn von Spanien die Räumung des Wetzlins ausdrücklich verlangte, und der spanische Hof fand es endlich für rathsam, den Wunsch Frankreichs und der Schweiz zu erfüllen. Nun setzten sich aber die Franzosen in Wetzlin fest, bis sie nach 11 Jahren (1637) von den Graubündnern, mit Hülfe der Spanier, wieder herausgetrieben wurden.

Frankreich arbeitete dem Einflusse Spaniens aber vorzüglich in Italien entgegen.

Für

Für dieses Land war der Tod des Papstes Pauls IV, der mit Philipp II von Spanien Krieg führte, ein wichtiger Zeitpunkt *). Dieser Papst, der sich im Auslande durch seinen unduldsamen Geist, durch seine hildebrandischen Gesinnungen, verhaßt machte, drückte seine Unterthanen durch schwere Abgaben, durch die Schrecken der Inquisition, und verfuhr gegen würdige Männer, die man ungerechter Weise der Keterei beschuldigt hatte, und selbst gegen Cardinäle, so unbarmherzig, daß er sich dadurch bei dem Volke sehr verhaßt machte. Von Rom aus breitete sich der Inquisitionsgeist, als das kräftigste Mittel des Despotismus, in andre italienische Länder aus. Zugleich stieg das Ansehn seiner vornehmsten Beförderer, der Jesuiten, immer höher. Wie sehr freuten sich also nicht die Römer, als Paul IV, den sie als den Urheber dieses Geistes, als einen Tyrannen, verabscheuten, (1559) im 38ten Jahre seines Alters sein Leben endigte! In der Entzückung über seinen Tod befreieten sie sogleich viele Gefangene.

Mit

*) Theil X, S. 104. wo für Paul III, Paul IV gelesen werden muß.

Mit diesem Tode begann für Italien eine lange und glückliche Ruhe, während der die Regierung der meisten italienischen Staaten einen despotischen Charakter erhielt, und die Fürsten, durch Erhöhung der Abgaben, ihre Einkünfte ansehnlich zu vermehren suchten. Savoyen trieb sie von 400000 Scudi, bald bis auf 1 Million hinauf; Mayland nahm 2400000, Venedig 5 Millionen, Toscana 1 1/2 Million, Genua 500000, Modena, als es noch Ferrara besaß, 600000, hernach nur die Hälfte, Mantua 500000, Parma 600000, Montserrat 250000, Urbino eben so viel, und Mirandola 80000, solche Thaler, ein. Das Bestreben der Fürsten, ihre Einkünfte zu vermehren, half den Frieden erhalten, forderte sie zur thätigen Regentensorgfalt auf. Sie bereiseten ihre Staaten, bemüheten sich, den Ackerbau zu heben, und die Zahl der Landbauer durch neue Colonisten zu vermehren. Am wenigsten thaten die meisten von ihnen für die Seemacht. Daher wurde die italienische Küste auch häufig von den Seeräubern heimgesucht.

Die

Die vielen Staaten von mittelmäßigen und kleinem Umfange, in welche Italien getheilt war, konnten der Einwirkung fremder Mächte zu wenig mit Nachdruck entgegen arbeiten. Seit den Zeiten Karls V behauptete Spanien, als Besitzer von Mailand und Neapel, das größte Ansehen in Italien. Am meisten bemüheten sich Savoyen und Florenz dieses Ansehen zu vermindern.

Der Beherrscher von Florenz, der Herzog Alexander, ein äußerst ausschweifender Fürst *), war von Karl V, mehr in der Absicht, seine eigne Macht in Italien zu befestigen, (der neue Herzog war sein Schwiegersohn) als aus Gefälligkeit für den Papst Leo X, seinen Vetter, zum Herzoge erhoben worden. Um dem sinnlichen Genuße des Lebens sich ungestörter widmen zu können, überließ er die Regierung einem sogenannten Luogotenente (Stellvertreter), und um diese despotischer machen zu können, wurde die Leibwache vermehrt, und eine

große Landmiliz errichtet, den übrigen Bürgern hingegen alles Gewehr abgenommen, und nur den größern Landstädten noch eine besondre Mannschaft zugestanden. Die Einkünfte des Staates beliefen sich auf 400000 Ducaten. Diese gewährten dem wollüstigen Alexander hinlängliche Mittel, seine Neigungen zu befriedigen. Derjenige, der ihm diese Befriedigung vorzüglich erleichtern half, war Philipp Strozzi, ein sehr gebildeter, kenntnisvoller angenehmer Mann, bey dem florentinischen Volke weit mehr als Alexander beliebt, aber auch der florentinische Erafus seiner Zeit, der sich um den Alexander, durch die Bemühungen, mehr sein Vergnügen, als sein Ansehen, zu befördern, eben nicht verdient machte, der ihn zu den schrecklichsten Ausschweifungen verleitete. Die Leppigkeit und Wollust gehörten damals in Florenz zur Tagesordnung. Aber Alexander, der die dringendsten Ursachen hatte, seine unmoralische Lebensart durch Regenten: Tugenden, und vornehmlich durch einseitiges Benehmen, weniger auffallend zu machen, behandelte die vornehmsten Familien von Florenz so ungerecht, so tränkend, daß sie

*) Theil IX. S. 397.

sie es nicht länger ertragen konnten. Dieses Gefühl regte sich vornehmlich bey der Familie der Strozzi, die der Herzoglichen an Reichthum fast gleich kam. Die Strozzi entfernten sich von Florenz. Alexander trieb nun seinen Verdacht gegen dieselben so weit, daß er den Peter Strozzi, Philipps Sohn, seinen Gesandten am französischen Hofe, in Verhaft nehmen, und bennähe der Tortur unterwerfen ließ. Den Unwillen des Volkes, den er dadurch rege machte, vermehrte er noch durch drückende Abgaben. Endlich fand sich ein entschlossener Mann, der das Vaterland von dem Tyrannen befreyte. Sein Vetter, Lorenz der Populäre, brachte ihn (1536 Jan.) des Nachts, durch die reizende Hoffnung, ein schönes Mädchen zu finden, angelockt, in sein Haus, und ermordete ihn im Bette. Der Mörder hatte zwar elf Jahre hernach (1547) eben dieses Schicksal; aber der Stadt Florenz war doch damals ein großer Dienst erwiesen.

Noch hatten ihre vornehmsten Bürger das Angenehme einer aristokratischen Verfassung im lebhaftesten Andenken. Aber dies-

seitigen unter ihnen, welche die andern an Einsichten und Erfahrung, an Ergebenheit für das Haus Medici, übertrafen, und unter diesen der berühmte Geschichtschreiber Italiens, Franz Guicciardini, beredeten die andern, den achtzehnjährigen Cosmus, den Enkel Johannis, zwar nicht zum Herzoge, aber zum Herrn, zu erwählen, und diese Wahl wurde doch auch von Karl V. bestätigt. Cosmus, der mit guten Kenntnissen schöne Eigenschaften, und besonders häusliche Tugenden, vereinigte, zeigte sich als Regent sehr habfüchtig, drückte die Unterthanen durch Abgaben, und er presste in kurzer Zeit 1 Million Scudi. Aber er brauchte auch viel Geld, weil ihm Karl V., durch täuschende Hoffnungen, 600000 Scudi abnahm. Seine Regierungsart mißfiel nun besonders denen, welche Florenz wieder in eine Republik verwandelt, und sich an der Spitze derselben zu sehen wünschten. Zu diesen gehörten vornehmlich die Edeln des Philipp Strozzi, die bey dem französischen Heere in Piemont dienten. Sie nahmen an Versammlungen Antheil, welche die über die damalige Regierung mißvergnügten

Florentiner hielten. Sie stellten Mannschaft auf, die sich auf die Unterstützung der Franzosen verließ. Aber Peter Strozzi, der Oberanführer derselben, wurde vom General des Kaisers geschlagen, und sein Sohn Philipp hatte das Schicksal, nebst mehreren der angesehensten Männer von Florenz, die dem Wunsche, ihrem Vaterlande die Freiheit wiederzugeben, nicht hatten widerstehen können, in die Gefangenschaft zu gerathen. Cosmus ließ 4 Tage hintereinander, auf dem Marktplatz zu Florenz, an jedem Tage 4 von diesen Vaterlandsfreunden hinrichten. Das Volk wurde jedoch über das wiederholte schreckliche Schauspiel so laut, daß Cosmus die Hinrichtungen einstellte, und die übrigen Gefangnen in der Festung von Pisa, auf eine jammervolle Art, umkommen ließ. Des Philipps Strozzi, der sich in einem leidlichen Verhafte befand, nahm sich der Pabst Paul III so eifrig an, daß der Verdacht, welchen Cosmus auf ihn geworfen hatte, um so stärker wurde. Er drang daher bey dem Kaiser darauf, daß er ihn denselben möchte ausliefern lassen. Karl V gab seine Einwilligung, daß er verhöret werden

den sollte. Als man ihn aber abholen wollte, fand man sein Zimmer verschlossen, fand man ihn, als man das Zimmer öffnete, nebst zwey blutigen Degen, und einem dritten, der noch in der Scheide steckte, todt auf der Erde liegen. Ein dabey befindliches Papter enthielt eine Vertheidigung seines Selbstmordes, mit den Worten: „habe ich bisher nicht zu leben gewußt, so will ich doch wenigstens zu sterben wissen“! und mit dem Gebehte zu Gott: „wenn ich auch nicht Verzeihung verdiene, so laß o Gott meine Seele doch dahin kommen, wo sich der Geist des Cato befindet“! Der Sohn des entschlossenen Philipps, Peter, der an seiner Stelle die Oberanführung der mißvergnügten Florentiner übernahm, wurde (1553) von den kaiserlichen und herzoglichen Truppen so entscheidend geschlagen, daß er auf 4000 Mann verlor, daß er in seiner Kleidung flüchten mußte.

Mit dieser Schlacht verschwand alle Hoffnung der Strozzi und der französischen Partey, die republikanische Verfassung in Florenz wieder herzustellen. Siena mußte sich nach

nach einer sehr standhaften Vertheidigung, an die spanischen Truppen Karls V. ergeben. Doch 400 von den besten Familien dieser Stadt wanderten zugleich mit den Franzosen aus, und es behielt von 130000 Bürgern kaum noch 10000 übrig. Von den Bewohnern seines Gebietes waren in diesem Kriege auf 50000 umgekommen. Aber auch im Herzogthume Mantua, in der eignen Provinz des Kaisers, waren mehrere hundert tausend Mann, durch Krieg und Elend getödtet worden. Philipp II. überließ (1557) den Bezirk von Siena dem Herzoge Cosmus, um ihn von einer Verbindung mit Frankreich abzuhalten; dieser mußte ihm jedoch jährlich 50000 Ducaten geben. Sein Sohn Franz, der in Spanien, an Philipps Hofe, aufwuchs, und unter der Aufsicht des berühmten Alba, gebildet wurde, heirathete die Prinzessin Anna, eine Tochter Kaisers Ferdinands I., und Cosmus füllte, zur Zeit des Türkenkrieges, die Casse des Schwagers seines Sohnes, des Kaisers Maximilians II., mit 200000 Ducaten an. Das Geld hatte dem Hause Medici schon zu manchem Vortheile, zu mancher Ehre, den Weg gebahnt. Dies

Dieser Fall traf auch jetzt ein. Cosmus zahlte dem Pabste Pius V., dem Nachfolger Pauls IV., zu der Summe, mit welcher er die Kriege gegen die Huguenotten in Frankreich unterstützte, 300000 Ducaten. Dafür legte ihm derselbe (1569 Aug.) vermittelt einer besondern Bulle, jedoch mit Erlaubniß des Kaisers, den Titel eines Großherzogs von Florenz bey, und Cosmus wurde von ihm als ein souverainer Fürst gekrönt. Seine großherzogliche Würde erhielt einige Jahre hernach (1574 April) auch die feyerliche Bestätigung des Kaisers Maximilians II. Der erste Großherzog starb nicht lange hernach (1576 Jan.). Der florentinische Staat befand sich bey seinem Tode in dem blühendsten Zustande. Cosmus hatte nicht nur alle Staatsschulden bezahlt, sondern auch verschiedene neue Städte angelegt, die Festungen ausgebaut, eine Armee von 36000 guten Soldaten (wohl meistens Landmiliz) aufgestellt, und seine Einkünfte bis auf 1100000 Ducaten erhöht. (Das Großherzogthum Toscana brachte also damals ein Drittel mehr, als in unsern Zeiten, ein). Florenz und sein Gebiethe zahlte damals

Galletti Weltg. 111 Th.

Na 700000,

700000, Siena 100000, Pisa 22000 Menschen. Von diesen wurden Künste und Wissenschaften mit vorzüglichem Eifer getrieben.

Unter dem Großherzoge Franz bekam manches bald eine andre Gestalt. Seine Minister erlaubten sich Bedrückungen der Untertanen; die Gerechtigkeit wurde zwar streng genug, aber auch partheyisch, verwaltet. Peter Medici, der Bruder des Großherzogs, ermordete seine Gemahlin mit eigener Hand. Franz selbst ließ sich von seiner Geliebten, der Bianca Capello, zu manchen Ungerechtigkeiten verleiten. Diese schöne Frau, die von ihrem ersten Manne Benvenuto ihren Eltern entführt worden war, bemächtigte sich der Herrschaft über das Herz des Großherzogs so entscheidend, daß er sie nicht nur mit Reichthümern überhäufte, sondern daß er sich auch fast ganz von ihr leiten ließ. Durch ihre Ausschweifungen zum Kindergebahren ganz untüchtig, überredete sie den schwachen Großherzog von der Möglichkeit, durch sie Vater zu werden. Um die schöne Hoffnung, durch die sie ihn getäuscht hatte,

hatte, zu befriedigen, gab sie den Sohn eines gemeinen Weibes für den ihrigen aus. Dieß war der D. Antonio Medici. Die Großherzogin Johanne mußte die traurige Lage, in die sie sich versetzt sah, mit Geduld ertragen. Sie brachte endlich den Prinzen Philipp zur Welt, starb aber nicht lange hernach (1578) von jedermann bedauert. Bianca, die ihr so vielen Verdruß gemacht hatte, wurde nun die Gemahlin des Großherzogs, der auf die Vermählungsfeierlichkeiten 300000 Ducaten verwendete. Er that dieß zu einer Zeit, wo er dem Könige von Spanien, dessen Vasallen er gleichsam vorstellte, 400000 Ducaten vorschob. Eben dieses Verhältnisses wegen wurde er aber von den übrigen Fürsten Italiens verabscheut, oder wenigstens verachtet. Es gab zu Florenz auch noch immer manche Vornehme, die sich nach einer Regierungsveränderung sehnten. Anstatt sie durch Liebe, durch ein wohlthätiges Regierungsverfahren, zu gewinnen, versprach Franz vielmehr öffentlich jedem Meuchelmörder, der einen von diesen sogenannten Rebellen umbringen würde, 6000 Ducaten. Solche

Rathschläge gab ihm vornehmlich der Bruder der Bianca, Victor Capello, der aber auch die ganze Staatsverwaltung endlich so sehr in Verwirrung brachte, daß Franz und Bianca auf seine Entfernung denken mußten. Der vornehmste Wunsch der Bianca, die sich sonst in einer für sie unerwartet glücklichen Lage befand, war ein leiblicher Sohn, um die schöne Hoffnung, ihre Nachkommenschaft im Besitze von Florenz zu sehen, genießen zu können. Sie fragte daher zu Pratolino, wo der Hof sich meistens aufhielt, jeden Quacksalber um Rath, um in den Stand der Fruchtbarkeit versetzt zu werden. Ihre Sehnsucht darnach wurde noch größer, als Philipp, der Sohn der Johanne, (1583) sein Leben beschloß. Sie gab eine unzeitige Geburt, eine Schwangerschaft nach der andern an, und der schwache Franz ließ sich von ihr, durch vergebliche Hoffnungen, täuschen. Endlich mußte er seine Täuschung einsehen, und nun söhnte er sich mit seinem rechtmäßigen Nachfolger, seinem Bruder, dem Cardinal Ferdinand von Medici, aus.

Franz

Franz starb nicht lange nach dieser Aussöhnung (1587 am 19. Oct.) 47 Jahre alt, und seine Bianca überlebte ihn nur Einen Tag. Der neue Großherzog ließ sogleich ihr Wappen austreichen; aber ihren Tod hat er nicht beschleunigt. Ferdinand fand die Cassé seines Vorgängers reichlich angefüllt. Er hatte alle Jahre 300000 Scudi zurückgelegt, und dennoch waren von ihm auf Fabriken von schönem Porzellan und von Crystallglas, die er in seinem Pallaste anlegte, sehr ansehnliche Summen verwendet worden. Der neue Großherzog Ferdinand, der schon als Cardinal zu Rom alle Herzen gewann, und sich durch eine schöne Villa ein unbewegliches Andenken stiftete; der in der Gesellschaft von Gelehrten die angenehmste Unterhaltung fand; ein Fürst von eben so gemäßigten als edlen edlen Gesinnungen, legte den Cardinalshut ab, und vermählte sich (1559) mit der französischen Prinzessin Christine, der Tochter der Katharine von Medici, die ihm, für 200000 Scudi Ausstattungsgeelder, ihre Allodialgüther in Toscana anwies. Ferdinand, der, wegen seiner Verbindung mit
Frankr

Frankreich, Spaniens ohnedieß sehr gesunkene Macht nicht länger fürchten durfte, schlug dem spanischen Hofe nicht nur eine neue Anleihe von 500000 Ducaten ab, sondern verlangte auch die Wiederbezahlung, der von seinem Vorfahren vorgeschossenen Summen. Den Juden, die aus Spanien und Portugal fortgejagt wurden, wies er zu Livorno eine Freystätte an. Nach dieser Stadt, die aus stinkenden Sümpfen in ansehnlicher Gestalt sich empor hob, lud er alle Nationen zum freyen Handel ein. Seine Tochter Marie wurde die Gemahlin seines Freundes Heinrichs IV von Frankreich, dem sie eine Aussteuer von 600000 Scudi mitbrachte. Ihr folgte Eleonore Dori, deren Ränke auf Frankreichs Schicksal einen so bedeutenden Einfluß hatten. Ferdinand, der auf Beförderung der Betriebsamkeit seines Volkes, und auf die Unterstützung seiner Freunde und Bundesgenossen, so große Summen verwendete, hinterließ (1609 Febr.) einen Schatz von 20 Milldn Scudi. Wie ergiebig muß damals Toscana nicht gewesen seyn! Unter seinem Nachfolger, dem kränklichen, die

die Ruhe liebenden Cosmus II (st. 1621 Febr.) begann der Zeitpunkt, wo der Glanz des Hauses Medici zu verschwinden anfieng. Sein elfjähriger Sohn, Ferdinand II, stand unter der schlechten Vormundschaft seiner Mutter Christine.

Um so mehr hob sich jetzt Savoyen. Hier hatte der Herzog Karl III (der Gütige), das Unglück, in die Händel zwischen Karl V und Franz I verwickelt zu werden *). Als sein Land sich in der Gewalt des letztern befand, begab sich das Walliser Land und Genf in den Schutz der Schweiz, und der Canton Bern bemächtigte sich des Waadtlands des, und andrer kleinen Bezirke. Der Gram über seine traurige Lage tödtete den Herzog Karl (1553 Aug.). Sein Nachfolger, Emanuel Philibert, war, gleich manchem andern großen Manne, durch kummervolle Jugendschicksale gebildet worden. Im Jahre der berühmten Schlacht von Pavia (1525) zu Cambray geboren, und in den Jahren seiner

*) Theil IX. S. 406.

ner Kindheit an den Füßen lahm, und überhaupt schwächlich, schien er auf kein langes Leben rechnen zu dürfen. Man widmete ihn, weil er mehr Brüder hatte, dem geistlichen Stande, und weil der Pabst Clemens VII seinem Vater zum Cardinalsstuhle für ihn Hoffnung gemacht hatte, so nannte man ihn das Cardinalschen. Aber im 17ten Jahre seines Alters, hatten sich seine Körperkräfte so gut entwickelt, daß er in kaiserliche Kriegsdienste treten konnte. In diesen zeichnete er sich, vornehmlich in den Niederlanden aus, als ihn der Tod seines Vaters in sein Vaterland zurück rief, dessen Besitz ihm der Friede zu Chateauen Cambresis wieder verschaffte. Aber die Regierung über dasselbe, die er jetzt übernahm, erforderte alle die Klugheit, die er besaß, alle die Erfahrung, die er sich erworben hatte. Auf seinem Lande lag eine Schuldenlast von 1654000 Scudi. Es war durch den Krieg in einen öden, volkarmen Zustand versetzt worden. Dieß gab seiner Regentensorgfalt hinlängliche Beschäftigung. Ihm folgte (1580) sein 19jähriger Sohn, Karl Emanuel, den der Vater so ängst-

ängstlich erzog, daß er ihn beständig von zwey Aerzten beobachten ließ. Aber der geistvolle und lebhafteste Prinz überließ sich, als er sein eigener Herr war, den sinnlichen Ausschweifungen ohne alle Einschränkungen. In dessen erhielt er doch Ruhe und Ordnung in seinem Lande. Politisch schlau, stand er bald mit Spanien, mit welchem er durch seine Heyrath mit einer Tochter Philipps II in Verbindung stand, theils mit Frankreich, im Einverständnisse. Das letztre konnte ihn nicht hindern, (1588) zum Besitze der Markgrafschaft Saluzzo zu gelangen, die ihm Heinrich IV für den Bezirk von Dresse endlich (1602) abtrat. Hierdurch wurde Frankreich von Italien gleichsam abgeschnitten. Ein für die Ruhe des letztern sehr günstiger Umstand! Der thätige und entschlossene Karl Emanuel machte den Plan, die Stadt Genf durch eine Ueberrumpelung wieder in seine Gewalt zu bringen. Schon hatten (1602) seine Truppen die Mauern der Stadt erstiegen, als sie noch zu rechter Zeit entdeckt, und von den braven Bürgern zum Rückzuge genöthigt wurden. Bis in die neuesten Zeiten hat man das

das Andenken dieser glücklich abgewehrten Escalade gefeyert!

In einer glücklichern Lage, als Savonen und Toscana, befand sich der Pabst, durch Toscana und Savonen von dem unmittelbaren Einflusse Frankreichs getrennt, und eben deswegen um so mächtiger. Gregor XIII, der sich durch die Einführung eines verbesserten Kalenders berühmt machte, und (1585) im 84ten Jahre seines Alters starb, hatte den großen Pabst, Sixtus V, zum Nachfolger. Felice Peretti, von einer so armen bürgerlichen Familie, im Gebieth von Ancona, daß er als Knabe die Schweine eines Klosters hütete, ward hernach Franciscaner, und schwang sich bis zur Würde eines Cardinals empor. Seinen feurigen, unternehmenden Geist, wußte er so glücklich zu verbergen, daß die Cardinäle in ihm einen sehr sanftmüthigen und nachgiebigen Pabst zu wählen glaubten. Wie sehr waren sie daher nicht verwundert, als der stille Sixtus bey seiner Krönung ganz felsch zu Pferde stieg. Einen so thätigen, sorgfältig regierenden Pabst.

Pabst, hatte Rom lange nicht gehabt! Sixtus ernsthaft, gleichmüthig, zu rechter Zeit sich verstellend, aber ohne Betrug und Bosheit, ein Feind von Lügen und Ränken, dabey sehr überlegsam, in Staatsachen sehr einsichtsvoll, in der Ausführung seiner Pläne standhaft, machte sich besonders durch eine strenge, unpartheyische Rechtspflege um sein Volk sehr verdient. Die Ruhe desselben störten seit langer Zeit Vanditen, das heißt Leute, die das Menschenmorden als ein Gewerbe trieben, die von den Vornehmen, und selbst von den Cardinälen, in Dierß genommen oder gedungen wurden. Man nannte sie Bravi (d. i. Tapfre), und durch diesen Nahmen schien ihr Geschäft gleichsam veredelt. Um so mehr Entschlossenheit und Standhaftigkeit bewies Sixtus V, als er ihre Ausrottung durchsetzte. Aber selbst der Vornehmste, den man überführen konnte, einen Vanditen aufgenommen oder beherbergt zu haben, gerieth in die Gefahr, als ein Mißethäter hingerichtet zu werden. Diefß widerfuhr unter andern, dem Grafen Nepoli von Bologna, der, ungeachtet er jährlich

5000 Scudi unter die Armen austheilte, auf Befehl des Papstes im Gefängnisse erdrosselt wurde, weil er, wie man ihm Schuld gab, einen Banditen hatte entwischen lassen.

Einen noch auffallendern Beweis seiner unerbittlichen Strenge, gab Sixtus V in Ansehung des Prinzen Ranuccio Farnese. Das Haus Farnese hatte sich seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl, des Cardinals Farnese wegen, lebhaft entgegengesetzt. Doch Alexander Farnese, Herzog von Parma, der dem Könige Philipp II gegen die Niederländer so wichtige Dienste leistete *), der die calvinischen Ketzer so tapfer bekämpfte, konnte den Vater, den Herzog Otavio, wohl berechtigen, die Entfernung der spanischen Besatzung von Piacenza zu verlangen. Philipp II bewilligte sie endlich auch, aber nur in der Stille, damit der Papst mit seinen Ansprüchen auf Piacenza nicht wieder hervorrücken möchte. Alexander Farnese ward

er

er bekam auch Piacenza wieder. Er schickte hierauf seinen Sohn Ranuccio nach Rom, um nicht allein seinen Vetter, den Cardinal, zu besuchen, sondern auch dem Papste seine Aufwartung zu machen. Der Prinz kam gerade zu der Zeit an, als Sixtus V seine strenge Bulle gegen die Banditen gegeben hatte. In dieser waren unter andern gewisse Waffen bey Todesstrafe verbothen. Solche Waffen trug nun zu seinem Unglücke der Prinz Ranuccio. Sixtus gab daher sogleich den Befehl, sich seiner Person zu bemächtigen, und ihn in die Engelsburg zu bringen. Dieser Befehl wurde, als er an einem Morgen dem Papst aufwarten wollte, im Vorzimmer desselben, zur Vollziehung gebracht. Der Prinz mußte nun, den Großproceß voraus, unter dem Zulaufe einer großen Menge von Volk, sich nach der Engelsburg bringen lassen. Vergebens machten der Cardinal Farnese, und dessen Freunde, dem Papst eben so gründliche als wehmüthige Vorstellungen. „Ich würde den Prinzen“ versetzte Sixtus, „nicht anders behandeln, und wenn er mein eigener Sohn wäre; lie-

ber

*) Thil X, Kap. 15.

ber will ich in mein Kloster zurückkehren, als mein Gesetz vor meinen Augen übertreten lassen". — Der Cardinal Farnese besag sich noch einmahl zum Pabst, um den letzten Versuch wegen der Rettung seines Neffen zu machen. Doch Sixtus, der die Wirkung dieses Besuches im Voraus vereiteln wollte, schickte dem Commandanten der Engelsburg den bestimmten Befehl zu, das Todesurtheil an dem Prinzen um 1 Uhr des Nachts vollziehen zu lassen; zugleich aber schrieb er ein Willket an den Cardinal, in welches er eine Verordnung an den Commandanten, den Prinzen um 2 Uhr ihm auszuliefern, einschloß. Um diese Zeit aber war, nach der Voraussetzung des Pabstes, der Kopf des Prinzen von seinem Rumpfe schon getrennt. Aber der schlaue Cardinal, der seinen Neffen zu retten wünschte, traf mit seinen Freunden die Verabredung, sobald es 24 geschlagen haben würde, die Klöpfel der vornehmsten Uhren der Stadt, besonders an der Uhr von S. Peter im Vatican, nach welcher sich die Glocke der Engelsburg richtete, festbinden zu lassen. Da es nun nicht

1 Uhr

1 Uhr schlug *), so wurde auch das Todesurtheil an dem Prinzen nicht vollzogen. Dieser befand sich, ungeachtet der heimlichen Nachricht, das man sich wegen seiner Rettung alle Mühe gäbe, dennoch in der ängstlichsten Erwartung, als sein Onkel mit dem Auslieferungsbefehl anlangte. Man gestand dem strengen Pabst endlich die List ein, durch welche man den Prinzen bey dem Leben erhalten hatte. Aber der Prinz mußte sich geschwinde von Rom entfernen.

Der unerbittliche Beobachter der Gesetze war aber auch ein sehr wohlthätiger Regent, der die Hauptstadt mit einer neuen Wasserleitung, der Aqua Felice, versah, der die Wollen-; Manufacturen beförderte, der ein Hospital für 2000 Arme stiftete. Er ließ durch den berühmten Dominicus Fontana den großen Obelisk vor der Peterskirche aufrichten. Auch sammelte er viele kostbare Bücher. Alles dieses Aufwandes ungeachtet,

legte

*) Die Taschenuhren waren damals noch nicht sehr gewöhnlich.

legte er einen Schatz von 5 Millionen Scudi in der Engelsburg nieder, und alles dieses that er in einem Zeitraume von 5 Jahren. Er starb (1590 Aug.) in einem Alter von 71 Jahren.

Auf mehrere unbedeutende Päbste, folgte endlich (1592) Clemens VIII (Aldobrandini), ein standhafter, entschlossener Mann, der den Kirchenstaat (1597) durch das Herzogthum Ferrara vergrößerte. Cäsar von Este, den der letzte Herzog Alfons zu seinem Erben eingesetzt hatte, sollte nur für einen unehlichen Sohn desselben gelten. Dem armen Cäsar wollte niemand bestehen, selbst sein Schwager nicht, Ferdinand von Medici. Aber Clemens hatte auch eine Armee von 30000 Mann. Clemens bekam (1605 März) Leo XI zum Nachfolger. Als dieser aber die Ehre der Pabstkrönung kaum erlebte, so wurde Paul V gewählt; ein Mann von großem Geiste, und zugleich von außerordentlicher Feinheit und Tugendhaftigkeit der Sitten, der seinen Eifer für die Erhaltung und Ausbreitung der Hierarchie nur zu weit aus-

ausdehnte, und daher besonders mit Venedig (1607) in Streit gerieth. Die Regierung dieses Freystaates, die von Heinrich IV von Frankreich unterstützt wurde, verbannte alle Ordensgeistlichen aus ihrem Gebiete. Um diesen die Erlaubniß, wieder zurückkommen zu dürfen, zu verschaffen, mußte Paul nachgeben. Die Jesuiten blieben aber von dieser Erlaubniß doch noch ausgeschlossen. Derjenige, der die Standhaftigkeit der venezianischen Regierung, ihre Rechte gegen die Anmaßungen des Pabstes zu vertheidigen, am meisten aufmunterte, war Paul Sarpi, ein Venezianer, Doctor der Theologie, und zuletzt General; Procurator des Serviten Ordens. Dieser aufgeklärte Mann suchte, in einer besondern Schrift, die Rechte der Souveraine gegen die Excommunicationen und Interdicte des Pabstes zu vertheidigen; auch erzählte er die Geschichte der Handel, die zwischen seiner Republik und Paul V vorgefallen waren. Aber er machte sich, durch seine freymüthigen Urtheile über die Anmaßungen der Päbste, so verhaßt, daß er sich in Gefahr befand, in Venedig selbst

Galletti Belg. 117 Th. 26 er:

ermordet zu werden, und daß er nur durch die außerordentliche Sorgfalt seiner Regierung gerettet wurde. Paul V, der ihm diese Gefahr zugezogen hatte, machte (1621) dem Gregor XV auf dem päpstlichen Stuhle Platz. Dieser erlebte während seiner kurzen Regierung (st. 1623) die Freude, daß die Reformirten in Frankreich von Richelieu unterdrückt wurden. Der folgende Pabst, Urban VIII, nahm an dem mantuanischen Erbfolgekrieg lebhaften Antheil.

Die Herzoge von Mantua, die von der Familie von Gonzaga herstammten, führten seit Karls V Zeiten den herzoglichen Titel, und gelangten durch eine Heyrath zum Besitze von Montferat, welches (1573) vom Kaiser Maximilian II gleichfalls zum Herzogthume erhoben wurde. Ein Prinz dieses Hauses vermählte sich mit der Erbin der kleinen in Frankreich liegenden Herzogthümer Nevers und Rethel. Der Herzog Vincenz II, der seine beste Zeit unaufhörlichen Liebeshandeln, und dem leidenschaftlichsten Spiele, widmete, hinterließ (1612) 3 Söh-

ne,

ne, die alle nach einander regierten, und alle ohne männliche Erben starben. Der zweyte, Franz IV, der die Regierung erhielt, starb mit seinem Vater in Einem Jahre. Nun kam die Reihe, den Regenten vorzustellen, an den ältern Bruder Ferdinand, der bereits Cardinal war. Dieser machte nach 14 Jahren (1626) seinem Bruder Vincenz II Platz. Auch dieser kürzte sein Leben durch Ausschweifungen ab (st. 1627 im Dec.). Mantua nahm nun der Herzog Karl von Nevers, der Großsohn der drey letzten Herzoge, der gerade bey dem Tode Vincenz II anlangte, in Besitz.

Auf Montferrat machte Karl Emanuel von Savoyen, als den Bruder der Gemahlin des Herzogs Franz II, Anspruch. Doch Karl von Nevers, der sich auf dasselbe gleichfalls ein Recht zu verschaffen wünschte, ließ sich sogleich die Prinzessin Marie, die man für die Erbin von Montferrat hielt, antauen. Da der Herzog von Nevers von Frankreich unterstützt wurde, und dieses dadurch Gelegenheit bekam, in die Angelegen-

B b 2

heiz

heiten Italiens sich einzumischen, so glaubte Olivarez, Philipps IV Minister, sich seinen Absichten entgegen sehen zu müssen. Auch rieth im Gonzales von Cordua, der Statthalter von Mayland, den vortheilhaften Besitz des Herzogthums Mantua nicht zu vernachlässigen. Spanien und Savoyen verglichen sich schon wegen der Theilung von Montferrat. Doch Richelieu, der, seit der Unterdrückung der Reformirten, die Schwächung der österreichisch-spanischen Macht zum Hauptziele hatte, nahm sich des Herzogs von Nevers mit Eifer an. Karl Emanuel von Savoyen schickte zwar ein französisches Hilfscorps zurück; er konnte die Franzosen aber (1629) doch nicht zurückhalten, sich der Städte Casale und Susa zu bemächtigen. Ludwig war um diese Zeit (1630) selbst in Italien, und Richelieu, der damals den obersten Befehlshaber Frankreichs vorstellte, besetzte ganz unterwartet die Festung Pignerol, den Schlüssel von Italien. Dennoch konnte sich Karl von Nevers nicht als Herzog von Mantua behaupten. Eine kaiserliche Armee, die Gallas anführte, nahm

nahm Mantua mit Sturm ein. Die außerordentlichen Kostbarkeiten und Seltenheiten des Hauses Gonzaga, wurden damals eine Beute der Deutschen, die das Herzogthum schrecklich ausplünderten und verwüstheten. Karl, der, um Kriegsvolk anzuwerben, alle seine Güther in Frankreich verkauft hatte, war nun so arm, daß er von Venedig tausend Doppie (Doppel; Louis; d'or) erbetteln mußte. Mazarini bahnte jedoch den Weg zu einem Vergleiche. Er brachte zu eben der Zeit, als die Kaiserlichen und die Franzosen schon zu einer Schlacht gegen einander anrückten, einen Waffenstillstand zur Richtigkeit. Auf diesen folgte (1631) ein entscheidender Vergleich, der zu Regensburg geschlossen wurde. Karl von Nevers wurde vom Kaiser mit dem Herzogthume Mantua beliehen; Victor Amadeus, Karl Emanuels Sohn, mußte sich mit dem Bezirke von Trino und Alba begnügen. So endigte sich dieser Krieg, der, in Verbindung mit der Pest, in dem Herzogthume Mantua 25000, in der Stadt Venedig 60000, im Gebiete der

Reg-

Republik 500000, und in Toscana über 60000 Menschen einem frühzeitigen Tode überliefert hatte, Richelieu berebete den Herzog Victor Amadeus (1637), Pignerol an Frankreich abzutreten. Dafür schmeichelte er ihm mit der Hoffnung zur Königswürde.

66



Verichtigungen.

S. 123 Z. 5 v. u. st. Wahl Wuth.

„ 126 „ 6 st. Sengallen Sengallen.

„ 132 muß zu Iwan Basiljewitsch II, und

„ 136 zu Iwan Basiljewitsch I (st. 1505) hinzugesetzt werden.



